Doppel-Bändchen.

Ladenpreis: 40 Pfennige.

Universal-Bibliothek

918, 919

Erzählungen

von

Lucian Siemienski.

Aus dem Polnischen übertragen

von

Philipp Löbenstein.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Universal-Bibliothek.

Preis jedes Bandes: 20 Pfennige.

Bis September 1877 erschienen 920 Bände.

Ein vollständiges Verzeichniß ist durch alle Buchhandlungen unentgeltlich zu beziehen.

Kotzebue, Der häusliche Zwist. 479.
Kraszewski, Jermola. 845. 846.
Krummacher, Parabeln. 841—843.
Landsteiner, Erwin. 766.
Laube, Die Eine weint die Andre lacht. 580.
— Mitten in der Nacht. 525.
Lavater, Worte des Herzens. 350.
Lebrün, Nummer 777. 604.
— Humoristische Studien. 646.
Leisewitz, Julius von Tarent. 111.
Lembert, Ehrgeiz in der Küche. 547.
— Sie ist wahnsinnig. 748.
Lenz, Militärische Humoresken. 710. 728. 795. 850. 897.
Lesage, Gil Blas. 531—536.
— Der hinkende Teufel. 353. 354.
Lessing, Emilia Galotti. 45.
— Gedichte. 28.
— Der junge Gelehrte. 37.
— Laokoon. 271.
— Minna von Barnhelm. 10.
— Miß Sara Sampson. 16.
— Nathan der Weise. 3.
Lindner, Geschichten u. Gestalten. 861-863.
Logau, Sinngedichte. 706.
Longfellow, Evangeline. 387.
— Gedichte. 328.
— Hiawatha. 339. 340.
— Miles Standish. 540.
— Der spanische Student. 415.
Lope de Vega, Sklavin ihres Geliebten. 727.
Lorm, Die Alten und die Jungen. 617.
— Gabriel Solmar. 732—735.
Maffai, Merope. 351.
Mahlmann, Gedichte. 573.
— Herodes. 304.
De Maistre, Die Gefangenen im Kaukasus.
— Der Aussätzige von Aosta. 880.
— Die Reise um mein Zimmer. 640.
Malczewski, Maria. 584.
Maltitz, Der alte Student. 632.
Manzoni, Die Verlobten. 471—476.
Marbach, H., Timoleon. 860.
—, **O.,** Papst und König. 608.
Marryat, Die drei Kutter. 848.
Marx, Jacobäa von Bayern. 158.
— Olympias. 231.
Matthisson, Gedichte. 140.
Meilhac, Der Attaché. 440.
Mels, Heines „Junge [illegible] Gedichte. 2.
Mendelssohn, Phädon. 335.
Mengs, Schönheit und Geschmack in der Malerei. 627.
Meyern, Die Cavaliere. 492.
— Das Ehrenwort. 421.
— Die Malteser. 749.
Mickiewicz, Balladen. 549.
— Sonette. 76.
Molière, Georg Dandin. 550.
— Der Geizige. 338.
— Gelehrte Frauen. 113.
— Die Gezierten. 460.
— Liebeszwist. 205.
— Der Misanthrop. 394.
— Die Plagegeister. 288.
— Schule der Ehemänner. 238.
— Schule der Frauen. 588.
— Tartüffe. 74.
Moore, Irische Melodien. 503.
Moreto, Donna Diana. 29.
Morus, Utopia. 513. 514.
Möser, Patriotische Phantasien. 683. 684.
Müller, Siegfr. v. Lindenberg. 206—209.
Müllner, Die Albaneserin. 365.
— Der 29. Februar. — Die Zurückkunft aus Surinam. 407.
— Der Kaliber. 34.
— Die großen Kinder. 167.
— Die Onkelei. — Der Blitz. 331.
— Die Schuld. 6.
— Die Vertrauten. 97.
— König Yngurd. 284.
— Zweiflerin. — Der angolische Kater. 429.
Murad Efendi, Selim III. 657.
Murger, Aus der komischen Oper. 426.
Musäus, Rolands Knappen. 176.
— Legenden von Rübezahl. 254.
— Stumme Liebe. 589.
Musset, Eine Caprice. 626.
— Die Launen einer Frau. 767.
— Wovon die jung. Mädchen träumen. 682.
— Zwischen Thür und Angel. 417.
Mylius, Das Glasmännchen. 418.
— Graveneck. 366. 367.
— Die Türken vor Wien. 213. 214.
— Die Frau Oekonomierath. 257. 258.
Nibelungenlied. 642—645.
Nodier, Das l. Bankett d. Girondisten. 707.
— Jugenderinnerungen. 675. 676.
Opitz, Gedichte. 361.

2.

Erzählungen

von

Lucian Siemieński.

Aus dem Polnischen übertragen

von

Philipp Löbenstein.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Alte Zeiten, alte Sitten.

Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde — nicht.

Nach Fr. Schiller.

Alte Zeiten, alte Sitten! Mann und Weib wurden ohne weitläufige Scherereien zusammengekoppelt. Hat dir die Schöne ins Auge gestochen, suchst du ihr auf dem nächsten Jahrmarkt wieder zu begegnen und hat dich dein Herz nicht getäuscht, fährst du mit deinem schmucken Viergespann und dem ersten besten Brautbewerber an dem Hause vor. Ein Paar Schmeicheleien an die Göttin reichen aus, die Siegelringe werden gewechselt, du machst deinen Fußfall vor den Eltern und die Hochzeit wird gefeiert! Nicht selten sah man seine Zukünftige kaum ein einziges Mal und stand schon an ihrer Seite am Altare. Die gnädigen Eltern sagten da kategorisch: „Wir haben dir ein gar feines und reiches Fräulein auserkoren, fahre nur hin, repräsentire dich gehörig und die Sache ist abgemacht." Dem geschah also, der weise Rathschluß der Alten war den Jungen heilig — das vierte Gebot fand übrigens einen beredten Dolmetsch in dem Prediger aus der Bocker Peitschenfabrik.

Das muß ein gar schönes Paar gewesen sein, wo das Herz dem Commando und nicht dem eigenen Antriebe Folge leistete! ruft ärgerlich ein Saint Simonist oder eine Jüngerin der Eheverächterin George Sand aus. Wie? ohne ein vorausgegangenes romantisches Verhältniß, ohne das

Seelenverständniß, ohne ihre Gefühle auf einen Kammerton zu stimmen? Ohne Beweise ausdauernder Beständigkeit? Ohne wenigstens ein Dutzend Liebessonette gedichtet zu haben? Ohne ein Duell, das mit Champagner beschlossen wird? Ohne die Verzweiflung eines Werther (versteht sich mit einem weniger tragischen Ende)? Ohne ein Schock Briefe zur Uebung im Französischen? Endlich sogar ohne eine psychologische Abhandlung über die Liebe? Nein, das wäre ja die Hölle im Hause, nicht mehr und nicht weniger.

Ein Paradies auf Erden, das Paradies! soll die Ehe sein, meint ihr . . . Vorerst wird mir jeder, der die Poesie der Liebe kennt, zugeben, daß die Liebe in der Ehe eine glatte, sehr glatte Prosa sein muß, wie die im Telemaque zum Beispiel. Damit der Styl in der Ehe ein recht behaglicher sei, bedarf es nur verständiger, logischer Sätze, Dithyrambenausbrüche müssen den sich einander angehörenden Eheleuten selbst komisch erscheinen. Es waren also unsere Alten durchaus nicht auf den Kopf gefallen, wenn sie das Söhnchen gleich mit gar einfacher Prosa fütterten, so daß die Fittiche der Phantasie sich dann nicht über das häusliche Dach erhoben.

Ehedem, welcher Obscurantismus! Wie wenig verstanden sie die sogenannten Gefühle! Sie konnten sie nicht anatomisiren, ahnen, sie sich und andern einbilden und das Herz — heut zu Tage ein abgedroschener Gemeinplatz! glich früher einer alten, gutverkorkten Flasche Wein; jetzt ist es, Dank den Mäßigkeitsvereinen gar oft in einem Wortschwall getränkt oder ganz verwittert. Ehedem, welche Einfalt! begannen der feine Cavalier, die schüchterne Braut erst nach der Hochzeit ihr Gefühlsleben, das ihnen duftete bis zur silbernen und goldenen Hochzeit . . . und heute . . . den Romanen gebührt die Ehre! der Flacon voller Sentiments wird frühzeitig entpfropft, die Gerüche erzeugen fast Kopfschwindel . . . Am Ende des Honigmonats hat sich der

Rosenölduft schon verflüchtigt . . . Ehedem, welche Barbarei! pflegte der Eheherr mit dem Fuße zu stampfen, daß die Scheiben klirrten oder er begann, wenn der Kelch oft geleert wurde, allerlei Possen zu spielen, der Ehehälfte sogar die Schuhabsätze wegzuschießen, und doch gab die rein gestimmte Eheglocke keine Dissonanz, die gegenseitige Zuneigung beschwor den Sturm, verscheuchte jedes Wölkchen und kein Dritter brauchte seine Nase hineinzustecken . . . und vor einer Scheidung schreckte jeder wie vor einer Todsünde zurück. Heut' zu Tage, es lebe der gute Ton! leben der Herr Gemahl und die Frau Gemahlin auf dem Etikettenfuße, besuchen sich zu bestimmten Stunden, er in voller Eleganz, sie in reizender Toilette, sie suchen sich gegenseitig zu unterhalten — sie entwerfen Pläne für die Erziehung der Kinder, auf die sie vergebens harren. Bei solchen Disputen erkennt er nur ihren, sie nur seinen Willen an und doch können sie sich nie einigen — es entstehen kleine Mißverständnisse — diese führen zu kleinen Scenen — es findet sich Jemand, der das verkannte Wesen zu errathen weiß — es ist dies ein blasser, vom Schicksal verfolgter, interessanter Mann — er wird anfangs etwas, dann mehr ins Vertrauen gezogen, und ist zuletzt der Herzensfreund, aber nicht mehr . . . Die moderne Frau, die sich noch nicht auf die letzte Stufe der Emanzipationsleiter gestellt, weicht nicht vom Pfade der Pflicht ab, sie läßt es nur den Mann bitter fühlen, daß sie ihre Pflichten erfüllt . . . Eine solche Opferrolle spielt sie das erste, das zweite Jahr, bis endlich die Kettenringe des Zwanges bersten und das Opfer sich in die Arme des Vertrauten wirft . . .

Gar wunderbar verwirren sich die Gedanken, so oft man die alte Zeit heraufbeschwört und der neuen gegenüberstellt — gleichsam zwei Bilder, deren Meister um den Preis ringen. Das eine ist von der Hand irgend eines Raphael: du hast solche Menschen nie vor Augen gesehen, sie haben auch vielleicht nie existirt und sie wenden dir das Herz im

Leibe um. Das zweite reflectirt im Spiegel der flamändischen Schule dir wohlbekannte Personen. — Sehr ähnlich! rufst du aus und entfernst dich kalt. Darum liebe ich die alte Zeit, obgleich man ihr so viel Böses nachsagt — ich liebe sie schon wegen ihrer Ganzheit. Die Gegenwart ist nur ein Bruchstück und ich bin durchaus kein Freund von Fragmenten . . . Ich liebe die alte Zeit eben wegen jener alten, gut verkorkten Flasche — wegen ihrer schlichten wenn auch rauhen Gefühle.

Wenn ich demnach mit meiner Einleitung eure Geduld noch nicht erschöpft habe, so gestattet mir nun zur Erzählung zu schreiten, die ich aus dem Munde eines alten Mannes vernommen, der die Orte und die Personen gekannt hatte. Er theilte mir diesen Vorfall ohne weitere ästhetisch moralische Nutzanwendung mit, die ich von philantropischen Grundsätzen geleitet, wie ehedem ad usum Delphini, nun pro publico bono, gebeten oder ungebeten hineinflechte.

Wer wenn auch nur durch die Tradition von unsern großen Herrenhäusern vernommen, die unter dem letzten Polenkönige mit der Neige ihrer Pracht geglänzt, dem ist es auch bekannt, daß der Kronsmarschall Fürst Lubomirski ein großer Herr im vollen Sinne des Wortes war, ganz wie zur Zeit der Sachsenkönige lebte und gleichwie ein zweiter Ostrogski*) Hof hielt. Wenn er im Herbste aus Warschau auf sein Gut Janowec reiste, bildete sein Gefolge eine Karavane, die sich drei Meilen lang zog. Das jüngste Gericht nahete heran, wenn sich da Alles in den Schloßhof wälzte. Die gesammte Schloßdienerschaft verlor fast den Kopf in dem Bestreben alle die gebetenen Gäste und das Weibervolk und die Respectdamen, und die Musikanten und Komödianten und Gott weiß, wer all die Angelangten waren, unterzubringen. Oft reichte auch das

---

*) Ein ehemals souveraines polnisches Fürstengeschlecht, dessen männliche Linie im Jahre 1673 erlosch. Anm. d. Uebers.

Schloß trotz seiner Quadratbauten nicht aus und man mußte die Pfarrresidenz und selbst die jüdische Schenke zu Hilfe nehmen.

Wer heute diese Mauern besucht und das abgerissene oder zusammengestürzte Dach erblickt, diese Steintrümmer betrachtet, die den Schloßhof verschütten, die mit Unkraut und Dorngebüsch verwachsenen Graben, das von allen Klammern und Riegeln, wie von der abgebrochenen Brücke losgelöste Thor, das den Fremden gleichsam mit offenem Maule begrüßt, als wollte es ihm etwas mittheilen, aber vermöge es aus Herzeleid nicht . . . der glaubt es kaum, der kann es nicht fassen, daß vor kaum sechszig Jahren in diesen Galerien eine rauschende Musikkapelle spielte, die versammelte Szlachta in diesen Gemächern mit rauchendem Schopfe Toaste auf den Schloßherrn ausbrachte, auf dem Mosaikfußboden die Schleppen der Reifröcke schleiften, und aus diesem Fenster des Eckthurmes die schöne Krasinska nach ihrem kurländischen Königssohne ausschauete . . . Es ist doch nicht so gar lange her! . . . und schon haben der Jude wie der Städter aus den Schloßziegeln manchen Rauchfang erbaut oder eine Wand untermauert . . . In die Güter des Magnaten theilte sich dasselbe kleine Adelsgelichter, das er genährt und gekleidet. Aus dem Tode entsteht das Leben — so war es immer und so wird es bleiben, da ist nichts zu bedauern. . .

Wie gesagt, der Fürst Marschall kam im Herbste mit seinem ganzen Hofe nach Janowec. Womit beschäftigte sich da der Fürst, womit die Fürstin? Das gehört nicht zu unserer Erzählung; das ist gewiß, wenn die Witterung darnach war, wurden Spazierfahrten zu Pferde und Wagen oder auf dem Wasser, Jagden, Serenaden arrangirt, darauf folgten Gastmahle, Tänze, Illuminationen, Feuerwerke, und Ueberraschungen gar mannichfacher Art. Aber trotz aller dieser Amusements traf es sich, daß der Fürst und die Fürstin sich zu Tode langweilten, nicht als ob ihnen

etwas fehlte, aber man war immerfort auf der Suche nach neuen Zerstreuungen. Man befand sich mit einem Worte an diesem Hofe — wie auf jener Luxusinsel, wo man sich den Appetit portionenweise kaufen mußte. Vom ersten Ohrenbläser bis zum letzten Knechte schwammen alle wie die Pfannkuchen in der Butter und am meisten die, welche keine andere Arbeit hatten, als zu essen und zu trinken, den Kontusch zierlich zu tragen, das Schnurbärtchen nach schwedischer Manier zu spitzen, den Herrschaften in der Kapelle oder bei Besuchen zu assistiren und — in der übrigen Zeit den Damen den Hof zu machen, oder im traulichen Zirkel bei lustigem Geschwätz der Flasche zuzusprechen, die gleichsam mit Hilfe der wundersamen Lampe Aladins immer alle Riegel und Vorlegeschlösser des herrschaftlichen Weinkellers zu durchbrechen wußte.

Unter den Edlen, welche die Zierde und den Glanz des Hofes bildeten, stand ein gewisser Szczuka an der Spitze. Sein vielverzweigtes Geschlecht war an Gütern nicht eben reich, dagegen hatte der Name einen guten Klang und Festigkeit des Charakters war in der Familie erblich. Der Vater des Pan Gabriel Szczuka, Besitzer eines kleinen Meierhofes, hatte seinen Sohn zu den Jesuiten nach Lukow gegeben und nach Beendigung der Syntax unter dem Magister Smaga, schickte er ihn nach Lublin zur Palästra, um sich zum Anwalte heranzubilden. Von da kam Pan Gabriel auf die hohe Empfehlung des erlauchten Gerichtsmarschalls, mit dem er weitläufig verwandt war, zur weitern Carriere an den Hof des Fürsten Lubomirski.

Diese Huld entsprach aber auch dem persönlichen Verdienste des Pan Gabriel, denn er besaß einige Eigenschaften, die zu der Zeit einen hohen Werth hatten, und wenn nicht eine hohe Würde in der Republik, jedenfalls ein schönes Gütchen zur lebenslänglichen Nutznießung eintragen konnten.

Erstlich — war er stattlichen Wuchses, hatte rothe Wangen, ein großes Auge, eine leicht gebogene Nase. Dann

war er bei großen Herren schweigsam, antwortete aber, wenn gefragt, so zutreffend wie der Peitschenknall — die Ausdrücke: „ich weiß nicht, nicht möglich, nicht zulässig“ — waren aus seinem Höflingswörterbuche gestrichen. Auf Befehl des Herrn oder der Herrin wußte Pan Gabriel alles, brachte er alles zuwege, schuf er alles. Damit hatte er sich besonders bei der Fürstin in Gunst gesetzt, die wie alle Weiber es liebte, daß man ihren Launen Genüge leiste und daher gleich ausrief: „Ruft mir nur Szczuka, er besorgt's gleich, er kümmert sich darum, er findet ein Mittel.“ Und wenn auch Pan Gabriel gar oft nichts ausrichtete, nichts erdachte, wußte er doch die fürstliche Frau zu überzeugen, nahm er eine solche Miene an, die die Fürstin immer zufrieden stellte. Auch verstand er es, wenn er es für nöthig erachtete, die Zunge tüchtig zu tummeln und in seinen Argumenten niemandem nachzustehen.

Es ist gewöhnlich der Fall, daß die Herrengünstlinge sich eines gewissen Hochmuths befleißen, der Anderen unerträglich ist, die Nase hochhalten, wie die Höflinge sagen. Aber Pan Gabriel hielt die Nase, diesen Barometer des Hochmuths, wenn auch nicht gegen den Erdmittelpunkt geneigt, doch immer parallel mit ihm, um sie nicht einst um eine Quinte senken zu müssen. Mit seines Gleichen lebte er brüderlich, verschmähte es nicht in guter Gesellschaft zu zechen und die Klinge zu messen, stellte sein Pferd oder einen goldgestickten Gürtel gerne zu Gebote, wenn einer der geringer Besoldeten irgendwo freiete, ja er sparte auch den Beutel nicht, wenn man in der Noth bei ihm anklopfte und haute selbst über die Schnur, wenn sich die Gelegenheit darbot, um den Schlachziz zu zeigen, wie er sagte.

Zur Completirung des Panegyrikus des Pan Gabriel muß noch hinzugefügt werden, daß er bei jeder öffentlichen oder privaten Gelegenheit seinen Mann stellte und dem

Hofe, dem er diente, niemals Schande machte; denn das alte Sprüchwort „wie der Herr so der Diener“ hatte damals eine wahrhafte Geltung. Der Höfling repräsentirte den Magnaten, gleichsam als Ambassadeur eines Potentaten und um vieles würdiger, als heut zu Tage ein Verwalter oder betreßter Kammerdiener, dem man ungestraft die Thüre vor der Nase schließen darf.

So verschwinden mit jedem Tage immer mehr die alten Sitten. Die sogenannten Clienten, die Anhänger eines Hauses sind schon längst außer Mode — und die Dienerschaft — mein Gott! . . . was ehedem als Ehre galt, ist jetzt zum Miethvertrage geworden; sie dienen, so lange sie bezahlt werden . . . doch auch da, wir wiederholen es, bleibt nichts zu bedauern.

Da nun Pan Gabriel auf den Landtagen und im Tribunale wie auch in sonstigen Kreisen gleich die Antwort mit scharfem Eisen gab, wenn jemand mit ungebührlichem Worte die Ehre seines fürstlichen Herrn berührte — wurde er zum allgemeinen Schrecken und selten trat man ihm keck entgegen. Dafür war er aber auch beim Fürsten Marschall in besonderer Gunst und mehr als einmal sprach er zu ihm gar verständlich: „Ich werde aus dir schon was Rechtes machen, mein Szczuka, diene nur noch einige Zeit, damit die Bürger im Dienste dir deiner schnellen Erhebung wegen nicht schmollen.“

So ging dem Pan Szczuka alles glücklich von Statten, als ob er nur Kränze zu flechten hätte. Es regnete förmlich Geschenke und Angebinde; bald waren es ein Paar hübsche Rosse, bald ein niedliches Wägelchen und sonstige einem Cavaliere nothwendige Sächelchen. Trotzdem er aber die Gunst des Herrn und der Herrin und die Zuneigung aller Höflinge, ja selbst der Livreediener besaß, war ihm doch ein Theil des Hofes, und das ein nicht unwichtiger, durchaus nicht gewogen, schmiedete dieser Theil immerfort gegen ihn Verschwörungen oder suchte ihm Pos-

sen zu spielen, denen er nach Möglichkeit zu entgehen trachtete.

Diesen Theil des Hofes bildete die Garderobe, das Frauengemach. Die Ursache der Feindseligkeit von Seiten des weiblichen Hofstaates war, sei es eine Wunderlichkeit, eine Berechnung oder eine wirkliche Voreingenommenheit gegen das weibliche Geschlecht von Seiten des Pan Gabriel — denn er scheuete sich vor einem weiblichen Wesen wie der Teufel vor Weihwasser. Vergebens hätte man in den Dämmerstunden nach ihm ausgeschaut, wenn die Hofsela-done, auf Kisten und Kasten lagernd, ihren Seelenschätzen feurige Liebeserklärungen machten. Da lag Pan Gabriel lieber in seinem Gemache und glotzte den Plafond an, die Balken zählend. Ist Ball bei Hofe und alles hüpft und springt in freudiger Erwartung, da bleibt er ganz gleich-giltig. Die Kameraden rufen ihm zu: „du gehst mit uns sonst mußt du dich schlagen"; sie ziehen ihn gewaltsam mit. Die Musik schmettert die hellsten Töne, alles dreht sich im Tanze — er steht hinter dem Ofen, er fordert keine auf, und zieht man ihn wider Willen in den Kreis, dreht man ihn erst recht wie eine Puppe am Schnürchen.

Er war übrigens durchaus kein sinnlicher Scheinheiliger, denn in Warschau fehlte es gewiß nicht an appetitlicher Frauenwaare, die einen mit den Aeuglein und Ellenbogen, mit den Füßchen und Schönpflästerchen anlockte, so daß der Verstand aus dem Häuschen trat und sich nicht wie-der zurückfinden konnte. — Da gab es auch gar viele Respectdamen und andere schöne Frauen, die eine zier-licher als die andere, er brauchte ja nur zuzugreifen — aber ihm stach keine ins Auge. Da wurde auch bei Hofe viel gesprochen und gerathen. Die Einen sagten: Stille Wasser sind tief, die Andern meinten, er habe sich schon irgendwo verliebt. Wieder hieß es und das war die Ansicht der Fräulein, er schaue gar hoch hinaus und betrachte sie gar nicht als Geschöpfe Gottes. Die letztere

Muthmaßung kam vielleicht seinem Gedankengange am nächsten.

Als Pan Gabriel aus dem väterlichen Hause in die Welt ging, erhielt er außer den gewöhnlichen Ermahnungen, hundert Tymphe*) und einen Klepper, wie auch noch als Zugabe die weise Lehre: „Bis dreißig Jahre gehe jedem Weiberrocke aus dem Wege!“ — Die volltönende Stimme des Vaters, der Anblick der an der Wand hängenden Peitsche hatte ihm dieses Gebot so mächtig eingeprägt, daß es ihm länger im Gedächtnisse blieb als den Juden die Wüste. Darum erstickte die leiseste Berührung, ja schon der blose Anblick einer Evastochter in ihm alle satanischen Versuchungen, welche die unbarmherzige Natur als Stachel unserem Blute einverleibte.

In Berücksichtigung jedoch der gebrechlichen Natur des Menschen ließ sich nicht bestimmen, wie lange Pan Gabriel an diesem luxuriösen Hofe in seiner Enthaltsamkeit ausgeharrt hätte. Der französischen Galanterie waren da Thüre und Thore geöffnet, da waren Maitressen, Boudoire, Toilettenkünste, Soupers in der Vorstadt, Einsiedler, welche Beichte hörten, Pharao, die Manie à la Voltaire zu philosophiren. Gewiß hätte das Beispiel ihn wie gar viele andere mit in den Strudel gezogen, wenn der angeborene Stolz ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre.

In glühenden Seelen muß die eine oder andere Leidenschaft herrschen.

— Wenn ich mir nur etwas erschwinge — sprach er zu sich — dann gibt's für mich keine hohe Schwelle — die Szczuka gehören zur alten Schlachta wie die Lubomirski — und Titel, Würden? alles hängt vom Glück ab — es ist jetzt das Regiment in Händen der Favoriten . . .

Deshalb kümmerte sich Pan Gabriel wenig darum, ob ihm eine vom Hofstaate die Zähne zeigte, ob die andere

---

*) Polnische Silbermünze im Werthe von 6 Silbergr. Anm. d. Uebers.

sich wie ein Truthahn aufblies und eine Dritte Rache schwur. Er umkreiste nur immer das fürstliche Paar — zählte seine Freunde schockweise — trank gut, aß für vier — und spottete derer, welche als blose Schatten über die Grausamkeit ihrer Göttinnen seufzten. Nur zuweilen, wenn er nachdachte ohne recht zu wissen worüber, sagte er zu sich: „Die dreißig Jahre sind hinter mir — ein einziges Wort des Fürsten und mein Glück ist gemacht; nur Geduld, Gabriel, nur Geduld!“

Es war damals Gebrauch und Sitte, daß jedes Gerücht unter den Hofleuten von Ohr zu Ohr bis zur Herrschaft und vor allem zur Herrin gelangte. Die Stunde des Rapports fand gewöhnlich beim Ausziehen der Strümpfe der Fürstin und dem Aufsetzen der Nachthaube statt. Da sammelten sich um die erlauchte Fürstin die Respectdamen und die würdigeren Dienerinen, die Einen zu Häupten, die Andern zu den Füßen, ein lebendiges Zeitungsblatt bildend, das den gesegneten Schlaf der hohen Herrin gewöhnlich beschleunigte und dieselben Dienste leistete, wie Walter Scott und selbst Paul de Kock.

Den vorzüglichsten Stoff der Unterhaltung bildeten die Liebschaften und Galanterieen der Höflinge: wie Pan Jarzyna von Fräulein Piolrowska einen Korb erhalten — wie Pan Ordenga der Frau Einnehmerin den Hof mache — wie der Schreiber sich mit dem Frotteur wegen Magdußia in den Haaren gelegen — wie der Credenzer das Kaffeemädchen heirathen wolle und wie man den Mann der alten Schaffnerin aufgefunden . . .

Dergleichen Anekdötchen hörte die Fürstin gerne und sie neigte bald der Einen, bald der Andern ihr Ohr zu. Aber einmal, da der Schlaf sich nicht einstellte, bemerkte sie:

— Da erzählt ihr mir von dem und jenem, und keine von euch läßt ein Wörtchen von Szczuka fallen . . .

— Pan Szczuka? weil Pan Szczuka . . . — und sie

zuckten mit den Achseln und dreheten die hie und da hübschen Köpfchen.

— Was ist mit Szczuka? . . . Er ist doch die Perle unseres Hofes, der Liebling meines Mannes. — Schämt ihr euch nicht, Mädchen, daß ihr nicht zu gefallen verstanden?

— Gefallen! riefen alle aus, gefallen?! wer weiß, ob nicht die hohe Frau selbst unser Loos theilte! . . .

— Einem solchen Heiden gefallen, der uns keines Blickes würdigt?

— Diesem Freunde des Bechers und der Nachtschwärmerei?

— Der eher mit seinem Stallknechte sich unterhält, als mit uns?

— Der, wenn er einer von uns begegnet, das Kreuz schlägt, wie vor dem Gottseibeiuns?

— Der wie ein Bär tanzt?

— Und der gar hoch hinaufschaut, nach einem Krakauer Fräulein vielleicht . . .

— Pan Jarzyna hat seinen Busenfreund am richtigsten entziffert — fiel das alte Fräulein Gertruda, die Vorgesetzte der weiblichen Dienerschaft, ins Wort.

— So sprich! rief die neugierig gewordene Fürstin aus.

— Die gnädige Fürstin verzeihen, aber es betrifft eine Person . . . ich könnte verletzen . . . — und sie warf einen schlauen Blick auf Fräulein Barbara Perotiatkinwicz.

— Mich gar? — rief Baßia aus — ich bitte gar sehr, Fräulein Gertruda — wen könnte denn meine geringe Person interessiren? . . . — und sie blies mit Geringschätzung die Unterlippe auf, in die sie eben gebissen hatte.

— So sprich, sprich nur, beharrte die Fürstin.

Fräulein Gertruda freute sich nicht wenig über den entschiedenen Befehl und ließ an Pan Gabriel kein gutes Haar, von Adam und Eva beginnend. Die Plaudertasche schwätzte ohne Unterlaß und erst nachdem sie von der Fürstin eine

tüchtige Rüge erhalten, lenkte sie plötzlich zur angekündigten Katastrophe ein.

— Als wir uns am Pfingsten, zur Messe in der h. Kreuzkirche zusammenfanden, war auch Fräulein Barbara mit uns. Pan Jarzyna stand gerade am Fenster und rief, als er uns bemerkte, dem Pan Gabriel zu, der mit dem Haushofmeister grade Mariage spielte:

— Schau einmal her! das Fräulein Barbara ist ein wahres Kleinod. Wenn sie mir erlauben wollte, ihr den kleinen Finger zu küssen, ich würde zu Fuß nach Czenstochau wallfahrten.

— Ha, ha, ha! — lachte Pan Gabriel auf, ohne sich von den Karten zu erheben — wenn es einem wirklich gelüstete, er könnte nicht nur den kleinen Finger, sondern auch das Händchen und das ohne viele Mühe haben.

— Eh! du hältst gar viel auf dich, wie ich sehe, aber bedenke — erwiderte Pan Jarzyna — sie ist reich an Reizen und Mitgift, du findest in Warschau nicht bald eine zweite und sie hat schon manchem einen Korb gegeben.

— Das kann mir nicht begegnen — erwiderte Pan Gabriel sich den Gürtel und den Schnurbart richtend — Szczuka wirbt nicht, sondern wird umworben . . .

— So mäßigt euch doch etwas! riefen die Höflinge aus, die dem Gespräche zugehört hatten — ihr seid ja eurer Sache sicherer als irgend ein Kammerherr Seiner Königlichen Majestät!

Da rief Pan Gabriel muthwillig aus:

— Ihr scheint mit mir kein Faß Salz verzehrt zu haben, wenn ihr mich nicht gehörig würdigt.

— So gefällt er mir, ich liebe ihn dafür! — unterbrach sie die Fürstin, über die Originalität ihres Höflings herzlich lachend. Wenn ein solcher sich verliebt, dann bleibt er treu bis zum Grabe. Was meinst du dazu, Baßjenka?

Aber Baßia war nicht zum Erkennen, mit Glut übergossen und in den Zügen wie in den Augen so verändert,

ein wahres Wunderbild. — Zum Glück hatte es niemand bemerkt, weil sie sich im Schatten befand, der vom Bettschirme gebildet wurde. Erst nach einer Weile entriß sich ihre Antwort der zusammengepreßten Brust.

— Was ich dazu sage? . . . und sie fügte nach einer Weile hinzu: ich arme Waise werde mich um die hohe Gewogenheit des Pan Gabriel bemühen müssen.

— Scherze darüber nicht, mein Kind — erwiderte ernst die Fürstin. — Er ist ein Mann, dessen Geist seiner hübschen Gestalt entspricht und dabei von gar gutem Hause. Wenn er auch vielleicht nicht so gefallen kann, wie unsere frisirten und befrackten Cavaliere, jedenfalls wird aus ihm ein guter Gatte. . . .

— Ein Gatte! — murmelte Baßia und senkte den Kopf und alle insgesammt senkten die Nasen — nur Fräulein Gertruda wollte noch etwas zum Besten geben, aber die Fürstin fühlte sich schon vom Schlafe umfangen. Sie entließ alle mit dem gewöhnlichen: „Geht schlafen, meine Kinder", den Würdigern gestattend, ihr die Hand zu küssen.

Das ereignete sich kurz vor der Abreise aus der Hauptstadt — und hatte eine fast zauberhafte Veränderung im Charakter des Fräuleins Barbara bewirkt. Sie war bis jetzt stolz auf die Vormundschaft der Fürstin gewesen. Die Mutter hatte sie, ihr Vierzigtausend Mitgift zurücklassend, vor ihrem Tode der Fürstin ans Herz gelegt. Sie hatte sich geschmeichelt gefühlt von den zierlichen Phrasen, die die süßen Lippen geschniegelter Hofcavaliere ihr zuhauchten. Sie war bis jetzt in ihren Spiegel verliebt gewesen; er zeigte ihr ja eine wahre Wespentaille, Aeuglein wie Mauerbrecher und lebende dazu, und über ihnen zwei schmale bewegliche Zobelbogen, die noch mehr hervorgehoben wurden durch die hohe, von Düften geschwängerte und mit Puder bestreute Frisur à la marechalle. Sie hatte bis jetzt gleichsam den zweiten Theil Szczukas gebildet. Auf

keinen der Herren Höflinge hatte sie nur einen halbwegs etwas bedeuten sollenden Blick geworfen, die Modestutzer mit flüchtigem Scherze von sich gewiesen. In dem Strudel der Bälle und fortwährenden Visiten war ihr nicht einmal so viel Zeit geblieben, ihr Herz zu befragen, das bisher von zu geringfügigen Leidenschaften bewegt, kaum von Liebe träumte. Die Hochmüthige, Kalte, Flatterhafte, Eitle wurde mit einem Male zuthunlich, vertraulich mit den Höflingen, anschmiegend wie weiches Wachs, und besonders, wenn sich ihr Gelegenheit darbot, dem Pan Gabriel zu begegnen. In der That schien sie ihn zu suchen, ihm den Vorrang einzuräumen, ihn aufzumuntern und unter den dunklen Augenbrauen Pfeile abzuschießen, die mit französischen Madrigalen vergiftet waren, aber vom Kontusch und Gürtel, von dem aufgewichsten Schnurbart, dem schuppigen Haarschopfe und der sarmatischen Gravität des Pan Gabriel wie vom Achillesschild abprallten.

— Leider! — rief die Arme aus, vor Wuth weinend und mit den Füßchen stampfend — ich umkreise, ich streichle ihn, ich plaudere, ich kajolire ihn und er wehrt sich, wie der Bär mit der Tatze. Ich habe so gar viele Erzählungen von verschiedenen Zaubertränken gehört, die Liebe erwecken — vom Liebstöckelkraut, — von den Gabelchen aus einer Fledermaus — ach! wenn ich nur diesen Vogel anlocken könnte! . . . und dann . . . und dann . . . ha, ha, ha! — und sie hielt sich die Seiten vor Lachen und klatschte in die Händchen.

Pan Szczuka vertheidigte sich wie hinter Festungsmauern mit seinen unerschütterlichen Grundsätzen, gab seinen Ernst nicht auf, parirte — aber so ungeschickt, daß dem Fräulein Barbara immer das letzte Wort blieb. Das regte ihn auf, da er sah, daß man sich auf seine Kosten belustige, er wurde aufgebracht — schwor, nie den Mund mehr zu öffnen — als Angegriffener schämte er sich aber zu schweigen. Am Ende begannen diese ewigen Streitigkeiten, gleichsam

vor Cupido's Tribunal ausgetragen, für ihn interessant zu werden, so daß die Höflinge schon munkeln: „Was sich liebt, das neckt sich."

— Wer, ich? — ruft Pan Gabriel aus — ich verliebt in diese Stumpfnase, in diese mit Schmiukpflästerchen gespickte Puppe? Zuerst ... Er wollte Himmel und Hölle als Zeugen seines gerechten Schwures anrufen — er rückte aber nur die Conföderatka auf dem Kopfe etwas schief und drückte die Lippen zusammen. Es gab da mit einem Worte schreckliche Kämpfe, Kämpfe in den Dämmerstunden, auf Spaziergängen, in den Gemächern, überall wo nur Fräulein Barbara mit Herrn Gabriel zusammentraf. Er wich nämlich nicht mehr den Frauen wie ehedem aus; „früher oder später, raisonnirte er, mußt du dieses Uebel über dich ergehen lassen, Gabrusiu, du mußt deinen gesunden Kopf unter das Evangelium beugen — lieber will ich jetzt, wie der erfahrene Roßtäuscher auf dem Markte, von der Ferne zuschauen und den Handel abschließen, damit mich Niemand überbiete.... Und er machte als Herzenskäufer einen weiten Umweg und zog die Waare genau in Betracht, obgleich die Verkäufer sie noch hoch zu halten schienen. Das neckische Spiel begann ihn gar sehr anzusprechen; weniger aber behagte es der jungen Dame, denn eben so schwer wie dem Geizhalse einen Ducaten aus dem Beutel zu locken, war es, Gabriel ein Geständniß zu entreißen. Nur hie und da entwischte ihm ein herzliches Wort, aber er hütete seine Zunge, um nicht wie der Hecht im Netze zu zappeln.

Die Arme marterte sich so sehr, daß sie ganz abmagerte, wußte sich aber zu trösten: „Auf der Reise, auf den Raststationen, auf den Nachtlagern, da wird keine Etikette beobachtet, da nähert man sich mehr und mehr, und erst auf dem Lande, da ist es so romantisch, die Vögel singen, die Bäche murmeln, es wird einem so bange." — Es ist wahrscheinlich, daß Basia nicht gerade Wort für Wort so

dachte, sie gehörte nicht zu den erfahrenen Koketten, die ihre Probejahre schon hinter sich hatten. Barbara ahnte mehr als sie reflectirte; sie erinnerte sich der Herzensstimme bei jeder Abreise von Warschau und brachte diese Erinnerungen in Verbindung mit dem Blutegel, der jetzt immerfort an ihrem Herzen saugte — dem Rachegelüste. Aber alles hatte sich jetzt zur Pein der kleinen Basia verschworen. Da halfen weder die unter dem Fräulein zusammengebrochene Kutsche und das Steigen in die Britschka des Pan Gabriel, der gerade zur rechten Zeit anfuhr, noch die vielen Rast- und Nachtstationen. Es nützten nicht die vielen passenden Gelegenheiten zu vertraulichen Mittheilungen, zu Erklärungen, zum Verliebtwerden, sie blieben immer auf einem Punkte und er war nicht vom Flecke zu bringen. Die arme Basia verzweifelt; wann wird sie ihn — zum Verlieben bringen, wenn nicht jetzt? Auf eine andere Art will sie sich nicht rächen. Sollte er denn wirklich so erfahren sein, daß kein einziges Mittel gegen ihn stichhaltig wäre? Oder ist er wirklich so ein simplex servus dei, bei dem die Ermahnungen der Väter Jesuiten noch nicht verduftet sind? Mehr als einmal wurde sie ihrer angenommenen Rolle überdrüssig, sie wollte ihm schon vergeben, seine Bemerkungen einfach als leeres Geschwätz der bissigen Gertrude betrachtend, wegen eines Possens, den ihr einmal Pan Gabriel gespielt, den sie mit ihrer Hakennase zu fangen gedachte.

Das von so vielen Ungewißheiten aufgeregte Herz der Armen schlug wie eine Uhr, als sie sich auf das frische Heu hinstreckte, das für die Respectdamen aufgeschüttet worden, in einem jüdischen Wirthshause eines elenden Städtchens, in dem die ganze Hofkaravane ihr Nachtlager aufgeschlagen hatte. Die Ermüdung von der Reise und vor allem die Jugend der Hoffräulein verhinderten sie, allzu lange ihren Gedanken nachzuhängen und sie schliefen wie die Ziesel-mäuse. Im Städtchen war indessen ein Lärm und Tumult

entstanden, als ob der Rabbi von Berdyczew angelangt wäre — aber da wurden ja auch die Glocken geläutet wie zur Auferstehung und die Juden rennen aus allen Ecken und Enden herbei und schreien: „Hilfe! es brennt!“ Wir wollen es nicht versuchen, ein Bild dieser tragikomischen Scenen zu entwerfen. Uns genügt zu berichten, daß Pan Gabriel — wer sonst, wenn nicht er — Wunder that. Er zog die Kutschen aus dem Feuer, er führte die Pferde abseits, er schleppte die Felleisen heraus, er allein verrichtete mehr als alle insgesammt, er war in der That bei jeder Gelegenheit ein tüchtiger Kerl ... und während er sich da tummelt, daß ihm der Schweiß von der Stirne rinnt und der Schnurbart wie der Haarschopf rauchen, erschallt der Wehruf: „Es brennt bei den Fräulein!“ ...

— Bei den Fräulein... — wiederholte Szczuka und sah die Flammen aus dem Wirthshause schlagen. — Schade um die Fräulein, dachte er. „Retten wir, wer noch lebt!“ — Und er stürzt ins Feuer, in Rauch und Flammen, fallende Balken halten ihn nicht auf, er schlägt die Thüren, die Fenster ein, sie schlafen und sind nicht zu erwecken. — „He, meine Damen! Erwacht, flieht, es brennt!“

Es hilft nichts, sie schlafen trotz allen Getöses. Was ist zu beginnen? „Greift zu, so viel ihr vermögt!“ schreit er den Rettenden zu und zu Zweien, Eine nach der Andern, werden sie schreiend, ohnmächtig in die frische Luft getragen. Auch Gabriel ist Eine in die Hände gefallen. Wer? wer erräth's in dem Rauche, der einem in die Augen beißt? — genug, sie war nicht allzu schwer, weich und anschmiegend, aber unbeweglich. Als er sich endlich aus dem Schwitzbade herausgerungen, warf er einen Blick auf seine leichte Last; auf der Straße war's ja so hell, daß man Stecknadeln finden konnte — und siehe da, ein reizendes Köpfchen, wie eine weiße Mohnblume. Es fällt ihm auf den Arm und ein blendend weißer Busen blitzt unter den

Spitzen hervor und ein langer Haarzopf legt sich mit seinen Flechten auf sein Gesicht. . . .

Fräulein Barbara! . . . Ein Weib! — in seinen Armen, an seiner Brust, an seinem Herzen! — was mit ihr beginnen?! Ward unser Pan Gabriel von einem Teufel besessen? genug, wie ein Römer mit einer geraubten Sabinerin begann er mit ihr zu fliehen — Wohin? Er wußte es selbst nicht, er fühlte nur in den Fingern, in den Armen, in der Brust selbst ein so starkes Brennen, daß er sie heftig an sich drückte, als wollte er den Brand, der sich in ihm entzündete, löschen. Theils der galoppirende Lauf des Pan Gabriel, theils die frische Luft brachten die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein. Sie öffnete die Augen, blickte ihrem Retter ins Gesicht und rief mit kindlichem Weinen aus:

— Ertränkt mich nicht, Herr Szczuka! Tödtet mich nicht: ich werde mich nicht rächen, bei Gott, nein! Nur ertränkt mich nicht, tödtet mich nicht! . . .

— Wie! Ich sollte Fräulein Barbara ertränken, tödten? . . . Einen solchen Engel? —

Er setzte sie auf den Rasen, kniete vor ihr nieder, küßte ihre Händchen und wagte es nicht, sie anzuschauen. Nur verstohlene Blicke warf er auf ihre reizende Gestalt und staunte das göttliche Wesen an, wie Adam, als er vom schweren Schlafe erwachend Eva erblickte. Es ist schwer zu bestimmen, wie lange noch diese Paradiesesscene und die Verzückung des Pan Gabriel gedauert hätte, da auch Barbara, die Abneigung ihres Retters für das weibliche Geschlecht kennend und sich in seinen Händen sehend, wie ein Kaninchen dasaß und nur mit scheuem Blicke die Entfernung vom Brunnen bemaß, unweit dem sie sich befand. — Zum Glücke hatten die Hofleute und mehrere Frauen diese Entführung bemerkt; sie liefen herbei, nahmen die Gerettete in ihre Mitte und scherzten über Herrn Gabriel,

der aus besonderer Vorsicht Fräulein Barbara ertränken wollte, damit sie nicht verbrenne.

Am andern Morgen erzählte man sich von dem gestrigen Vorfalle, bei dem mehr Schrecken als Gefahr gewesen, wie Barbara sich ausdrückte, die dem Pan Gabriel seine Entführung zum Vorwurfe machte. Es wurde auch darüber viel gescherzt, daß Pan Szczuka beim Retten sich gescheut, ein Fräulein auf den Arm zu nehmen, wie der Jude am Sabbath kein Geld berühren will, und er zuletzt die Gerettete noch ertränken wollte.

— Beinahe wäre es mir begegnet — fügte Fräulein Barbara hinzu, dabei aber einen dankbaren Blick auf Herrn Gabriel werfend.

— Nur wenn wir Beide ertrunken wären — erwiderte dieser, aus Scham über seine kühne Rede hochroth werdend. Er war auch auf dem ganzen Wege nach Janowec, wo sie kurz vor der Mittagsstunde eintrafen, wie außer sich und ganz niedergeschlagen, was gar Manchem auffiel. Man hatte ihn nicht einmal in einer so niedergedrückten Stimmung gesehen, als ihm seine Lieblingsstute gefallen.

Von dieser Feuersbrunst datirt, wie die Tradition sagt, eine gründliche Veränderung im Charakter und im Humor des Pan Gabriel, er kehrte nie mehr zur frühern heiteren Laune und Kurzweil zurück. Die Einen schrieben es einem bösen Blicke zu, die Andern meinten, er habe so lange der Liebe gespottet, bis er endlich sich bis über die Ohren verliebt habe. Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht. Der Fürst hat ihm eine hohe Stellung versprochen, kein Wunder, daß er sich um eine Frau umschaut. Fräulein Barbara ist ein appetitlicher Bissen, sie hat schon Manchen heimgeschickt, aber ihm ist sie Dank schuldig. Mit Gottes Hilfe werden wir nach Neujahr Hochzeit haben.

Es war auch wirklich davon zu sprechen, und von der Garderobe bis zur Gesindeküche wunderte sich alles, wie Pan Gabriel so mit einem Male Feuer gefangen, daß er

Tag für Tag Fräulein Barbara zu Diensten stehe, mit der er vor Kurzem erst wie Katz' und Maus gelebt. Jetzt verkehrte er schon mit dem weiblichen Geschlechte und wenn ein Kaufmann oder sonst ein Händler sich nur zeigte, kaufte er alle niedlichen Putzsachen und verschiedene Delicatessen, um sie Fräulein Barbara im Austausche für ein freundliches Wort zu verehren. Der Fürst selbst hatte schon die Veränderung wahrgenommen, denn gar oft runzelte er ärgerlich die Stirne und fragte zehnmal: „Wo ist Szczuka? Ich bedarf seiner!"

Szczuka war aber nicht zu erfragen und ließ sich nicht sobald herbeirufen, er hütete seinen Schatz. Nahm er endlich eine Arbeit zur Hand, war er dabei so zerstreut wie — wie ein ächter Verliebter; — sprach man ihn an, gab er ganz verkehrte Antworten; — warf man einen Blick in sein Zimmer, wo früher alles seinen angewiesenen Platz hatte, der Hirschfänger, die türkische Stutzbüchse, die Elenshaut und das Pferdegeschirr, das er vom Fürsten erhalten — jetzt lag alles wie Kraut und Rüben unter einander. Schade um den Unglücklichen! Ja, unglücklich, wie der ganze Schwarm von Verliebten seit den Zeiten von Daphnis und Chloë, die immer und ewig leiden, immer gleich stöhnen, seufzen, verschmachten, den Tod herbeisehnen und in ihren Liebesschmerz verliebt sind — die Welt bleibt immer dieselbe, die Leidenschaft verjüngt nur die alten Bilder, indem sie frische Farben aufträgt.

Die Liebenden — oder richtiger der Liebende — die Schöne hat zu jeder Zeit um Liebe gebuhlt und dabei ihren Firlefanz getrieben — also der Geliebte, unser Geliebter spaziert bei Sonnenuntergang zwischen den Kastanien- und Lindenbäumen, frisirt nach der damaligen Mode und spricht — mit wem? mit seinem frühern Ich.

— Laß die kindische Liebschaft, du hast dein dreißigstes Jahr noch nicht vollendet — spricht das alte Ich.

— Wer bürgt mir dafür, daß ich in einem halben

Jahre eine bessere Wahl treffe? — erwiderte das jetzige Ich. Hier handelt es sich nicht blos um die Liebschaft, das Heirathen ist eine gar ernste Sache.

— Man muß das Eisen schmieden, so lange es glüht.

— Gut; mit der Heirath verschwimmen aber alle die kühnen Gebilde einer glänzenden Zukunft in nichts? Wenn der Fürst auch etwas gibt, jedenfalls wird's nicht viel sein.

— Wo Zwei einander lieben, aber innig, verläßt sie Gott nicht, sie hat übrigens eine hübsche Mitgift.

— Desto schlimmer, so heirathet sie keinen armen Schlucker.

— Wie? Und das Augenspiel, die vielsagenden Bemerkungen, die geheimen Händedrücke...

— Alles Weiberkunststücke und sonst nichts — hast du nicht bemerkt, wie gar oft ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen spielt, wenn sie dir vor einem Momente ein süßes Bekenntniß gemacht?

— Sollte sie mich bei der Nase herumführen?! mich, der ich für sie meine Seele der ewigen Verdammniß hingeben könnte....

— Eh Baßiu, Baßiu! treibe keinen Scherz mit Szczuka, denn der alte Szczuka ...

Und er focht mit den Händen in der Luft herum, als stände er Jemandem im Zweikampfe gegenüber, dann, dann rief er aus, als ob er einen festen Entschluß gefaßt hätte:

— Baßiu! seit zwei Monaten trage ich deine Fesseln, du mußt dich erklären, ja oder nein — und das allsogleich....

Bei diesen Worten warf er einen Blick auf die Schloßfenster, und als er Licht im Fräuleingemache sah, richtete er kühn seine Schritte dorthin. Es befanden sich im Zimmer einige Fräulein mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt; die Einen stickten einen Ornat für die Pfarrkirche, die Andern einen Vorhang für ein wunderthätiges Bild, und Fräulein Barbara war in ein dickes Buch mit gothi-

schem Drucke vertieft. Pan Gabriel wünschte einen guten Abend, lobte die Arbeit und sagte der Dame einige Schmeicheleien; seit er verliebt war, hatte er bedeutende Fortschritte in der Galanterie gemacht. Endlich näherte er sich langsam seiner Göttin, die ihm gar keine Aufmerksamkeit zu schenken schien, so sehr war sie von ihrer Lectüre in Anspruch genommen.

— Bereiten sich Fräulein Barbara zur Beichte vor, daß Sie das Brevier so ausgebreitet haben? fragte er scherzend.

— Bin ich denn schon eine solche Sünderin, um jede Woche zur Beichte gehen zu müssen? erwiderte sie, die Empfindliche spielend.

— Vielleicht hat Ihnen der Priester diese Buße auferlegt, sagte er und fügte sich zu ihr neigend leiser hinzu — um die Leute nicht zu quälen und zur Verzweiflung zu bringen.

— Ich bitte! Wer ist denn durch meine Schuld so unglücklich? — fragte sie ganz erstaunt.

— Das hören Sie zum ersten Male, Fräulein Barbara? — Du weißt, daß ich von heißer Liebe zu dir entbrannt bin, sagte er leise, die Hand aufs Herz legend, und doch ...

— Sie haben mir es in der That oft wiederholt, aber ...

— Welches aber?

— Es läßt sich gar vieles sagen — und sie blickte ihn kokett an.

— Und meine Schwüre?

— Der Wind trägt sie davon.

— Und mein fortwährendes Seufzen?

— Eine üble Gewohnheit, sonst nichts.

— Und mein Sehnen, wenn ich Ihren Anblick entbehre?

— Das wird auch nicht unheilbar sein.

— Also all mein Sehnen, meine Seufzer, meine Schwüre sind Ihnen nichts als leerer Wind, Fräulein Barbara?

Wollen Sie mir also das Letzte rauben, das mich an die Welt bindet — die Hoffnung?

Er war sichtbar tief bewegt, er athmete schwer, drehte den Schnurbart und hielt den Kopf auf die Brust gesenkt — erst nach einer Weile sprach er, die Worte aus der Tiefe der Brust hervorholend:

— Scherzen Sie nicht, Fräulein! So wahr mir Gott theuer ist, Sie werden die Schuld tragen, wenn ich als Mönch ins Kloster gehe — und Szczuka hält, was er einmal ausgesprochen....

Diese ernsten Worte, dieser bei ihm ungewöhnliche Blick frappirten Barbara und schienen auch ihr Herz erweicht zu haben. Eine derartige Drohung galt damals so viel wie heutzutage: „Ich schieße mir eine Kugel vor den Kopf". Sie hatte schon auf den Lippen die boshafte Antwort: „Die Bernhardiner sind jenseits der Weichsel, glückliche Reise!" hielt sie aber zurück und nahm einen leichten Ton an.

— Ich weiß nur nicht, wann man den Männern Glauben schenken darf — heute schwört ihr tausend Eide, morgen ist man verrathen... Kein Wunder, daß wir uns sträuben und Beweise haben wollen...

— Beweise? erwiderte Pan Gabriel leichter aufathmend — welcher Beweise bedarf es? — Die Liebe spricht sich ja mit Auge und Mund und jeder Miene so beredt aus, daß wer sie theilt, auch ihre Sprache versteht.

— Und doch täuscht diese Sprache gar oft! erwiderte Barbara, mit dem Köpfchen schüttelnd und mit der Hand auf das Buch zeigend — Koleander liebte Leonilde — da wird gar ausführlich davon geschrieben, aber ehe er sie sein nennen durfte, wie viele Riesen, wie viele Drachen mußte er erlegen.

— Mir ist dieses edle Paar nicht bekannt — erwiderte Pan Szczuka — aber ich frage unterthänigst an, wie soll man hier auf Riesen und Drachen Jagd machen, wenn es schon so schwer, auf einen Bären zu stoßen? — Doch es

handelt sich um kein leeres Spiel, solche Proben geben den Maßstab der Treue. Auch unsere Vorfahren haben, bevor sie die Hand eines Fräuleins erworben, scharf gefochten, oder sind gegen die Ungläubigen ins Feld gezogen. — O! wenn die Zeit darnach wäre, ich säße längst zu Roß und zöge gegen die Türken oder wen sonst zu Felde; — aber Gott ist unser Zeuge, die Conföderation ist zerstäubt, der Türke muckst nicht... — Welche Beweise wünschen Sie, mein Fräulein? Soll ich für Sie ins Feuer gehen? soll ich mich ins Wasser stürzen? Gut, nur quäle mich nicht, zwinge mich nicht — und das Knie beugend, drückte er ihre Hand an seine Lippen — sprich nur das letzte Wort: ja oder nein.

— Ist es so dringend? fragte sie kalt.

— Dringend oder nicht, ich will endlich wissen, wie ich daran bin.

— Morgen... wir wollen sehen....

— Morgen! Also morgen! denken Sie daran, Fräulein Barbara, es soll der letzte Morgen sein, und er blickte sie an, als ob er sagen wollte: „Treibe deinen Scherz nicht zu weit!“ und schlug ans Schwert, als spräche er: „Ich halte mein Wort!“

— Ha, ha, ha! lachte das Fräulein, aber gezwungen, denn sie war blaß geworden — eine schöne Manier, die Herzen durch Schreck zu zwingen; ich gehöre ihm noch nicht an, und schon droht er; solcher Art sind unsere heutigen Cavaliere!...

Pan Gabriel hatte die letzten Worte nicht mehr gehört; er wurde zum Fürsten abgerufen, den er über einen Stoß Papieren und Briefen traf.

Du scheinst mir dumme Streiche zu machen, mein Lieber — redete der Fürst den Eintretenden etwas barsch an. — Es wäre schon Zeit, etwas Verstand anzunehmen, oder wenn man ihn hat, ihn nicht zu verlieren, um so mehr, wenn gerade an dich gedacht wird....

Pan Gabriel wurde roth wie ein Thorner Dachziegel, ließ die Augen sinken und verbeugte sich nur tief.

— Wie ist es dir eingefallen, dich so plötzlich zu verlieben? begann wieder der Fürst in sanfterem Tone — ich habe nichts dagegen, verliebe dich meinetwegen in eine verdorrte Weide, aber der Dienst geht vor allem. Wie wäre es, wenn ich dir den einen und den andern Gütercomplex anvertrauete? . . . Das wäre eine schöne Wirthschaft! Mit deinen Liebespossen läßt sich weder pflügen noch säen . . .

Pan Szczuka seufzte unwillkürlich auf.

— Seufze oder stöhne nach Belieben, aber fasse endlich einen Entschluß — willst du mein Brod essen oder nicht?

— Nur wenn Sie, erlauchter Herr, mich von sich jagten, sonst . . .

— Sei ohne Furcht, Szczuka — sagte er sanfter, du hast dich nicht der Art vergangen, daß ich dir meine Gunst entziehe, obgleich man sagt, sie sei leichter als Spreu, die der Wind verweht, im Gegentheil. Aus den erhaltenen Rapporten und Briefen ersehe ich, daß auf den Lancuter Gütern eine bunte Wirthschaft geführt wird; — Pan Jakubowski ist schon alt, drückt überall ein Auge zu und mir werden die Taschen geleert. Der Alte soll sein wohlverdientes Gnadenbrod haben und der Junge wird ins Joch gespannt. Jetzt arbeite du, Bruder, wenn du auf den alten Tagen einen Ruhewinkel und eine warme Biersuppe haben willst.

Pan Gabriel war gerührt und trocknete sich die herunterrinnenden Thränen mit dem Aermel.

— Bis zum Tode will ich Euerer Durchlaucht dienen — rief er aus und fiel dem Fürsten zu Füßen.

— Laß es nur bleiben, steh auf — aber wie wird's denn weiter? . . .

Er hielt inne und blickte forschend Szczuka an, der die Frage mißverstehend, ruhig fragte:

— Womit, Euere Durchlaucht?

— Schaut mir einmal den Schlaukopf an! Nun mit deiner Schönen? Du bist nicht auf den Kopf gefallen, du möchtest mit einer Klappe zwei Fliegen treffen, eine Frau ins Haus führen und eine Pachtung auf Lebenszeit . . . Ist's nicht so? —

Pan Gabriel senkte den Kopf und zerrte an den Fingern, daß sie knackten.

— Sei nur unbekümmert — es wird sich schon machen; bring' nur mit dem Fräulein die Sache in Ordnung, nimm ihr das Jawort ab und ich werde meinerseits schon trachten, daß Euere Hütte geräumig und behaglich sei.

Der beglückte Liebende fiel wieder vor dem Fürsten auf die Kniee.

— Verlieren wir jetzt keine Zeit, setze dich nur her und nimm die Feder zur Hand, ich will dir deine Instructionen dictiren. Morgen packst du deine Siebensachen zusammen und übermorgen reisest du, den heiligen Antonius anrufend, über die Grenze, denn es ist höchste Zeit zum Anbaue, der Winter ist uns schon auf dem Nacken.

Der Fürst mußte mit dem neuen Herrn Güterverwalter gar lange geschrieben und berathen haben, denn als dieser das fürstliche Gemach verließ, waren in dem Frauenappartement schon die Kerzen ausgelöscht, was dem Pan Szczuka eben nicht recht war. Er sehnte sich gar sehr so schnell als möglich den ihm vom erlauchten Fürsten verheißenen Glücksstern seiner Göttin zu Füßen zu legen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß es einem bei einem unerwarteten Glücksfalle überall zu enge ist, und man eines weiten Horizonts, ausgedehnter Felder bedarf, um seine Luftschlösser zu bauen. Auch Pan Gabriel warf einen Blick auf den heitern, gestirnten Himmel, trat in den Garten und ließ seinen Gedanken freien Lauf, wenn sie auch mit dem nächtlichen Landschaftsbilde nicht im geringsten harmonirten.

— Zwei Gütercomplexe! das ist keine Kleinigkeit, Szczuka wird allein zu befehlen haben — alles ist ihm unterthänig. Oekonomen, Schreiber, Förster — Commissäre, Gutspächter, Nachbaren machen tiefe Knixe, buhlen um meine Gunst. . . . Aber ich werde die Nase nicht hoch tragen, ich will niemandem nahetreten und meinem Herrn treu dienen . . .

Seinen Monolog begleitet ein leichter Nebel, der sich aus der Weichsel erhebt, in der sich die Sterne mit dem Monde an der Spitze spiegeln.

— Frau von Szczuka nimmt den ersten Platz in der Kirche ein, — fährt Pan Gabriel fort — Frau von Szczuka tanzt im ersten Paare die Polonaise und wirft Liebesblicke auf mich, den glücklichen Ehemann, während am andern Ufer die Nachtvögel auf den gefüllten Speichern und das Gebell der Dorfhunde die Musik accompagniren. Im Bunde mit meiner reizenden Baßia mehrt sich die Nachkommenschaft und der Wohlstand, es reiht sich Namensfest an Namensfest, aber es wachsen auch die Getreidescheunen, die Viehheerden, die Pferdegestüte, die wohlgefüllten Keller, die treuen Freunde . . .

Ein kalter Wind ballte die Nebel zusammen und theilte die Wolken, zwischen denen der Mond wie ein Engelsköpfchen hervorguckte.

— Doch was brauche ich Ehren, Würden, wohlbewahrte Schatullen, wozu bedarf ich das alles, wenn ich nur dich mein nenne, meine Baßienka, meine schlanke Lilie . . .

Jetzt erst erblickte er den Mond und die Weichsel, die seit einer Stunde ihn behorcht, ohne daß er es beachtet, denn er hatte bis jetzt nur von irdischen Dingen gesprochen. Nun aber träumte er einen Liebestraum und sein Herz erweiterte sich in diesem nächtlichen Dome und rief in ihm die Poesie wach, die heilige, die religiöse, die einzige, die der ächte Pole versteht, die Poesie im Kirchenliede des Bettlers, das er seiner Heiligen anpaßte.

Gute Nacht Rosenblüt,
Gute Nacht Jesus mein,
Gute Nacht Lilienduft,
Gute Nacht Maria rein,
Gute Nacht . . .

Wer den Pan Gabriel gesehen hätte, wie er am Flußufer spazierte und aus voller Kehle sein Lied in die Luft schmetterte, müßte ihn sicherlich für überschnappt erklären. . . . Er fühlte sich aber so glücklich in dem beseligenden Bewußtsein, die Hand seiner Baßia zu erhalten, daß er in dieser Hymne seiner stürmischen Leidenschaft eine gute Nacht wünschen mußte, um beruhigt des schönern Morgens zu harren . . .

Wem sind die Plackereien nicht bekannt, die gewöhnlich mit den Vorbereitungen zu einer größern Reise verbunden sind? Da häufen sich Sorgen über Sorgen, an die man früher nie gedacht. Da ist etwas am Wagen gebrochen, da hat sich ein Pferd den Fuß verstaucht, da ist etwas am Geschirr gerissen; da hat sich der Kutscher betrunken, da vergaß man von einem lieben Nachbar Abschied zu nehmen, da muß man noch in aller Eile eine Geldsumme erheben, endlich kömmt einem noch das eine oder andere Hinderniß in den Weg, die wie Pilze aus der Erde wachsen. Das war grade bei unserm Pan Gabriel am andern Morgen der Fall, er war so vollauf in Anspruch genommen, daß ihm keine Zeit blieb an Baßia zu denken. Zu guter Letzt erinnerte er sich noch, daß er einem Schlachzic am jenseitigen Weichselufer ein Paar Hundert Gulden geliehen, die ihm gerade jetzt sehr zu statten kämen. Im Nu ließ er sich sein Türkenroß satteln und galoppirte zum Nachbar hinüber. — Die dritte Flasche wurde beim Abschiede und der Abrechnung bis auf die Neige geleert, ohne daß der schon etwas angetrunkene Pan Gabriel es bemerkte, wie die Zeit dahin flog. Erst in später Nachmittagsstunde ritt er mit dem schweren Geldgurt über die Weichselbrücke. Als dann sein Roß aus-

schnaufte und er an seine Baßienka denkend langsam dahinritt, erblickte er plötzlich die Schloßfräulein ihn vom Berge mit den wehenden Tüchern grüßend, sich in Lust und Freude im Altweibersommer ergehend.

— Auch meine Baßia kam mich zu begrüßen — sagte Pan Gabriel erfreut und wäre fast aus dem Sattel geflogen, so spornte er sein Pferd an und hatte in einem Anlaufe den Berg erklettert.

— Woher des Weges? — fragten alle auf einmal — von einer Taufe oder vielleicht gar von einer Brautfahrt, denn Sie sind in gar rosenfarbener Laune?

— Weder von der Einen, noch von der Andern! — erwiderte er vom Pferde springend — ich nahm nur Abschied von guten Freunden auf ächt altpolnische Weise!

— Wohin geht denn die Reise? fragte man ihn neugierig.

— In die Welt, so weit die Augen tragen — gar weit! —

— Ich sagte es dir ja, Barbara, rief eine der Fräulein aus, daß Pan Szczuka uns wirklich verläßt.

— Doch nicht auf immer! . . . rief Baßia etwas ängstlich aus, worauf der im Herzen erfreute Pan Gabriel erwiderte:

— O nein, Fräulein Barbara! gewiß nicht für immer . . . und trat ihr näher, um keinen ihrer Blicke, nicht den leisesten Zug des Gesichts zu verlieren. — Unser gnädiger Fürst schickt mich nach Lancut, wo ich die Verwaltung der galizischen Güter übernehme — Fortuna ist mir hold . . .

Dabei spähete er in ihrem Gesichte nach irgend einem Eindrucke, konnte aber darauf weder Trauer noch freudige Ueberraschung lesen nnd fügte dann leiser hinzu:

— Jetzt möchte ich dein holdes Lächeln sehen und ein beglückendes Wörtchen hören, ich würde dann die Engel im Himmel nicht beneiden . . .

— Wenn zu Ihrem Glücke nicht mehr nöthig ist, — er-

widerte sie scherzend — will ich durch volle vierundzwanzig Stunden wie in der Komödie lachen und reden wie vor den Gerichtsschranken . . .

— Ei, Fräulein! — erwiderte Pan Gabriel mit vor Rührung zitternder Stimme — es schickt sich wahrlich nicht mein schlichtes Herz zu höhnen, das sich dir ganz ergeben . . . Gestern gabst du doch dein Wort, ja oder nein zu sagen! —

— Sie haben ein kurzes Gedächtniß, Pan Gabriel! — erwiderte sie ohne Aufregung — der Ausspruch hat nach gelieferten Beweisen Ihrer Treue zu erfolgen.

— Schon wieder kommen Sie mit Ihrer kindischen Historie von Koleander und Leonilde! — rief er ungeduldig werdend aus. Gott sei Dank, es gibt keine Drachen und keine verzauberten Schlösser mehr! Gegen wen soll ich kämpfen, zum Henker? Wenn mir Niemand in den Weg kömmt? — Vielleicht gefällt dir's, meine schöne Dame, daß ich Proben meiner Stärke gebe? — Gut, laß ein Dutzend tüchtiger Bauerburschen kommen, ich nehme es mit allen auf, so wahr ich ein polnischer Schlachziz bin! Soll ich meine Kunst im Trinken zeigen? . . . ich trinke selbst den Pater Jan unter den Tisch, dem selbst der Starost von Kaniow unterlegen . . . Soll ich vom Berge ins Thal springen? Ich wage den Sprung! Soll ich mit meinem Rosse die Weichsel durchwaten? . . .

— Gut! Vortrefflich! — rief Baßia freudig aufhüpfend aus — sehen wir, wie Ihnen ein kaltes Bad behagt — und hielt sich die Seiten vor Lachen.

— So wahr mir Gott lieb ist, ich eile! — rief Szczuka aus, aufs Pferd springend. — Wenn auch die Weichsel so angeschwollen ist, daß nirgends eine Furt zu sehen, obgleich ich nicht weiß, ob mein Roß ein guter Schwimmer, ich schwimme hinüber . . . um dir zu beweisen, Fräulein Barbara, daß ich dich über alles liebe . . .

— Mehr als den papageigrünen Kontusch und die gel-

ben Stiefelchen? . . . fügte Baßia noch immer lachend hinzu.

— Mehr als das Leben! — rief er mit fester Stimme aus, sprengte vom Berge hinunter und sich und das Pferd bekreuzend ins Wasser hinein.

Die Fräulein und selbst Baßia erstarrten, wie sie das Roß mit den Vorderfüßen die reißenden Wogen der Weichsel theilen sahen, und sein Herr mit der schief aufgesetzten Conföderatka,*) den Arm in die Seite gestemmt ihm Muth einflößte mit den Worten: „Halte dich, Vesir! du sollst das Gnadenbrod bei mir essen, wenn du mir die Braut gewinnen hilfst!“

— Baßia! — riefen die erschreckten Fräulein aus — befiehl ihm umzukehren! Es ist wahrhaftig sein voller Ernst, um Gottes willen! Das Wasser ist so reißend ... Keine einzige Insel ist sichtbar! Ach Baßia! du bist grausam! . . .

— Wie ihr kindisch seid, — erwiderte sie ruhig — ist es denn nicht sein eigener Wille? Wenn er ein Feigling ist, hätte er das Wagestück nicht unternehmen sollen.

— Er liebt dich so sehr . . . kannst du ihn so der Gefahr preis geben? . . . drangen sie in sie.

— Es lehrt ihn mich desto mehr zu schätzen, je theurer ich ihm zu stehen komme.

— Und wenn er, was Gott verhüten möge, ertrinkt?

— Fürchtet nichts; wen die Vögel picken sollen, den benagen die Fische nicht — erwiderte sie schadenfroh, fügte aber gleich hinzu: der Schrecken ist vorbei, da ist er schon am andern Ufer.

— Baßia! laß ihn nicht denselben Weg zurück nehmen — erlaß es ihm! — riefen die Mädchen aus.

Baßia selbst war erweicht und wehte ihm mit dem Tuche

---

*) Viereckige Mütze, welche die Barer Conföderirten trugen, woher der Name. Anm. d. Uebers.

zu, zum Zeichen, nicht wieder herüberzuschwimmen, aber Szczuka sprengte nach kurzer Rast wieder in den Fluß.

Dieses mal ging die Wasserfahrt nicht mehr so schnell von statten, denn er war erstarrt vor Kälte und das ermüdete Roß leistete dem Wasserwirbel nur schwachen Widerstand. — In der Mitte des Flußes tauchte das Pferd unter und eine Welle hob den Reiter aus dem Sattel, so daß er die Zügel festhaltend sich mit den Händen und Füßen nach Möglichkeit zu helfen trachten mußte. — Wie Vesir seinen Rücken frei fühlte, zog er mit den Nüstern Luft ein und nieste. Vom Pferde waren nur die Ohren, vom Reiter nur die weiße Mütze zu sehen . . .

Die Mädchen waren vor Schrecken verstummt und flüsterten nur die Hände ringend ein Ave Maria, um Gottes Schutz flehend. Baßia allein bemühete sich gleichgiltig zu erscheinen, aber ihre Lippen waren blaß und auf dem Gesichte auch nicht die leiseste Röthe zu bemerken. — Mehrere Male schwanden Roß und Reiter ihnen gänzlich aus den Augen — bis sie erst am Ufer Beide zu Gesicht kamen, der Ruf: „Baßia, ich habe gewonnen!“ über dem Wasser erschallte, und der Sieger wieder auf den Rücken seines Vesirs sprang . . .

— Bravo! Bravo! Pan Gabriel! — riefen die Mädchen in die Hände klatschend, indem sie ihn umringten und das Pferd streichelten.

— Nach diesem Bade bin ich ein ächter Hecht*) nach der Benennung und in der Wirklichkeit, — sagte Pan Szczuka vom Pferde springend und um sich schauend — lacht mich nicht aus, daß ich triefe wie ein junger Hühnerhund, der eine Goldente aus dem Wasser geholt . . . und er warf einen vielsagenden Blick auf Baßia.

— Baßia lohnt Ihnen alles! — riefen die Mädchen

---

*) Anspielung auf seinen Namen, denn Szczuka heißt im Polnischen Hecht. Anm. d. Uebers.

aus. — Nicht wahr, Baßia, nach so vielen Beweisen, nach der Feuer= und Wasserprobe — wirst du nicht mehr strenge sein . . .

Baßia konnte sich aber des Lachens nicht enthalten, den von Wasser triefenden neuen Koleander betrachtend.

— Einen Spiegel! einen Spiegel für Herrn Gabriel! — rief sie — damit er seine Schönheit bewundert. Ach! wenn ihn die Fürstin jetzt sehen könnte, sie würde volle zwei Stunden Unterhaltung haben — ein wahrhaftiger Schiffbrüchiger!

— Ei, mein Fräulein! — fuhr Szczuka auf und runzelte die Stirne — zu lachen, wenn ich für Ihre Laune mein Leben preis gebe! zu lachen, wenn ich Ihnen damit einen Liebesbeweis gab?! . . . Pfui! — Ich finde hier nichts Lächerliches . . .

Bei diesen Worten zog er einen Ring aus der Brusttasche. — Sie erlauben wol, Fräulein, diesen Ring Ihnen an den Finger zu stecken? . . . es scheint mir, daß ich Ihre Hand mir nun verdient habe, Fräulein Barbara! . . .

Barbara entriß ihm aber die Hand, die Pan Gabriel in seiner breiten Manneshand festhielt und sprach, das Köpfchen in die Höhe hebend:

— O nein, und wieder nein, Herr Cavalier — von dieser Hand, die Sie einst so gering schätzten, gehört Ihnen kaum die Spitze des kleinen Fingers — der Hecht ist mir nicht recht . . .

Bei diesen Worten war Pan Gabriel wie vom Blitze getroffen — es schien anfangs, als sei er zur Säule erstarrt — plötzlich aber übergoß Purpurröthe sein Gesicht, die Lippen bebten, und die Hand griff zum Schwerte, das ihm an der Seite hing . . .

— So stirb, Syrene! — schrie er auf und mit einem geschickten Fechterhieb traf er Barbara gerade ins Gesicht, so daß sie in Blut gebadet zu Boden fiel. — Stirb, um nicht andere zu tödten! — wiederholte er, sprang aufs

Pferd und flog in die weite Welt, ohne einen Blick nach rückwärts zu wenden.

Der Fürst Marschall war fürchterlich aufgebracht und ließ auf den Mörder fahnden — aber sei es, daß die Verfolgung lau betrieben wurde, denn Pan Gabriel hatte viele Freunde, oder gelang es ihm wirklich den Verfolgern auf seiner Flucht zu entgehen — genug er war verschwunden, wie ein ins Wasser geworfner Stein . . .

Einige Jahre nach diesem Vorfalle, der im Sandomirer und Lubliner Gebiete viel Aufsehen erregte, hatte das fürstliche Paar gelobt eine Wallfahrt nach Czenstochau zu machen. Es versteht sich, daß sie nicht barfuß, mit dem härenen Sacke auf der Schulter und einem dicken Litaneienbuche unter dem Arme pilgerten. Fürst und Fürstin wallfahrten pomphaft, mit ihrem Hofstaate, in mit Sechsen bespannten bequemen Carossen, mit einer kleinen Romanbibliothek, besonders den Romanen von Crebillon fils, einem vorzüglichen französischen Koch, nur nicht mit einer Koppel von Jagd- und Spürhunden . . . Die frommen Paulinermönche räumten den würdigen Gästen einen ganzen Klosterflügel ein. Es war eine gar bequeme Sitte, diese mönchische Gastfreundschaft! Der Reisende, für den es sich nicht schickte im Wirthshause einzukehren, der Krüppel, der Bettler, alle finden da Unterkunft und Beköstigung.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Am andern Morgen nach der Ankunft des fürstlichen Hofes wohnten einige Hoffräulein, die frömmsten natürlich, der Frühmesse bei; sie wollten gleich nach gehaltener Predigt an den Tisch des Herrn treten. Da befand sich in der Kirche ein Schlachziz — als solcher war er am Gürtel, den Saffianstiefeln und dem Säbel zu erkennen —, der in der Kapelle nächst dem Hauptaltare die ganze Zeit über in Kreuzesform da lag, schwer stöhnte und das Steinpflaster reichlich mit seinen Thränen benetzte.

— Das muß ein gar großer Sünder sein! — dachten die Fräulein, den in Kreuzesform Daliegenden betrachtend — und vielleicht gar ein Heiliger — am allerwahrscheinlichsten — ein Unglücklicher.

Der letzteren Ansicht entsprach am meisten die äußere Erscheinung des Büßenden — die hohe und ansehnliche Gestalt in der schwarzen Czamara — der fast kahle, nur von wenigen Haaren bedeckte Kopf und am meisten, weil er am Orte, wo er lag, sich mit der Stirne ein Grab aushöhlen zu wollen schien. All dies weckte die Neugier, und erregte sogar Mitleid mit dem Unglücklichen.

Indeß rief die Glocke die Anwesenden, den Leib und das Blut des Herrn zu empfangen. Die Fräulein knieten nach vollbrachter Buße um die Stufen des Hauptaltars und schlugen sich reuig an die Brust . . . Und wie der Priester sich dem letzten Fräulein näherte, dieses den schwarzen Schleier hob und die Lippen öffnete . . .

— Sie ists! Bei Gott, sie lebt! — schrie jemand seitwärts auf — ich bin kein Mörder! Barbara lebt! . . .

Alle richteten ihre Blicke nach dieser Seite; es war der bis vor Kurzem in Kreuzesform dagelegene Schlachziz, der mit aller religiösen Ruhe und Demuth sich näherte, vor dem Altare niederkniete und sprach:

— Hochwürden! Jetzt darf ich den Leib des Herrn empfangen, denn ich bin kein so großer Verbrecher.

— Pan Gabriel! — rief Barbara fast erstarrt aus.

— Er selbst! — rief er ihr zu Füßen fallend aus. — Gott hat mir verziehen, jetzt ist die Reihe an dir . . .

Barbara hob nach einem kurzen inneren Kampfe die Augen zum Altare der wunderthätigen Mutter Gottes und sprach, ihm die Hand aufs Haupt legend: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben . . .“

— Amen! — fügte der Priester am Altare hinzu.

Alle Hofleute umringten den Pan Gabriel und begrüßten ihn, als wäre er wieder auferstanden — er aber warf

einen Seitenblick auf sein Werk, das heißt auf zwei Paragraphen, die er kreuzweise dem Fräulein Barbara aufs Gesicht gezeichnet und dachte:

— Zweimal hat es sich gut gefügt: einmal, daß ich sie nicht getödtet, dann daß ich wenigstens die schönen Aeuglein verschont habe.

Die fürstlichen Herrschaften lachten gar viel über dieses Ereigniß und nahmen Szczuka wieder in Gnaden auf. — Dieser erneuerte Fräulein Barbara sofort seine Liebeserklärungen und noch in Czenstochau wurden sie ehelich verbunden. In der ganzen Gegend nannte man das Paar „der neue Koleander und Leonilde", und sie gaben Veranlassung zu manchem Sprüchworte über die Fräulein, die ihre Freier bei der Nase herumführen.

Die Müllerin.

1.

Aus dem dichten Walde, der sich längs der Anhöhe hinzog, kam ein Reiter und suchte sich durch das nicht allzu hohe Gesträuch Bahn zu brechen, so daß man seinen zottigen Filzmantel, seine Mütze und am Pferdekopfe die Race erkennen konnte. Alles war ukrainisch, alles gehörte einem Ukrainer, einem Kosaken.

Die Sonne war eben untergegangen; die Abendröthe färbte noch die Aecker, die Bäume, die Kreuze auf den Wegen; der weite Gesichtskreis zeigte einen zwischen den Hügeln sich hinziehenden weiten Teich und drei Kirchthürme, die am längsten die schwindende Helle reflectirten.

Indeß erhob sich im Thale über dem Dörfchen, den Triften, dem Teiche ein Nebel von Dünsten und Wasserdämpfen. Wir könnten sie das Ausathmen des Kosaken nennen, denn der Reiter auf dem Bergrücken möchte gar sehr den Rest des Tages in Dünste hüllen, so sehr blitzte ihm die Gier im Auge, so sehr mäßigte er den leichten Trab des Pferdes ... In einem Augenblicke stand er am Ziele seiner, den ganzen Tag über gehegten Wünsche — jetzt brachte er den flinken Renner in langsamen Schritt und rieb ihm die Stirne mit der Trense wund! ... Wollte vielleicht der Ukraine, das Kind der Poesie in der wunderbaren Umgebung, sich seinen wilden Träumen hingeben, das Auge weiden an den grünen Triften, mit der Schwalbe über dem Wasserspiegel schweben, im blätterreichen Haine dem Gesange der Nachtigall lauschen? ... Nein, jetzt

schaute er nicht um sich, jetzt schwärmte er nicht. Der Kosak fluchte aus Leibeskräften, er verfluchte den langen Tag und den blendenden Sonnenuntergang; in seinem Jähzorne duldete er kein Hinderniß, selbst nicht vom Himmel; wie der Teufel im Norden harrte er der Dämmerung und der Gestirne; er war so geheimnißvoll, daß er das Gesicht mit Mantel und Mütze verhüllte und nur die scharf ausblickenden, feurigen, unruhigen Augen sichtbar waren.

Die tiefe bewaldete Schlucht, bewachsen mit Ahornbäumen, Platanen und Stechdornbüschen grenzte an ein Thal, in dem an der Mohilewer Straße ein Dörfchen lag. Am Waldrande verdeckte ein Obstgarten mit den sich ausbreitenden Aesten der Aepfel- und Birnbäume die da aufgestellten Bienenkörbe und die Wohnung des Müllers; nicht unweit davon hörte man das Brausen der stattlichen Mühle am Damme.

Reizend war die Lage des Dörfchens; hinter den Triften und dem Teiche zogen sich die weißen Hütten in einem Halbkreise hin. Der vom Dorfe sich schlängelnde schmale Weg verlor sich in den Gebüschen, als wollte er dem müden Pilger zurufen: „Willst du der Welt entfliehen, siedle dich in diesem stillen Erdenwinkel an, ich gebe dir zur Gefährtin — die beredte Natur.“

Der Reiter ritt indessen den mit Gesträuch bedeckten Hügel hinab und verschwand zwischen den Bäumen der Schlucht. Wollte er sich vielleicht, ermatttet vom weiten Wege und der brennenden Hitze, an den reifen Früchten laben, oder eine Wassermelone im üppigen Baschtan*) brechen? Weshalb ist er in diese stille Waldweide eingelenkt?... Das ist bald erklärt.

Es war das Unglücksjahr 1768. Damals konnte man eher auf Seitenpfaden als auf gebahnten Straßen einem

---

*) Ein mit Wasser- und Zuckermelonen, wie auch mit Kürbissen besetzter offener Feldgarten.

lebenden Menschen begegnen. Der Schlachziz, der Priester, der Jude entflohen mit ihrem Vieh in den Wald, auf die Steppe, der Bauer in Waffen verfolgte und mordete den Lachen mit dem hohen Kragen und dem langen Ueberrocke. Jetzt hatte der Ueberrock wieder den Kosakenmantel und die Schafsmütze verdrängt. Die Kosaken wurden geviertheilt, auf Pfähle gespießt, und der Streifzug des Regimentär Stenzkowski hatte Angst und Schrecken in der ganzen Gegend verbreitet.

Die Abenddämmerung warf ihre Schatten nach allen Richtungen. In der Ferne, über dem Wasser hörte man die Anrufe der Burschen, die das Vieh in die Umzäunung trieben, auf dem Teiche das Getöse der Rohrdommeln, Mörserschüssen ähnlich; auf dem Damme das Rauschen des Wassers auf den Mühlrädern und näher im Dickicht den Tritt des Kosakenpferdes auf dem schmalen Pfade, auf dem trockene Reiser verstreut lagen.

Der Reiter mußte alle Schlupfwege kennen, unter der Menge sich kreuzender Pfade wählte er immer den kürzeren, der zum Garten und der Mühle führte.

Am Ende der Schlucht befand sich eine Wiese mit einer Quelle und einer Cisterne, sehr vortheilhaft für die Bienen und den Baschtan zur Zeit der sengenden Hitze. Der Kosak hielt hier an, entzäumte das Pferd und ließ es, ihm mit der Peitsche einen leichten Schlag auf den Rücken versetzend, frei weiden.

— Weide nur, mein Grauer! dir gutes Gras, mir mein Schatz! —

Mit sicherm und eiligem Schritte ging er nun vorwärts, bog die Geflechte der Haselnußgesträuche seitwärts, suchte, in den Bart summend, unter den vielen ukrainischen Melodien, gleichsam verschiedene Gefühlssaiten anschlagend, bis er endlich vernehmlich sang:

Das Rößlein den Kosaken trägt
Auf Irrweg' in Nacht und Nebel;

Denkt wol dort die Schöne fein,
Glimmt der Kien im Kämmerlein?...

Wenn sie denkt — doch nicht an ihn;
Wenn er glimmt — doch nicht für ihn?
Vergebens das Rößlein jagt,
Alles eitler Steppenwind...!

Er hielt inne, er horchte, ob seinem Liede nicht eine ihm wohlbekannte Stimme Antwort gibt, deren Ton ihm theurer als das Wiehern seines Lieblingsrosses, als das Stöhnen des unter seinem Messer endenden Lachen, als das Knistern der Flammen, als alles, woran sein Herz am meisten hing... Doch kein Laut — es ist still, man hört nur das Rauschen der Blätter im Winde. Dieser Ort, gestern noch voller Leben, so menschenreich, daß die mannichfachen Eindrücke schwer zu bewältigen waren, jetzt erschien ihm das Dörfchen verpestet, jetzt sah es einem polnischen Gehöfte nach einem Haidamakeneinfalle gleich.... Denn als Ewigkeit erschien ihm der Tag, den er ohne sie verbracht im Waldesdickicht, auf der Lauer, im Herumirren, fast immer mit der Flinte an der Schläfe. Und ihr — ist ihr keine Ewigkeit mehr der ohne ihn verbrachte Tag, zwischen dem Getöse der Mühlräder, bei den alltäglichen Wirthschaftsgeschäften, den Zudringlichkeiten der Buhler und dem Keifen des alten Müllers?... Bis jetzt hat noch die Abendstunde sie vereinigt, die Morgenröthe sie getrennt... Bald bricht wieder ein langer Tag an, voll von Bangen und Sehnen, zum Unterliegen.

— Und wollte ich auch zu Stein erstarren! stöhnte der Kosak in erheuchelter Geduld — ich bleibe hier — und stampfte mit dem Fuße auf den Boden — ich bleibe bis zum hellen Tage. Mögen mich die Spione erspähen, mögen sie mich ergreifen, gefesselt auf den Pfahl schlagen, ich rühre mich nicht von hier, als ob ich von Stein wäre....

Er zuckte am ganzen Körper, knirschte mit den Zähnen und brach in ein wildes Lachen aus. Er war schrecklich in seiner Qual! er war sanft wie ein Kind in seiner Klage: — Du solltest alles vergessen, nur unserer Liebe gedenken ... Ja, alles mußt du vergessen; vergaß ich doch, was gewesen, was sein wird. Warum harrtest du gestern und immer auf mich mit flammendem Herzen, ängstlichen Augen, mit offenen Armen?... und heute, heute!...

Und er ging vom Verdachte zu der Eifersucht, von der Eifersucht zur Verzweiflung über... Was hält dich zurück, Kosake? — Ihre Kammer ist so nahe. Wer weiß! ein glücklicher Liebhaber hört vielleicht das Klopfen des feurigen Herzens, ruht in ihren Armen, blickt in ihre rollenden Augen?... fliege!... stoße das Messer in den Busen der Treulosen — weide dich am Anblicke der Rache, deinem theuersten, deinem mächtigsten Gefühle, das dir in den feinsten Nüancen bekannt ist von der Ausrottung eines ganzen Stammes bis zum Lächeln der Verachtung.

Was hält dich zurück?... Du stehst wie angeschmiedet — bist mit der Erde verwachsen, ein geduldiger Märtyrer. Doch horch!... Ein leichtes Rauschen im Gebüsche, dann ein schwerer Tritt. Was soll's bedeuten? Horch!... Ein leises Gespräch... jetzt lauter...

— Laß mich los! du reißt mir die Korallen ab.

— Du findest bei mir größere und schönere massenweise.

— Schenke sie deinen Lachinnen, sie geben sich euch um geringen Preis hin; mir aben bleibe fern!... ...

Wieder ward eine aufdringliche Stimme und eine verächtliche Antwort hörbar — endlich der Hilfeschrei eines Weibes.

Kosake! diese Stimme ist dir wohlbekannt, die liebste in der Welt, diese Stimme fesselt dich wie ein Blitzschlag an den Boden. Der Lache streckt die Hand nach deinem Eigenthum; der Lache, dem du jedes Erbtheil auf diesem Boden streitig machst; dessen Fluch vielleicht deine Gebeine im

Grabe in Bewegung brächten — hat er dir nun ans lebendige Fleisch gegriffen? — Springst du jetzt wie ein Wolf auf die Beute? ... Nein, du stehst da, mit dem Kopfe an einen Baumstamm gelehnt; verknöchert, regungslos wie die segensreichen Heiligen in den Kiewer Grüften ... Der Mond schaut ihn wie lebendig an — einem Raben gleich zieht er seine Seele zur Verdammniß in den Abgrund der jüngsten Vergangenheit, die ihn mit den Gespenstern der Brandstätten, der zerrissenen Herzen, der vom Schlachten entstellten Skelette umtanzt. In die Ohren krächzt er ihm mit dem Wehklagen der im Humaner Brunnen Ertränkten, der Säuglinge, denen man die Köpfe an den Wänden zerschmetterte. Seinen Leib durchbohrt der Schmerz der abgeschnittenen Brüste, der im Rauche Erstickten. ... Die Vergangenheit, das Gestern brauste ihm in den Ohren, bohrte in den Knochen, stand ihm lebendig vor den Augen. Im bunten Farbenspiele umwirbelt es ihn, bis alles ihm weiß erscheint, wie eine in ein Leichentuch gehüllte Gestalt. Das Brausen und Toben in seinem Innern nimmt eine Form an, es steht als gewöhnliches Weib vor ihm. Hat der Kosak geträumt oder nicht? Vielleicht hat er nur zum ersten Male nachgedacht, das fremde Lied auf sich übertragen? Vielleicht, wer kann's wissen! ...

— Tatiana! Bist du es? — konnte er mit kaum geöffneten Lippen aussprechen. Sie stand vor ihm, weiß gekleidet, den Hals voll Korallenschnüre, mit einem Blicke, der ihm tief ins Herz drang.

— Mein Theurer! rief sie aus.

Er warf ihr seine Arme um den Hals und drückte sie fest an sich. Sie seufzte und barg ihren Kopf unter dem Mantel an seine Brust. Er schwieg, sie war still und schmiegte sich an wie ein Kätzchen. Aber der Blick des Kosaken loderte in Flammen und fiel als Schauer auf ihre Arme, ihre Brust, den ganzen Körper durchrieselnd. Dieser Blick verlieh ihm seine Gewalt, war sein Talisman; wen er

mit ihm umkreist, den fesselt er an sich, wie der Jäger den Falken, dessen Schicksal ihm überantwortet ist.

Die Gewalt dieser Blicke mußte auf Tausende wirken, und da waren es Blitzstrahlen, die das Gewölk der Volksschwärme durchdrangen; und heute ... fallen sie als Donnerschläge nach abwärts, aufs Haupt eines bis zum Wahnsinn liebenden, aber schwachen, bebenden Wesens, das der Sturm der Leidenschaft ins Verderben zu stürzen, in Staub zu verwandeln scheint. Aber dieses von Liebesglut entbrannte Weib erhebt sich wie der weiße Schaum auf der Oberfläche der Welle; in dem Wallen des Blutes, im wilden Pochen des Herzens, im Fieberschauer kräftigt es sich, athmet es frei auf....

— Ach! ach! rief Tatiana aus, die halbdurchsichtige Namitka*) vom Gesicht zurückschlagend, auf dem sich der Ausdruck innigen Gefühls, wie die noch nicht verwischten Spuren der überstandenen Angst abzeichneten. Mit den Armen hatte sie die Kniee des Kosaken umfaßt, der ihr die Kirchensäule des Asyls war.

— Ach! nimm mich mit dir, fliehen wir weit von hier, dorthin, wo wir einander angehören können. Der widerliche Lache ist in unser Gehöft eingekehrt. Wie der Gottseibeiuns ist er überall; ich kann weder an dich denken, noch nach dir ausschauen, er folgt mir auf Schritt und Tritt. Der Abend nähert sich, das Herz klopft mir zum Zerspringen, ich fühle es, daß du wartest, dich sehnst, mich verfluchst. Ich öffnete das Kammerfenster, ich flüchtete in den Wald — der spähende Lache verfolgte mich; auf mein Weinen und Schreien eilte mein alter Georg herbei und wehrte den Ueberfall. „Herr! Holla!“ rief er ihm zu, „wir sind noch nicht Handels einig!“ ... Ich hörte nichts weiter, ich drang ins dichteste Gebüsch, ich floh bewußtlos, und weiß es selbst nicht, wie ich

---

*) Ein feines Gewebe von ungebleichtem Garn, dessen Enden vom Kopfe auf den Rücken fallen.

mich bei dir befinde... Ach! mein Theurer, liefere nicht Tatiana dem Lachen aus, mein Alter verkauft mich um jeden Preis, für ein Blutgeld; nicht umsonst heißt es, es sei in ihm eine Lachenader; er verkauft mich!... und der Lache kleidet mich in Atlas, für mich ärger als ein Dornenhemd, und er befiehlt mir, in ihrer Kirche zu beten und er weist mir in der Wüstenei seines Hofes eine Wohnung an. Mein Theurer, stich mir die Augen aus, durchbohre mir mit diesem Messer das Herz, aber gib mich nicht mit dem Herzen und den Augen dem Lachen preis, es würde der Waise gar schwer in der Fremde!... und sie wand und krümmte sich zu den Füßen des Kosaken.

Er stand vor ihr fast kaltblütig, gleichgiltig, den Kopf auf die Brust gesenkt, den tückischen Griff des Messers fest umfassend. Das war immer seine Art, wenn er mit sich zu Rathe ging, bis sein eiserner Wille aus der Tiefe der Brust gehoben, ohne Wiederhalt zur That schritt, wie der Dolch, der an den Knochen dahingleitet, um das Herz zu treffen.

— Also soll's wieder losgehen! rief er düster aus und das Blut stieg ihm zu Kopfe. Ich muß mich wieder verjüngen, während mein alter Kopf sich nach dem Ruhekissen, nach einer Hütte, einem Feldraine sehnte. Ich wollte meine Burschen in die weite Welt entlassen, mein Roß an den Pflug spannen, mit dem Messer Beete graben, den Filzmantel als Vogelscheuche aufhängen!.... Ei, Lache, Lache! Mit Thränen hast du dich gewaschen, in Blut gebadet, auf glühenden Kohlen bist du gebraten worden... und noch immer hast du dich der Sünde nicht entwöhnt, das Maß ist noch nicht voll! — Meine Hände, einst die Sehnen des Bogens, hängen herab wie die geflochtene Peitsche im Gürtel, meine Augen, einst glühendes Erz, brennen deine Schlösser nicht nieder! Auch ich habe mich verändert, ich bin der Frühere nicht mehr!... Aber wir wollen die Rechnung schließen, nach der erlittenen

Unbill die Vergeltung bemessen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. . . .

Sein Gesicht nahm einen gar sonderbaren Ausdruck von Strenge an, er stammelte aus der Tiefe der Brust hervorgeholte dumpfe Worte, der Arm war nach Norden gerichtet, er schien herauszufordern, zu verfluchen, dann gleichsam über das ganze Weltall glühende Asche auszustreuen . . . dann drückte sein Gesicht Erbarmen aus, er wurde wehmüthig und stieß wieder ein wildes Lachen aus. Es war sichtbar, wie ihm ein Phantom nach dem andern vorschwebte, wie er den glitzernden Sternenhimmel betrachtete; er schien da zu lesen, was ihm seine wüthende Leidenschaft zuflüsterte . . . Ein Laut war selten zu vernehmen, aber die Lippen waren von Gedanken durchzittert, und von welchen Gedanken! . . . die Haare sträuben sich, die Kniee beben. . . .

Närrischer Prophet! Die Zukunft, ein maskirter Harlekin steht hinter dem Spiegelbilde deiner Hirngespinnste, äfft dir mit satanischem Hohngelächter nach und spricht: die Rechnung stimmt nicht, das Maß wird nicht voll — was du als Asche in alle Winde gestreut, wird sich wieder zum Häufchen sammeln, und du wirst ein Körnchen vom andern nicht unterscheiden. . . .

Ein langer Pfiff tönte in die Ohren. Der Kosak zitterte zusammen, wie der Vogel mit den Flügeln schlägt, das Gespenst flog in den Abgrund, wie ein Schwarm von Teufeln zur Hölle. Das Weib, das von seinem Phantom geträumt, erwachte.

— Was bedeutet dies? fragte der Kosak — wer hat gepfiffen? Ha, ich verstehe . . . und er erwiderte auf gleiche Weise. Bevor man zwei Vaterunser betet, traten rasch von verschiedenen Seiten drei Kosaken vorsichtig die Gebüsche zurückbiegend, hervor wie Füchse, ohne Geräusch, ohne hörbaren Fußtritt.

— Wir grüßen unsern Watazka!*) —

Alle drei bildeten einen Kreis um ihn und jeder flüsterte ihm etwas ins Ohr.

— Ich weiß es schon, erwiderte der Watazka.

Er war es werth zu sein; obgleich jeder der drei ein wilder tüchtiger Bursche war, hatten doch alle zusammen keine so kühne Gestalt, keinen so trotzigen Blick. Jetzt neigten sie sich wieder ihm zu, der Watazka ertheilte einen Rath oder einen Befehl.

— Mit dem ersten Hahnenschrei — umringen, (er erklärte seine Worte mit Zeichen) lebendig ergreifen — anzünden — die Büchsen — Rosse — Moldau. . . .

Die abgebrochenen Worte, ihnen wohlverständlich, sie elektrisch durchzuckend, hatten eine wunderbare Gewalt. . . . Sie blickten einander mit sprühenden Augen an, gleich einer Heerde Wölfe, die zur Lichtmesse einen Schafstall wittern.

— Es ist schon Zeit, Wataschka, ins Feld zu rücken, wir sitzen da auf heißem Eise. Der Lache schickt seine Spürhunde nach allen Richtungen, er zecht schon um unsere Haut und sie wird ihm leicht zufallen, trotz unserer Engpässe und Verhaue, — dann hilft uns der Herr Gott nicht mehr! —

— Wir werden uns Rath schaffen! — erwiderte der Wataschka mit einem Lächeln des Stolzes und des Vertrauens.

Er winkte mit der Hand, die Kosaken waren verschwunden wie sie gekommen, ohne Geräusch, ohne den leisesten Fußtritt — Füchse im Gebüsche.

Tatiana kniete vor ihm nieder, stumm, bebend, die Hände ringend, von Bewunderung und Seligkeit hingerissen.

— Wa—tasch—ka! — sprach sie leise, wie in Verzückung.

Er ließ ihr keine Zeit zur Ueberlegung, drückte sie an

---

*) Kosakenhäuptling. Anmerk. d. Uebers.

die Brust, hüllte sie in seinen zottigen Filzmantel, liebkoste sie, immer wiederholend: meine Atamanin!*)

Das junge Weib vergaß bald seinen Häuptlingsrang, seinen Ruhm unter den Kosaken, sie dachte an nichts weiter . . . Die Einöde wurde ihnen zum Paradiese; der Wind zog nur leise durch die Haselnußsträuche, und in Silbertönen fielen die Wasserstrahlen auf die Kiesel am Grunde der Quelle.

2.

— Bursche, geh nur selbst! — rief seinem ungarischen Diener ein halbentkleideter Mann zu, der auf einen ausgebreiteten Teppich hingestreckt lag, er hatte nur einen Kaftan von solidem türkischen Stoffe umgeworfen und einen Feß auf dem Kopfe. — Eile und rufe mir den Müller, ich muß mit dem Alten einmal zu Ende kommen und er müßte des Teufels sein, wenn er mir entwischt.

— Und du — diese Worte waren an einen ältern Mann, wahrscheinlich den Schaffner gerichtet, der mit einem großen Löffel am Herde stand, in einem grünen Spenzer, mit herabhängendem Schnurbarte — hole den Flaschenkeller mit Wein und Danziger Liqueuren hervor, es ist etwas kühl in der Abenddämmerung, man muß sich erwärmen, bah, und auch unsern Wirth tractiren.

— Eh, junger Mann! — erwiderte der Alte, einen kleinen Kessel vom Feuer entfernend. — Nur vorsichtig in die Flasche geschaut! . . .

Dabei schüttelte er mit dem Kopfe und näherte sich geheimnißvoll dem liegenden Herrn, hinzufügend:

— Der liebe Himmel weiß, welcher Unfall uns hier noch treffen kann! Vor einer Weile zog es mich, in diese Gebüsche einen Blick zu werfen; ich nähere mich und höre ein Rauschen in den Zweigen; ich schaue hin, zwei Wolf-

---

*) Ataman heißt ein Kosakenanführer. Anm. d. Uebers.

oder Katzenaugen glotzen mir aus der Finsterniß entgegen; ich will's verscheuchen, dachte ich, wenn's ein Wild, so entflieht es. Ich klatsche in die Hände — vergebens! Sie blicken mich an; ich hebe den Stock — sie glotzen fort ... Ich kenne die Vögel! Sie sind ärger als Basiliskenaugen. Wenn auch die Unsern ausposaunen, daß das Haidamakenthum bis auf die Wurzel ausgerottet sei, ahnt es mir doch, daß sie uns noch das Fett von der Haut schmelzen . . .

— Unsinn und weiter nichts! — erwiderte der junge Herr, eine dichte Rauchwolke von sich blasend. Du mußtest aus der Lagerflasche einen tüchtigen Zug machen, daß es dir vor den Augen funkelte, wenn du vergessen, daß der Wojewod die Haidamaken zu Paaren getrieben und die Rädelsführer schon lange hängen. Wenn auch der eine oder der andere von den Todten auferstanden, ist doch der Teufel nicht so schwarz, als man ihn malt. Jeder Wataschka ist ein Bauer, ein adliges Schwert ist kein Stock und den Bauer schlägst du mir mit dem Stocke nicht todt.

— Ich habe indessen die Terzerole und meine gute Büchse geladen, mit Patronen sind wir versehen. Den Vorsichtigen behütet Gott. Die Ukraine ist nicht Warschau, und der alte Herr ist nicht hier, um uns aus den Händen der Haidamaken zu lösen, wie damals aus den Händen der Juden in Poczajew, als . . .

— Halt's Maul! Du Mazur mit dem schwarzen Augenstern! Wenn du noch ein Wörtchen hören läßt, haue ich dir die Ohren ab. —

Und er griff im Jähzorn nach dem ihm zu Häupten lehnenden Hirschfänger.

Der Schaffner zeigte nicht die geringste Furcht, er wendete sich nur gegen die Wand und brummte in sich hinein:

— Blinder Mazur! er sieht aber doch besser als der mit zwei Augen. Wir sind da schön hineingekommen, wie Pilatus ins Kredo; eh! es saust mir Unheil in den Ohren, und Briß ist eben so traurig als ich.

Dabei streichelte er die Dogge, die mit hängenden Ohren und gesenktem Kopfe dem Schaffner folgte, der sein Selbstgespräch fortsetzte.

— Sie ließ sonst keinen Menschen in Ruhe — jetzt läßt sie den Schweif und die Ohren herunterhängen . . . ei, ei! —

Er ging in den Hof zu dem mit einem schwarzen Felle ausgeschlagenen Wagen, bei dem drei tüchtige, geschirrte Pferde standen, die mit den Schellen an den Krakauer Kummten klingelten. Er zog den Flaschenkeller aus dem Wagen, rief den um ein Feuer lagernden Troßbuben zu vorsichtig und wachsam zu sein und sich bereit zu halten zu Pferde zu steigen, wenn es nöthig wäre. Die Warnungen des alten Dieners schienen auf die jungen Bengels wenig Eindruck gemacht zu haben, weil Lachen und lustige Scherze in ihrem Kreise laut wurden. Der Alte stopfte sich die Ohren und ging wieder in die Hütte, wo er schon den Müller im Gespräche mit dem jungen Herrn fand.

— Gib Wein her, du langweiliger Patron! Bist du bis zum Ungar in die Altstadt darum gelaufen? — schrie der Herr Husarenlieutenant, denn dieser militärische Titel gebührte dem jungen Herrn, ein bekannter Raufbold, ein liederliches Subject, ein verdorbenes Warschauer Kind. Der Vater ermüdete endlich immerfort seine Schulden zu zahlen und seine nicht immer ehrenhaften Händel auszugleichen, erwirkte oder kaufte ihm diesen militärischen Grad und beförderte ihn mit seinem Zuge in die Ukraine, indem er sich sagte: „Möge ihn dort der Teufel holen, wenn er nicht was Rechtes wird.“ Der Herr Lieutenant machte in dieser neuen Schule dieselben lockeren Streiche. An leichte Siege über die Schönheiten der Hauptstadt gewöhnt, versuchte er sein Glück in der Offensive, begegnete aber meistens statt Lilienhänden schweren Stöcken auf dem Rücken. Eine solche Schmach mußte nach den Gesetzen der Ehre mit Blut abgewaschen werden. Er trug aber fast immer denkwürdige

Schrammen davon, die er später auf Rechnung der Ukrainer Haidamaken zu setzen gedachte. Fraget nun, was ihn hierher in diese abgelegene, von der Mohilewer Straße fernabliegende Gegend verschlagen, nur mit einem kleinen Posten vom Trosse? Warum er den ihm anvertraueten Zug Husaren eine halbe Meile entfernt in der Schenke zurückgelassen und sich eine schlechte Lehmhütte am Walde, die in den Augen vernünftiger Menschen sich als verdächtig herausstellte, zum Quartier erwählt habe?

Die Sache ist ganz klar: Auf der Straße nach Mohilew flüsterte ihm ein Jude, der wol errathen, mit welcher Waare er ihm dienen könne zu, im Dörfchen hinter dem Bergabhange befinde sich eine gar hübsche Müllerin und der alte Müller wäre schrecklich geldgierig, so daß der Erfolg sicher sei.

So oft sich ihm eine solche Lockspeise darbot, pflegte der Herr Lieutenant nie lange nachzudenken, zu reflectiren und zu folgern. Wir wissen, wie der erste Angriff abgeschlagen wurde. Jetzt baut er seine Hoffnung auf die List, und unterhandelt mit dem Müller.

— So trinkt doch, Hausherr! Der Wein wird deine Scrupel ertränken. Du bist ja, denke ich, ein Schlachzig, und bei unserer Schlachta ist, was im Herzen, auf den Lippen.

Der Müller griff ehrfurchtsvoll nach dem Glase, neigte sich bis zu den Knieen und glättete sich den Haarschopf.

Er trug an Feiertagen einen langen Ueberrock und einen Bastgürtel, so daß er einem Schlachziz ähnlich sah, lebte aber indessen mit den Bauern in brüderlicher Eintracht und sang in der russischen Kirche mit dem Djak im Chore. Niemand fragte ihn, ob er es mit den Lachen oder dem Volke halte — das ist gewiß, daß ihn beide Parteien achteten, er für Beide eine höchst wichtige Persönlichkeit war. An seiner Mühle waren selbst zur Zeit der größten Dürre, immerfort vier Steine in Gang und sein Beutel war für

seine Nachbarn immer offen, vorausgesetzt, daß sie ein annehmbares Pfand mitbrachten.

Nach dem dritten Glase löste sich die Zunge des Müllers, er schüttete sein Herz aus.

— Ach, wohlgebornener Herr Officier! — sprach er, — einen armen Menschen so zu bewirthen! Verzeiht, daß ich anfangs etwas grob gewesen. Man ist früher bei Herrschaften in Dienst gewesen, man kennt die Politik, aber wenn man mit Krähen verkehrt, krächzt man wie sie.

Und wieder neigte er sich bis zu den Füßen und küßte dem Officier die Hände und sprach ganz gerührt:

— Ich würde gerne, Gott weiß es, alles hergeben, was ich nur besitze, aber ich bin ein armer Teufel, beraubt, gekränkt . . .

— Und die Frau? — fiel der Lieutenant eilig ein.

— Die Frau! . . . rief er gleichsam in großer Rührung aus, fügte aber so obenhin hinzu: „Ist die Last vom Wagen, ziehen die Pferde leichter.“

— Schlagt also ein! . . . ich nehme Euch die Last ab.

— Meinetwegen . . aber . . aber . . rief er kopfschüttelnd aus. — Was sagen die Leute dazu? Die Weiber werden — wie die Frösche im Teiche quaken: „Wo hast du dein Weib hingethan? Hast sie zu Grunde gerichtet! hast sie getödtet! ah! ah! . . .“ Sie verhexen, sie vergiften mich. — Und dann erst die Bauern, die plappern wie die Elstern: „Oh! er hält's mit den Lachen, er hat den Lachen unser Blut verschachert“, am Ende greifen sie zu den Stöcken und schlagen mich nieder . . .

— Wein her! Wein im Wasserglase!

Der Müller trank wieder, neigte sich wieder, er war wieder in Rührung aufgelöst.

— Den Ledergürtel mit Thalern her! . . . Schließen wir den Handel ab! . . .

— Baar Geld führt durch die Welt! bemerkte der Müller, sich den Mund mit dem Rockschooße wischend.

Der Lieutenant schüttete die blinkenden, klingenden Thaler auf den Teppich. Dem Müller bebten die Füße, der Wein im Glase floß über, die Augen glotzten aus den Höhlen hervor.

— Geld, Geld, blank wie Eis! stammelte er mit Mühe.

— Pan Georg! Setzt Euch nur näher, da auf den Kasten — bat der junge Herr und klimperte noch mehr mit dem Gelde, schüttete noch mehr aus der Geldkatze — wie schauerlich!

— Bewahrt das Geld, theurer Herr, denn es überkommt mich, als müßte ich Euch erschlagen.

Der Müller machte dabei eine heftige Bewegung. Unwillkürlich überlief den jungen Mann ein Frostschauer, er blickte um sich, der Docht im Lämpchen war fast erloschen, aus dem Stubenwinkel hörte man starkes Schnarchen.

— Fünfzig Thaler! ... Ist's genug, Herr Müller?... Er begann zu zählen, wobei das Metall fortklimperte.

— Herr! bewahrt den Mammon! — und das Fieber brannte ihm auf Lippen und Wangen.

— He, Wein her! ... Was ist Euch, Väterchen? Ihr wollt keinen Wein mehr? ...

— Geld! Geld! wiederholte er immerfort, das Gesicht mit der einen Hand bedeckend und sich mit der andern bekreuzend, um der Versuchung zu widerstehen.

— Ich füge noch einmal so viel hinzu.

— Hundert! hundert! ein rundes Hundert!... brummte er unter der Nase hervor — und war bald einverstanden, bald schwankte er wieder — es schien ihm die Rechnung noch nicht zu stimmen, denn er handelte weiter.

— Zehn Schnüre Korallen, das silberdurchwirkte Unterkleid, die Bekesche, die Stiefel von Saffianleder, das ist alles etwas werth ...

— Ich nehme sie, wie sie Gott erschaffen — erwiderte der junge Herr, ungeduldig werdend. — Da sind noch fünfzig und basta! —

Wieder begann er das Silber zu zählen und damit zu klimpern.

— Und was für eine Wirthin, was für eine Hausfrau! — setzte der Müller seinen Monolog fort — in der Hütte sauber, die Speisekammer gefüllt, die Gartenbeete üppig — auch das ist etwas werth. . . .

Die Habsucht war der Stachel des Müllers, er fühlte, daß die Geldkatze noch Thaler enthalte, er wollte alles, oder doch — etwas mehr. . . Den Lieutenant stachelte die Fleischesgier, er wollte sie besitzen, und müßte er alles hingeben. — Was ist mächtiger? Wer besiegt den Andern? — Der Müller riß die Augen weit auf, er zählte im Geiste die Wagen, Pflüge, Ochsen, er schlug Wucherzinsen zu Wucherzinsen . . . Der junge Mann schätzte die Runde des frischen, rosenrothen Gesichtes, die schlanke Taille, die achtzehn Jahre, den üppigen Busen, die Augenbrauen, schmale Zobelstreifen, die feurigen Augen mit den langen Wimpern . . . Zwei Begierden standen sich Auge in Auge gegenüber: die Geldgier und die Wollust, zwei Geier mit ihren Krallen . . .

— Nimm alles, nimm, Habsüchtiger! — schrie der Lieutenant auf, von der Erinnerung an das schöne Weib wie von einem Stachel ins lebendige Fleisch getroffen und warf die ganze Geldkatze dem Alten zu: Nimm und liefere sie mir aus!

Der vom gemachten Handel beglückte Müller scharrte die Thaler in seine Mütze, mit heiserer Stimme wiederholend:

— Sie ist da, sie ist da . . . sie wird da sein — oh, beunruhigt Euch nicht, sie kömmt schon — es ist Nachtmahlszeit — sie kömmt schon; beruhigt Euch, junger Herr — sie kömmt . . . sie wird Euch noch überdrüßig . . .!

So stammelte er fortwährend, gleichsam zur Ueberzeugung, und die Hände bebten ihm und er klapperte mit den Zähnen. Gekrümmt wie Judas unter dem nichtswürdigen

Handel, trat er über die Schwelle. Draußen vom frischen Luftzuge angeweht, begann sich alles um ihn zu drehen, er bewegte die Beine im Zickzack, die Last des Metalls zog ihn zur Erde und der Alte fiel zwischen den Gebüschen auf den Boden, die Geldkatze krampfhaft festhaltend.

Der Herr Lieutenant war von der Leidenschaft entflammt, das heiße Blut wallte in den Adern, er spitzte die Ohren beim leisesten Geräusch; er harrte, verlor die Geduld, wälzte sich auf seinem Lager, er kämpfte mit den ihn umlagernden Gedanken, um sich wach zu erhalten. Endlich begann der Wein ihn zu betäuben, die Augen waren wie von einem Nebel umhüllt. Der Ofen, die Bänke, der Tisch, die Balken an der Zimmerdecke, die bunten Heiligenbilder auf den Wänden, alles nahm eine gespenstische Gestalt an — rührte sich, drehete sich im Kreise, blinzelte ihn an, preßte ihn. — Der Docht im Lämpchen auf dem Kamine flackerte nahe dem Erlöschen noch einmal auf, ein düsteres Licht verbreitend. Dem Auge im Halbschlummer bildeten die Schatten auf den Querbalken der Stubendecke eigenthümliche, bewegliche Gestalten. Im Winkel schnarchten der Ungar und der Masur, die Dogge zu seinen Füßen winselte dann und wann, im Rauchfange ächzte der Wind. Dem Ohre des Halbschlummernden erschien diese Nachtmusik wie eine Teufelsgeige.

Die aufgeregte Phantasie, — der Traum ist ein gar kühner Springer — begann mit ihm über der Erde zu schweben, zu hüpfen; immer leichter, immer flüchtiger, trug sie ihn über Balkone, Dächer, über die Kuppeln der Warschauer Glockenthürme. Dann senkte sie sich mit ihm gleichsam die Fittiche faltend auf die lebhaften Straßen, ins Menschengewühl, ins Wagengedränge — er vernahm das Getümmel — die Unterhaltungen — man sprach von irgend einem stark besuchten Balle. — Da öffnet sich plötzlich vor ihm ein Saal im Königsschlosse: die Musik tönt — hunderte — tausende von flackernden Kerzen in Brillant-

leuchtern, die Wände, der Plafond, der Fußboden von Spiegelglas. Er wirft einen Blick in einen der Spiegel und sieht sich in einen Schmetterling verwandelt; die Schöße des Frackes nach Pariser Schnitt sind zu Flügeln geworden, von der perruque blonde allongée fallen vielfarbige Stäubchen. Unter der Menge der elegantesten Damen bemerkt er seine Ukrainer Schöne in einem gestopften Hemde, die Namitka auf dem Kopfe. Er jagt als ächter Schmetterling nach ihr auf den Krystallscheiben . . . er flattert und flattert — da strahlt sie im Lichte und schon ist sie verschwunden — dann haben sie wieder die Spiegel so vervielfältigt, daß er nicht mehr weiß, welche er zu greifen habe, eine Masse Ukrainerinnen stehen da und alle schauen ihn mit ihrem Gesichte an. — Nun weiß er, welche die Wirkliche — er breitet die Arme aus — er will sie greifen . . . Wieder war es ein Schatten — einem Irrlichte gleich überall und nirgends . . . Eine unsichtbare Sphärenmusik wiegt sein Herz in wollüstige Träume; ein Lüftchen bewegt die Fittiche, er flattert, er schwingt sich in die Höhe, er folgt ihr im Gedränge . . . Da erblickt er sie . . . wie der Geier die Wachtel mit seinen Fängen ergreift, so stürzt auch er auf sie los . . . Der Unvorsichtige! im Fluge stößt er an einen Leuchter, versengt sich ein Federchen und stürzt als Bleiklumpen zur Erde . . . unter seiner Schwere zersplittert das ganze Spiegelgemach in Millionen Glasscherben: alles stürzt auf ihn, die ungeheuere Masse drückt ihn nieder, verwundet ihn, raubt ihm den Athem! . . .

— Zu Hilfe! zu Hilfe! — der Herr Lieutenant kämpft mit dem Tode . . . auf ihm liegt ein Haidamak mit seiner ganzen Körperschwere und drückt, würgt ihn mit seinen sehnigen Fäusten wie mit Zangen — es ist um dich geschehen! bete . . . Auf dem Nacken des Kosaken sitzt die treue Dogge, knurrt und nagt an seinem Fleische bis zum Knochen. Der Docht im Lämpchen flackert in die Höhe . . .

Der am Boden liegende Lieutenant bemerkte mit dem

letzten Reste der Geistesgegenwart, daß der Kosak ein Messer hervorzog.

Hund! beeile dich mit dem Tode des Kosaken!

Mörder! Eile mit dem Tode des Opfers!

Das Messer blitzte in der Luft und ritzte leicht den Arm des jungen Mannes, der Lieutenant hatte sich unbewußt im convulsivischen Zucken seitwärts gewälzt und der Kosak — rollte als Leiche auf die Erde. — Von dieser Last befreit, athmete er auf — hob den Blick in die Höhe, als wollte er seinen Dank ausdrücken . . . da erblickte er über sich Füße, die durch eine eingebrochene Spalte sich nach unten zwängten.

Meine Waffe! Meine Büchse! Zu Hilfe! rettet! . . .

Er hörte suchen — rufen — im Finstern herumtappen . . . Ein eingeschlagenes Fenster flog in die Stube . . . Man erblickte schnurbärtige Gesichter, blinkende Messerklingen, wild rollende Augen, beleuchtet von Büchsenschüssen. Die eingeschlagenen Thüren fielen in Trümmer . . . Auch da sah man schnurbärtige Gesichter, Messerklingen, von den Büchsenschüssen beleuchtete, rollende Augen.

Da ist der Lache! Wir haben ihn! . . . los auf ihn, weg mit den Messern, mit den Büchsen, bindet ihn; ergib dich, Satanssohn, ergib dich! . . .

Die Arme der Haidamaken umwanden ihn wie die Schlangen, würgten ihn, drückten ihn nieder.

— Binden! — Das Gesindel griff zu den Gürteln aus Wollstoff. Es ist um dich geschehen! Wie viele Messer erhoben sind, in jedem ist der Tod — du gehst zu Grunde! dahin mit allen Genüssen dieses Lebens — dahin die Schöne der Ukraine — du gehst zu Grunde! — empfiehl deine Seele Gott! . . .

Es blitzte — vom Ofen her krachte ein Schuß! . . . Was war das? Die Arme der Haidamaken erhoben sich, einer wälzt sich über den andern.

— Meine Büchse bewährt sich! Hier ist ein Säbel —

jetzt zeigt Eure Fechtkünste, junger Herr, nach rechts und links . . .

In einem Nu hatte der brave Masur einen im Wege sich befindenden Kosaken niedergemacht und sprang zum Fenster hinaus, dem Lieutenant den Weg bahnend.

Das Getümmel und Geklirr hörte plötzlich auf, ein dichter, heißer Rauch füllte die Stube, durch die Spalte konnte man eine Flamme sehen. — Keiner der Lebenden dachte mehr an's Morden, alles drängte zum Fenster — suchte die Thüre . . . aber das Fenster ist nicht zu finden — vergebens tastet man nach der Thüre, es ist so schwül, so glühend, der Schrecken ist so groß — der Kopf dreht sich im Kreise! — Dem Sterbenden ist leichter, es ist bald vorbei — der Verwundete windet sich und fleht um Wasser — der Gesunde muß stufenweise alle Qualen durchmachen: Gluthitze, brennenden Durst, erstickenden Rauch, das sich an den Kleidern, am Körper anfachende Feuer — wo bleibt da noch Hoffnung in diesem lebendigen Bilde der Hölle?! . . .

3.

Eine mächtige Lohe! ein Brand! — eine Feuersbrunst in der Finsterniß der Nacht, verdoppelt durch den Wasserspiegel: ein Wunder, kein Feuer! Gibt's Augen, die sich nicht einmal wenigstens auf dieses Schauspiel richteten? Gibt's eine noch so hohe, moralische Denkweise, die nicht unwillkürlich den Gedanken hegt: Welches grausige, aber doch schöne Schauspiel! Es scheint zwischen der Flamme und der Seele ein mysteriöses Band zu bestehen, geknüpft von der Gewalt dieses zauberhaften Reizes: die Flamme ist unfaßbar, durchdringend, immer in die Höhe strebend — das ist auch die Seele, die ewig gen Himmel strebt.

— Ich habe schon Feuersbrünste gesehen! — und doch hat weder Human, noch sonst irgend ein Lachennest so schön gebrannt. Bis zum Tage des jüngsten Gerichtes könnte ich in diese Flammen schauen. Das Feuer ist Wein fürs

Auge, es berauscht mich! . . . Heute will ich ganz betrunken sein, im Kopfe, im Herzen, im Auge! . . .

So dachte der auf einem Hügel auf der andern Seite der Mühle in den Armen Tatiana's sitzende Wataschka.

— Ho! ho! die Schüsse knattern, die Säbel hauen darauf los . . . Der Lache wehrt sich gar zu lange, haben meine Burschen sich zu schlagen verlernt? Am Ende greife ich zum Messer und springe selbst hinüber; eine Teufelslust befällt mich, noch einmal den Tanz mit zu machen!

Der Wataschka wendete sich um und blickte fragend ins Gesicht der Geliebten, sie gleichsam um Erlaubniß bittend.

— Ach, Tymenko!*) . . .

Sie umfaßte ihn mächtiger, blickte ihn mit ihren von Thränen verschleierten Augen an, ihr Lächeln erweichte ihn, vor ihrem Seufzer schmolz seine Kraft. Er blieb! . . . Du kannst nicht mehr dem Feinde entgegensprengen, wenn das Erz des eisernen Willens unter ihren Küssen geschmolzen. Einst legtest du selbst den Zunder unter das Lachennest. Du führtest selbst den Stoß ins Herz, um das Blut abzuzapfen — aber heute? Heute bist du ein Zuschauer! — du liebst, wie ein polnischer Magnat, Kurzweil, Turniere.

— Mein süßes Täubchen! schau, da ist Jemand aus dem Rauche aufs Pferd gesprungen? . . . man vertritt ihm den Weg: man schießt auf ihn — er ist nicht getroffen — er sprengt den Damm hinunter — das ist sicher einer der Unsrigen; wer wäre denn im Stande so zu reiten, wenn nicht ein Ukrainer, der Steppenwind?

— Vielleicht ist's ein bübischer Lache, der dahinsprengt, die Seinigen zu Hilfe zu rufen?

— Möge er nur rennen, möge er meinetwegen so viele Lachen herbeirufen, als unter meinem Messer fielen — ich rühre mich nicht von hier; mir ist hier so wohl! . . .

---

*) Diminutiv von Timotheus. Anmerk. d. Uebers.

Und er saugte an ihren Rosenwangen, versenkte sich in ihrem Anblicke, er trank den Becher der Lust in vollen Zügen. . . .

Die Mühle brennt, mein Ataman! eine gar schöne Mühle, es ist keine ihr gleich fünf Meilen in der Runde! — sagte Tatiana mit einem wehmüthigen Seufzer und die Hände ringend.

Du bist bei mir — und dir bangt um etwas? . . . Wozu brauchst du hier zu wohnen, Tatiana? Vor Tagesanbruch noch brechen wir auf und gehen in die Walachei. Die Geldkatze ist wohlgefüllt, ich habe dreißig Bursche, wir gründen dort eine Colonie; an einem Bergabhange, bei einem Eichenwalde erhebt sich ein weißes Gehöft, du bist dort die Herrin, meine Schwarzäugige, und ich werde als Bojar nur leben, genießen, lieben — und er umfaßte, liebkoste und streichelte seine Bojarin. Darauf schaueten sie wieder aufs Getümmel, auf die Rauchwolken und Flammen — den blutigen Krieg vor Augen bildeten sie selbst eine stille Liebesidylle.

— Wen schleppen da meine Burschen her, auf den Schultern, wie ein geschlachtetes Kalb?

— Er ist's — mein Mann! Georg! — rief Tatiana aus, mit den Händen das Gesicht bedeckend und bedauernd den Kopf senkend.

Die Kosaken schleppten den Müller, der betrunken taumelte und den Kopf nicht aufrecht halten konnte, aber die Mütze mit einer Hand fest an sich drückte.

— So steh' doch, du Lümmel!

Sie wollten ihn auf die Füße stellen, er fiel der Länge nach hin und aus der Mütze rollten die Thaler auf die Erde.

— Schaut! der Hund hat dem Lachen sein Weib verkauft.

Der Wataschka versetzte ihm mit Verachtung einen Fußstoß und der betrunkene Müller rollte vom steilen Bergab-

hange ins Thal und flog von den Blicken der Anwesenden gefolgt, dem Strome zu, der am Fuße des Berges floß. Das Wasser spritzte über das Ufer — er extrank, ohne mehr Bedauern zurückgelassen zu haben, als der in den Brunnen geworfene Stein.

Es brannte noch das Gehöft des Ertrunkenen, die Wände und das Dach gingen in Rauch auf, die Mühlräder aber drehten sich wie in den besten Zeiten vor Ostern. Statt des Wassers floß Feuer, das in Funkenkränze und hüpfende Drachen auseinandersprühte. Einige von Wunden und Brandzeichen verunstaltete Leichen lagen im Hofe, man konnte den Lachen vom Kosaken nicht unterscheiden.

Das siegreiche Häufchen der Haidamaken hatte sich auf die mit Tanten und Muhmen vollgepackte Kiste des Herrn Lieutenants gestürzt. Die Fäßchen und bäuchigen Flaschen aus dem väterlichen Keller, mit dem noch unversehrten Siegel wohlverwahrt, sprangen unter den Messer- und Spießhieben. Der Ungarwein, die Danziger Liqueure befeuchteten die von der Hitze trockenen Kehlen der Haidamaken — die Heerde trank!

— Stille! — rief Einer aus — es stampft etwas ... und legte das Ohr zur Erde; — das sind die beschlagenen Pferde der Lachen!

Aber das Gesindel hört nichts: es lärmt und säuft. Der warnende Kosak ist ein alter Fuchs, der mehr Schrammen als Runzeln hat; er nahm die Flasche vom Munde und stand bald vor dem Wataschka.

— Erhebe dich, Wataschka, frisch auf! Man hört die Hufe der Lachenpferde stampfen.

Der Wataschka hört nichts, er saugt an den Rosenlippen, er schwelgt mit dem Auge, er berauscht seine Seele ...

Der Haidamak wird zudringlich.

— Wataschka, was ist zu thun? — Schau um dich! durch den Nebel glänzen die Lanzenspitzen, blinken die

Fähnchen. Die Lachen kommen von drei Seiten, vom Walde, hinter dem Berge und gerade in der Fronte. Wataschka, was ist da zu thun? . . .

— Was wir mit den Lachen zu thun haben? . . . Und das weißt du nicht, ergrauter Kosake?

Der Wataschka riß sich von den Lippen Tatiana's los, ließ sie aus seinen Armen gleiten und stand aufrecht da. Der Funke war dem Eisen entfahren. Der Schnurbart, die Zotten des Mantels, das Haargeflecht sträubten sich, so gewaltsam kochte in ihm das Blut, von solchem Schauer bebten alle Glieder. Er strengte seinen Blick an, richtete sein Auge gegen den Teich, auf die nebelbedeckte Ebene. Der alte Kosak hatte nicht gelogen. Wie die flimmernden Lichtchen auf den Gräbern schimmerten die vom Brande gerötheten Lanzenspitzen, und Staubwolken wirbelten auf der Straße. Der Wataschka griff nach dem Säbel und den neben einander hängenden Pistolen und rief aus:

— An meine Seite! Zu mir, Burschen!

— Zu den Waffen! zu Roß! — erschallte es zwischen der Heerde.

Als ob sie noch keinen Tropfen getrunken, so nüchtern waren sie im Momente; als ob sie nie von den Pferden gestiegen, so sattelfest saßen sie auf denselben; als ob die Waffe mit dem Arme zusammengewachsen wäre, so bereit waren sie zu Stich und Hieb. Tymenko hat schon den Fuß im Steigbügel, ergreift schon die Mähne, schwingt sich schon hinauf — da läßt er plötzlich den Bügel und die Mähne los, als ob ihn Satan beim Schopfe erfaßt hätte.

Der Haidamak hat einen Blick auf Tatiana geworfen, ihr Blick hat ihn getroffen. Wie vom Monde gingen von ihren Augen Strahlen aus, die die Seele des Kosaken mit wunderbarer, unbesiegbarer Zauberkraft anzogen, die mächtiger war als der eiserne Wille des Mannes. Er streckte die Arme aus, sie zu umfassen, die Lippen brannten von Sinnenlust, die Brust wogte tief aufseufzend. Und der

Wataschka sog wieder an den Rosenlippen, er versank in ihrem Anblicke, in ihren Armen dachte er der Lachen nicht mehr.

— Hält dich der Teufel in seinen Klauen, Wataschka? ... die Lachen liegen uns auf dem Nacken; — die vordern Posten feuern auf einander. Da ist dein Pferd — fliehe! fliehe in die weite Welt, wir werden für dich kämpfen.

— Ich bin nicht der Sultan, und nicht der Czar, um euch für mich kämpfen zu lassen; ich bin kein Senator, um vom Schlachtfelde zu fliehen! — Ein Pferd! ein Pferd! Schaart euch um mich, Jungen! ...

Endlich riß er sich von ihren Lippen los ... Tatiana fiel auf den Boden, als ob mit dem Kosaken ihr Geist entflohen wäre. Sie wollte ihn mit ihrem Zauberblicke wieder an sich ziehen und mit ihm sterben, ihr Blick hatte aber seine Kraft verloren. Der Wataschka blickte nicht zurück, er saß schon zu Pferde und sprengte den eisernen Griffen der polnischen Säbel entgegen.

— Hurrah! Jungen! Hurrah! Durchhauen müssen wir uns durch die Reihen der Lachen!

Das kleine Häufchen Kosaken, der Rest eines zahlreichen Schwarms, stürzte sich auf die zweifache Reihe der Husaren. Kein Hieb der Verzweifelnden war ein vergebener, kein Schuß, der nicht traf. Die Husaren mußten oft ihre Reihen an einander schließen, denn mehr als einer wurde aus dem Sattel gehoben. Endlich hört das Feuern auf, der Herr Wojewod hat befohlen, den Wataschka lebendig einzubringen.

— Ergib dich, ergib dich, Haidamak! — rief ein Reiter an der Spitze einer Abtheilung, die den Kosaken in den Rücken gefallen war. Ergib dich Tymenko, Heidenhund!

Ein Kreis von Lanzen und Säbeln hatte sie umgeben und den Kreis immer enger gezogen, so daß die Hand den Lanzenschaft nicht erheben, das Messer nicht mehr aus dem Gürtel ziehen konnte — es wurde ihnen so ängstlich, so schwül in dem Gedränge, wie einem Scheintodten, der im

Sarge erwacht. Schon binden die Husaren die blutenden, aber sich noch immer sträubenden Kosaken. Unter ihrem Führer ist das Pferd erschlagen. Tymenko steht da in der Mitte eines gar kleinen Häufchens Besiegter und wartet, daß die Reihe an ihn kommt. Es ist eine schreckliche Qual, zu schauen, wie man so viele Arme in Fesseln legt, über die er vor einer kurzen Weile noch geherrscht, auf so viele Getreue zu blicken, deren Köpfe dem Beile verfallen sind! . . . Tymenko mußte alle diese Fegefeuertorturen durchmachen, er mußte sie alle erdulden.

Da haben wir ja das unschuldige Lamm! Hat dich dein Teufel verlassen, der dich durch die ganze Ukraine getragen? Hat dich die Müllerin mit ihrem Streicheln so zugerichtet? — rief mit höhnischem Lachen der alte Schaffner des Herrn Lieutenants aus, dem Wataschka eine dicke Schlinge umwerfend. Ihm nach stürzten sich die noch immer bangen Husaren haufenweise auf den Häuptling, denn es ging das Gerücht, daß Tymenko mit seinem Blicke, mit dem Schnurbarte, mit dem Schrecken, der von seinem zottigen Mantel ausging, zu tödten vermöchte.

4.

Am andern Tage in der Mittagsstunde fuhren aus dem Dorfe eine Reihe Wagen. Auf jedem befanden sich zwei Haidamaken, in Fußsäcken, gebunden oder gefesselt, wie es sich gerade traf, von mit Lanzen bewaffneten Husaren escortirt.

Der Convoi marschirte eilig; es war nicht der geringste Zusammenlauf, die Hütten wurden bei der Annäherung rasch geschlossen, Weiber und Kinder blickten scheu durch die Zäune, die Väter saßen in den Stubenecken oder wendeten das Gesicht ab, wenn sie dem Zuge begegneten.

Auf dem letzten Wagen saßen drei Soldaten, gespannte Pistolen und entblößte Säbel in den Händen. In ihrer Mitte zwischen zwei Halbleitern liegt ein gefesselter Kosak

in einen zottigen Mantel gehüllt. Aus dem Stroh ragt die hohe Stirne, und manchmal erheben sich die Augen, er muß gar schwer gekettet und zusammengeschnürt sein, denn das Gesicht ist ganz blau und angeschwollen.

Mehrere Schritte hinter dem Wagen läuft ein Weib mit aufgelösten Haaren, bleich wie Leinwand, mit mattem, erloschenem Auge. . . . Das Hemd hängt ihr in Fetzen herunter und läßt Blutspuren und blaue Flecken auf der Brust und den weißen Armen sehen. Es fehlt der Armen schon an Athem, aber sie lief immer fort, wie das unheilbringende Schicksal, dem trabenden Zuge nach.

— Schau nur, Gevatter, welcher böse Geist uns einzuholen sucht, sagte ein Soldat zu dem ihm zur Seite reitenden Kameraden.

— Weißt du es denn nicht? Das ist ja eine Hexe.

Bei diesem Worte zogen die Vorausreitenden die Zügel an und umringten den alten Soldaten.

— Eine Hexe? Wo ist eine Hexe zu sehen? . . .

— Hier, hinter uns.

— Die in Lumpen! pah! es ist ein Weib wie ein anderes. . . .

— Ihr steckt im Finstern, wie der Schnupftabak in der Dose . . . rief der Graukopf aus — wißt ihr denn nicht, wer unsern Lieutenant durch den Rauchfang in die Mühle entführt? Wer den Wataschka selbst, unter der Gestalt der Czarin so verblendete, daß er uns wie ein Kaninchen ins Netz lief?

Hier legte er den Finger auf den Mund und fuhr halblaut fort:

— Es heißt, der Herr Wojewod habe sie für sich zu gewinnen gewußt und daß sie es war . . . aber still davon . . . Gebt Acht! wer mich versteht, halte seine Zunge in Zaum. . . .

Bei dieser Warnung begannen die Einen sich zu be-

kreuzen, die Andern spuckten aus, die Kühnern ritten näher, um ihr in die Augen zu schauen.

— Jagt diese Brandlegerin fort!

— Der Teufel schläft nicht: sie spielt uns noch einen Possen.

— Fort mit ihr! schrieen Viele. Die Einen erhoben die Lanzen, die Andern die Peitschen.

— Nein! nein! wir wollen sie schwimmen lassen, das ist recht und billig.

— Einverstanden! wir wollen sie von der Brücke in den Fluß werfen.

Sie fuhren gerade über die Brücke, das Wasser war hier still, aber tief.

— Wenn sie auftaucht, ist sie unschuldig!

— Jetzt — bei den Füßen — auf den Kopf! . . .

— Ha, ha, ha! sie ist untergesunken! — die Hexe! . . .

Ein durchdringender Schrei erschallte nur unter der Brücke, dann hörte man nichts mehr. Der Haidamak im letzten Wagen bog sich mit dem ganzen Leibe, fast eine halbe Elle aus dem Wagen; die Ketten klirrten, als wollten sie springen und einige Stricke rissen.

— Haltet! Der Schelm! der Mörder! er will entfliehen — riefen die Soldaten und richteten auf ihn ihre Flintenläufe, Säbel und Lanzenspitzen.

Von diesem Augenblicke an war der Gefangene den ganzen Weg über ruhig! den Kopf ins Stroh gepreßt, Stöhnen und Seufzer erstickt, die Glieder starr, wie todt. . . . Erst als man ihn im Städtchen Kodno zur Hinrichtung führte: da erhob sich der Arm und fiel schlaff hinab — da streckte sich der Fuß und beugte sich schlotternd; der Kopf hielt sich am längsten, aber auch dieser rollte auf den weißen Sand und die eigenen Lippen sprachen: Amen.

Heimatsklänge.

Der Tag ging auf die Neige, als auf dem schmalen Wege zwischen den Wiesen eine Britschka dahinrollte, kutschirt von einem Juden, der mit seiner Peitsche unbarmherzig die drei magern Mähren antrieb.

— Fahr' zu! fahr' zu! — rief der im Wagen sitzende gebräunte junge Mann dem bärtigen Kutscher zu, mit dem Ausdrucke fieberhafter Unruhe, hingerissen vom Gedanken an das erwartete Glück, als ob er in einer kleinen Weile sich in den Armen der Mutter, der Familie, der Geliebten befinden sollte — als ob . . . Doch was nützen uns alle Muthmaßungen! Das Ziel seiner Reise ist noch weit — er war von der Hauptstraße abgewichen, um das Dörfchen zu besuchen, in dem er geboren, als Kind erzogen wurde. Wer in einer Gegend die theuersten Personen verloren, dem ist der Anblick eines solchen Denkzeichens ein Schatz gar kostbarer Gefühle. Wundern wir uns also nicht, wenn wir den jungen Mann im lebhaften Gespräch mit sich selbst, seinem zweiten Ich finden, das ihm Märchen von guten Feen und verzauberten Palästen erzählt.

— Da ist das Birkenwäldchen, wo ich auf Vögel Jagd machte, — da der Satzteich, wo ich Fischchen mit der Angel fing — bei diesem Kreuze fiel ich von meinem Pferdchen — in diesem Gesträuche versteckte ich mich, als ich meinem Elementarlehrer davonlief . . . Wie viele Erinnerungszeichen! Es ist mir, als ob es gestern wäre — die Bäume sind nun herangewachsen und sehen gravitätisch aus. . . . Auch ich bin ernster geworden, aber hier fühle ich

wieder, glaube, schwärme wie ein Kind, wie damals, als mich die Mutter ans Herz drückte und mit Küssen meine Thränen trocknete. Die vielen Jahre des weltlichen Lebens zwischen leidenschaftlichem Ringen, unbefriedigten Wünschen, eitlen Täuschungen erscheinen mir hier als Traum . . . Ach, wenn ich diesen Lebensabschnitt in eine Traumerscheinung, in ein Phantom verwandeln, und hier wie in der Kindheit wieder zu leben beginnen könnte, mit dem Morgengebete auf den Lippen, mit inniger Liebe für alles was mich umgibt, mit den von Vogelgesang und Blumenduft begleiteten Hoffnungen . . . Ah! wenn keine Rückkehr wäre! . . .

Diese unterbrochene Rede begleitete bald ein Lächeln, bald eine heiße Thräne — bald streckte er die Arme aus, bald drückte er sie ans klopfende Herz — bald seufzte er, bald preßte er die Lippen zusammen — und alle diese Pantomimen bereiteten dem jüdischen Fuhrmanne einen ungeheuern Schrecken, der jedesmal ängstlich um sich blickte, überzeugt, daß er einen Wahnsinnigen führe. Zum Glücke zeigte sich hinter dem Berge das Dach und der Rauchfang einer Schenke; nun begann der Jude Muth zu fassen, er wendete sich um, nahm den Hut ab und fragte:

— Befehlen der gnädige Herr in der Schenke einzukehren oder fahren wir in den Meierhof?

— In der Schenke.

— Der gnädige Herr erlauben, ich würde rathen in den Meierhof zu fahren, dort bekommt man Hafer und Heu, und der Herr . . .

— Ich sage in der Schenke einzukehren und damit basta! — rief der ungeduldig werdende Reisende aus. — Der Narr! er wollte mir allen Reiz nehmen — in den Hof?! Dort falle ich in die Hände eines langweiligen Oekonomen, der mir vom schönen Wintergetreide erzählen und mich mit Stadtneuigkeiten quälen würde — während ich keine andern Zeugen brauche als die Gestirne und den Mond! . . .

In wenigen Minuten hielt die Britschka in einer Pfütze vor einer elenden Schenke, aus der durch ein eingeschlagenes Fenster ein betrunkener Bauer herausschauete. Der junge Mann sprang eilig vom Wagen, warf ein leichtes Mäntelchen um die Schultern und sprach:

— Morgen mit Tagesanbruch fahren wir weiter.

In einer kleinen Entfernung erhob sich das Herrenhaus auf einem hohen Hügel; ein Wäldchen mit düstern alten Tannen und weißen Birken mit ihren hängenden Zweigen schützte es vor der Sonnenglut im Sommer, vor den rauhen Winden im Herbste, und ersetzte durch das immerwährende Rauschen den Lärm der Menschen . . . Im Thale schlängelte sich zwischen Sümpfen, von wo man die Schnepfe und den Wachtelkönig schlagen hörte, ein Flüßchen, hie und da mit Espen besetzt — und weithin nach den in mannichfacher Schattirung sich dehnenden grünen Feldern zogen sich, umsäumt von dunkeln Forsten, sandige und nackte Berge. Die untergehende Maisonne vergoldete die Fenster des Herrenhauses, während die untern Partien den dunkeln Hintergrund des Landschaftsbildes darstellten. Die, wenn auch steile und steinige Straße am Berge erschien dem in diese Oertlichkeit Verliebten gar leicht, denn er ging nicht, sondern sprang und nur dann und wann hielt er auf einem Abhange an, um sich umzuschauen, das Auge zu weiden an dieser meilenweiten Ebene, auf der sich wellengleich tausende von Farbenschimmern reflectirten und unzählige Echos laut wurden, die in dem die Ebene auf einer Seite begrenzenden Städtchen, die zum Ave Maria läutende Kirchenglocke übertönten.

Doch lassen wir ihn, möge er springen und schwärmen, sich freuen und zu Thränen gerührt werden. Wir stellen indeß, wie der Gensdarm, der aus dem Hinterhalte hervortritt, die Polizeifragen: „Wer bist du und was treibst du?“ Wir können dies um so eher thun, als unser Unbekannter keine geheimnißvolle Figur ist, auf deren Ent-

hüllung die Leser gespannt zu harren hätten. Also, er heißt Zdzislaw — der Familienname kommt hier nicht in Betracht — und kommt aus dem Auslande oder wie unsere Bauern sagen übers Meer. Er hatte sich da lange herumgetrieben und mit ihm zogen die unvermeidlichen Begleiter aller ziellosen Reisen: die Sehnsucht, die Uebersättigung und die Langeweile.

— Kein besonders einnehmender Held — bemerkt ein Landwirth, der auf Experimente erpicht ist, hätte er doch die neue Methode der Kartoffelpflanzung studirt.

— Warum hat er nicht die Eisenbahnen und die mannichfachen Maschinen für den Ackerbau kennen gelernt? — fragte ein Zweiter, der nicht einmal eine kleine Mühle zum Getreidereinigen besaß.

— Er konnte die Weingattungen und den Weinbau in Betracht ziehen — warf der Dritte mit einer rothen Nase ein.

— Oder Romane nach französischer Manier schreiben, — lispelte eine literarische Dame.

In der That dachte Zdzislaw weder an Romane noch an Weinbau und Maschinen, am wenigsten an Kartoffeln. Gar manches Gericht möchte ihm deshalb Treue und Glauben absprechen. Es gibt aber Gottlob auch solche, die für den Jüngling schwärmen, der das Haupt über die Kartoffelstengel erhebt, den eine geistige Atmosphäre umweht, und dem der freie Wille und der Glaube an die Menschheit zwei Flügelchen zum beharrlichen Fluge angeheftet.

Zdzislaw trug wol den Kopf um so viel höher, als ihn die breitere oder schmälere Pariser Halsbinde erhob, oder gar die Lust ankam, ein hübsches Gesichtchen an einem Fenster des dritten Stockes zu sehen. Was die Flügel betraf, so reichte sein geflügeltes Cabriolet zu Ausflügen ins Boulogner Wäldchen oder wo sonst die damalige Pariser schöne Welt sich zusammenfand, vollkommen aus. Aber zum Unglücke strebte er gar keinem Ziele nach. Er lebte

wie der Arbeiter, der nichts erspart, von der Hand in den Mund. Der Tag begann bei ihm in der Mittagsstunde und endigte um Mitternacht. Es machte ihm nur Sorge, wie die Zeit gehörig einzutheilen, ob sie mit Besuchen und Promenaden auf den Boulevards oder in den Restaurationen und in der italienischen Oper zu verbringen. Wir wollen aber durchaus nicht behaupten, als ob sein Geist nicht auch nach andern Eindrücken lüstern war, die Einförmigkeit macht auch das Paradies langweilig. Deshalb suchte Zdzislaw zur Abwechslung im Frühlinge bald die romantischen Ufer des Rheins, bald die Eislawinen der Alpen auf, oder er trieb sich in den schottischen Nebeln herum. Manchmal fischte er nach Abenteuern auf dem Dampfschiffe, das von Marseille auslaufend ihm im Panorama die üppige italienische Küste, den Archipelag, Athen und den Ort zeigte, wo nach Schlieman einst Troja gestanden. Zu guterletzt kräftigte er in kalten und heißen Bädern, von Gräfenberg bis Barège, seine Gesundheit zum weitern Gebrauche oder zur weitern Abnutzung. So gingen die Jahre dahin — und er sah beständig irgend einem Meteore am Horizonte der Ereignisse entgegen, denn er war Fatalist wie ein Türke, aber schon begann er zu zweifeln, ob je ein solches Meteor erscheinen würde. Mit dem Verluste der Hoffnung, entzaubert, enttäuscht gleichen wir dem nächtlichen Arbeiter, dem die Lampe erlischt und der aus der Erinnerung nach dem Platze tastet, wo er wol sein Päckchen schwedischer Zündhölzchen hingelegt haben könnte.

Zdzislaw hatte immer mehr oder weniger ein banges Sehnen nach der Heimat empfunden, aber er hatte dagegen jedesmal verschiedene Gattungen von Arzneien gefunden, bald in dem Getriebe der sich drängenden Neuigkeiten, bald in der raschen Anhänglichkeit für Personen, mit denen man auf Bällen oder am grünen Tische zusammentrifft. Das kleine Heer von Launen, die man sich bald aneignet, wenn man, wie unser Held, über ein schönes Vermögen verfügt

und sich manches erlauben darf, verschuldete nicht selten, daß der gehegte Plan, seine Heimat zu besuchen, wieder aufgegeben wurde. Mit der Zeit verloren aber alle diese Palliativmittel gegen das Heimweh ihre Wirkung — die Bälle, Restaurationen, die schönen Augen, der Gesang der Patti, selbst die gelben Handschuhe fingen ihn schon zu langweilen an. Auch das war übrigens nur eine Laune mehr, aber jedenfalls begann er einmal sein gesammtes Wirken und Schaffen nach Stunden, Tagen, Jahren zu summiren, die Gewalt und Ausdauer der gesammelten Eindrücke abzuwägen und sich zu fragen, was er dabei fürs Herz, für den Geist gewonnen habe? Er erschrack fast, als er die Rechnung schloß. Er fand da nur einige hochtrabende Phrasen, einige skeptische Wahrheiten, gleichsam auf dem Wege der Erfahrung gesammelt — alles andere eitle Leere, Eiseskälte . . . Zu dieser Schlußfolgerung gelangte er, als er eines Tages in einer garstigen Märznacht ganz allein bei der erlöschenden Lampe saß . . .

— Die Eiseskälte greift schon ans Herz! — rief er aus und berief seine innere Stimme in den Rath.

Die innere Stimme hielt ihm nun eine lange, vielleicht auch langweilige Predigt von einem stillen, arbeitsamen Leben, reich an Opfern, von dem Aufgehen seiner Einheit in dem von einem großen Gedanken getragenen Ganzen, von einer Mission des Glaubens und der Liebe . . . —

— Ach! das sind gar hohe Ziele — sprach er im Geiste — dazu reichen meine Kräfte, mein Wissen nicht aus. . . . Wie viele Enttäuschte sind übrigens dem Herde dieses leidenschaftlichen Strebens entflohen, so daß sie jetzt als ausgebrannte Vulkane einsam verkümmern? . . . Nein! Das ist nichts, was mir zusagt. . . .

Seine Gedanken begannen wieder auf den Gefühlssaiten herumzutasten, jede berührend, bis der Ton der einen in seinem Herzen wiederklang. Was tritt aber in der Einsamkeit mehr in den Vordergrund, als die Erinnerung der

Vergangenheit? . . . Dieses vergilbte Document, das an der linken Seite des Frackes nach neumodischem Schnitte gar tief verborgen lag, fiel jetzt erst heraus und entfaltete sich vor ihm, und alle Buchstaben schimmerten noch von Gold und bunten Farben, als wären sie erst gestern geschrieben. Er hatte sich bis jetzt zu den Ueberlebten, Blasirten, zu den dévastés in den Romanen des alten Balzac gezählt. Nun bemerkte er, daß in ihm noch Schlupfwinkel vorhanden, die weder vom öftern Gebrauche verdorben, noch von den weltlichen Eindrücken verdumpft worden. Zum Glücke hatte das bis jetzt geführte Leben ihn nicht in die Pfütze der Verderbniß versenkt; die Gier der Speculation hatte ihn nicht angelockt, er haßte sogar das Geld, von dem er mehr besaß, als er zum comfortabeln Sein benöthigte. An das Leben im Salon gewöhnt, fand er keinen Wohlgefallen an gemeiner Liederlichkeit, selbst die Leidenschaft des Spiels richtete sich bei ihm nach dem Umfange seiner Börse. Er war mit einem Worte ein Gentleman, weder gar zu leichtsinnig, noch allzusehr der Mäßigkeit huldigend. Im Grunde war aber Zdzislaw noch eine unverdorbene Natur, wenn die Erinnerung, dieser Altweibersommer aller Zerstreuungen, unschuldigen Vergnügungen und jugendlicher Eindrücke ihn von der Nichtigkeit der in der großen Welt verlebten Jahre zu überzeugen vermochte.

— Das stille, reinliche Häuschen im Dorfe, wo ich zur Welt gekommen, wo mich die Liebkosungen der Mutter groß gezogen, wo meine Wünsche so unschuldiger Art waren — das engelgleiche weibliche Wesen, die Spielgenossin meiner Kindheit, meiner jungen Jahre — die muthwillige Sophie, die mir vor der Abreise mit verweinten Augen zuflüsterte — ich harre Ihrer Rückkehr! — der erfahrene Freund, der über dich, die Waise, als zweiter Vater wachte — was bedarf's mehr, um nicht zwecklos in den Tag hinein zu leben? Eine solche nie übersättigende Glück-

seligkeit geleitet dich in den Kreis der Pflichten, deren genaue, heilige Erfüllung dir für lange Jahre die Gemüthsruhe sichert. O Heimathsdörfchen! o Geliebte meiner Jugend! o erprobter Freund! unschätzbare Schätze gegen banges Sehnen, Uebersättigung und Langeweile! Ich fliege euch entgegen. . . .

— Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd! . . . rief er wie der König Richard bei Shakespeare aus. Aber Niemand führte den Renner herbei. Obgleich er ihn gegen einen bequemen Eilwagen, gegen den Courierzug mit der Eisenbahn austauschen konnte, mußte er sich doch in Geduld fassen, bis er alle Reisevorbereitungen getroffen, seinen Reisepaß visiren lassen und tausend Kleinigkeiten besorgt hatte, die gar oft die reizendsten Phantasiebilder in trockene Prosa umwandeln.

Zdzislaw hatte etwas vom Enthusiasten an sich, er hielt also an dem einmal gefaßten Vorsatze trotz aller Hindernisse fest, um so mehr, da auch das Gewissen sich hineinmischte und allerlei Skrupel aufs Tapet brachte, wie es nicht edel sei, die Seinigen so ganz zu vernachlässigen, zu heiligen, was verdammenswerth, was nur Charakterschwäche offenbare. . . . Indeß stellte sich das Herz, dieser beredte Sophist, als Vertheidiger vor den Schranken des Gewissens: „Eine Schwalbe," sagte es, „mache noch keinen Sommer, was geschehen soll, geschieht auch ohne dich; gereicht denn das Ungemach des Einen immer zu allgemeinem Heile? Was schadet es den hochfliegenden Vögeln, daß irgend ein Kolibri im Kelche einer bescheidenen Blume sich ein Nestchen gebettet und darin lustig zwitschert?" . . .

In Kürze jagte aber derselbe Kolibri allen Vorsätzen zum Trotze auf den Flügeln des Windes oder richtiger des Dampfes zur Geliebten, zum Freunde, zum heimatlichen Hause, so daß wir ihn erst auf der schmalen Straße, die zu den ersehnten Orten führte, einholen konnten. Das Dörfchen, das Ziel seines bangen Sehnens, war nicht sein

Eigenthum. Der selige Vater Zdzislaw's hatte es vor vielen Jahren verkauft, das Capital auf Interessen angelegt und war in die Hauptstadt übergesiedelt, um dort seinen einzigen Sohn erziehen zu lassen. Nach dem Tode des Vaters (die Mutter hatte er schon längst verloren) ging Zdzislaw, um sich etwas zu zerstreuen ins Ausland, nachdem er sein Vermögen einem intimen Freund anvertraut mit der Vollmacht, es nach Belieben anzulegen, wenn er ihm nur regelmäßig die Zinsen einsende. Sein Freund, ein geschickter Rechtsanwalt, war bis jetzt seiner Verpflichtung mit der skrupulösesten Genauigkeit nachgekommen. Zdzislaw beschloß daher, seitdem die Erinnerungen der Vergangenheit ihn beherrschten, das Dörfchen wieder, wenn auch für einen höhern Preis an sich zu bringen, um so mehr, als der gegenwärtige Eigenthümer, Baron ***, wie ihm bekannt war, in der Hauptstadt wohnte und auf dieses Gütchen gar keinen besondern Werth legte. Als Gutsbesitzer wollte Zdzislaw dann die Geliebte seiner Kindheit heirathen. Er war überzeugt, daß Sophie sicher seiner harre. Sein Freund Alphons soll in der Nähe sein Heim gründen, damit er mit ihm von seinem häuslichen Glücke, von seinen weiten Reisen gemüthlich plaudern könne — mit einem Worte, er wollte in einer reinen Gefühlssphäre leben und weben.

— Jetzt will ich meine Stationen durchmachen, wie der fromme Pilger auf dem Kalvarienberge — sprach Zdzislaw, den niedrigen, aber dornigen Gartenzaun überkletternd. — Hier ist rechts eine tiefe Schlucht und in der Mitte ein Bach . . . man hört ihn schon in ungleichen Sprüngen murmeln. . . . Wie viele Male habe ich da kleine Mühlen gebaut, Boote und Karten schwimmen lassen, aus Rasen einen Damm gethürmt, um das Rauschen zu verstärken. Wie sein Wasser dem größern Strome zufloß, so habe auch ich mich in den großen Lebensstrom gestürzt, um zur Quelle, zur Mündung zurückzukehren! Aber warte

nur, sowie ich in deinen Besitz gelange, mache ich dir einen herrlichen Wasserfall, von dem ich als Kind so oft geschwärmt, der . . .

O Wunder! Zdzislaw bog jetzt den letzten Zweig des Gebüsches zurück, und erblickte vor sich einen Wasserfall, von künstlich aufgethürmten Kieselsteinen fließend. Vor Erstaunen wagte er keinen Fuß weiter zu setzen . . .

— Gerade so einen — vielleicht ist er gar noch schöner! Wessen Hand hat das Bild meiner Einbildung errathen? wer hat meine gemeinsten Gedanken belauscht? ... — und er fügte verstimmt, gleichsam klagend hinzu: „Da hat mir ein Unbekannter einen frevelhaften Possen gespielt — mir wäre jetzt der frühere Bach lieber!“ . . .

In dieser Klage widerhalte indeß der freudige Ton des Liebhabers schöner, romantischer Ansichten — und jetzt betrachtete er den Wasserfall nicht mehr als Kind, sondern als Kenner von verschiedenen Standpunkten, die meist pittoreske Seite aufsuchend.

— Ausgezeichnet! Vortrefflich! Nur ein wahrer Künstler, oder richtiger, nur wer wie ich an diesen Orten ein besonderes Interesse findet, konnte so etwas erdenken und schaffen.

Noch eine Weile ergötzte er sich an dem Anblicke, bis er zuletzt, der Gewohnheit seiner Kinderjahre sich erinnernd, niederkniete, das klare Wasser mit der flachen Hand schöpfte und es zu Ehren der Nymphe dieser Quelle trank.

— Das war die erste Begrüßung — jetzt weiter! . . . O! ich erkenne euch schon, dort an der Kluft den Haselnuß- und Hagedornstrauch und die einzige Pappel! . . . Ihr habt euern Standpunkt nicht verändert, nur üppiger entfaltetet ihre eure Zweige. . . . Wie viele Male gönntet ihr dem auf dem Rasen Liegenden oder Erdbeeren Sammelnden euern Schatten und eure Kühle, wie oft weidete ich mich, euer Laub entfernend, an der weiten Aussicht aufs Dorf, auf die Felder, auf Berg und Thal. . . . Welche

Träume! Welche poetische Gebilde! Welche Pläne für einen Altan auf griechischen Säulen. . . . Ich hoffe, daß mir hier wenigstens Niemand zuvorgekommen, wem wäre sonst das Plätzchen so lieb. . . . Ich floh immer hierher, wenn ich mit Sophie schmollte, sie suchte dann weinend den geliebten Deserteur und fand ihn . . . o glückliches Alter! — im festen Schlafe; kniend, jagte sie dann die Fliegen fort; wie ich die Augen öffnete, küßte sie mich auf die Stirne und entfloh. . . . Wunderbar! — fuhr er fort, den sich in die Höhe schlängelnden Pfad erklimmend — ich wußte nicht, daß der Herr Baron, der Kenner gewichtiger und nicht gewichtiger Dukaten, an einem Garten besondern Geschmack gefunden, gleichsam nach der Lectüre eines Buches betitelt: „Von der Verschönerung ländlicher Wohnsitze" — die Pfade sind regelrecht geschnitten, gereinigt, nirgends Unkraut oder Brennnesseln zu sehen — er hat sicher einen ordentlichen Gärtner, einen Deutschen aufgenommen, das ist alles. . . .

So in Gedanken vertieft erreichte er den Höhepunkt mit gesenktem Kopfe und war eben im Begriff um sich zu sehen, als er mit der Stirne an ein Säulengesimse stieß und eine wunderschöne Gloriette erblickte, die bis jetzt von den Gebüschen verdeckt gewesen. Im ersten Impulse umfaßte er die steinerne Säule mit beiden Händen, als wollte er wie ein zweiter Simson den ganzen Bau erschüttern und mit demselben zugleich in den Abgrund stürzen. Wenn zum Glücke in der Welt nicht alles stärker wäre als unser Zorn, wir würden nur auf Ruinen wandeln. So aber verflog der Ingrimm Zdzislaw's eher, als die Säule wankte; es traten ruhigere Seelenzustände ein, als: Staunen, Muthmaßung, Bedauern, Verherrlichung.

— Hat mich Jemand im Traume behorcht, da ich mich doch an meinen Phantasiegebilden, wie der Geizige an seinen Schätzen, nur im Verborgenen ergötzte? Ich sprach doch mit Niemandem von ihnen, einzig und allein mit So-

phie, wenn wir dieses Gartens und unserer muthwilligen Streiche gedachten, zusammen Luftschlösser bauten, und gar ernstlich diesen Altan und diesen Wasserfall besprachen, die wir gleich, wenn wir verheirathet wären, herrichten wollten?! — Aber wie kann Sophie da betheiligt sein? Sie kennt weder den Baron, noch hat sie diese Gegend seit Jahren besucht. Aber das ist Hexerei! Gerade so sollte der Söller aussehen — diese vier Säulen — diese Halbkreise — im Hintergrunde das Sopha und das Tischchen; ein prächtiges Plätzchen zum Nachdenken! . . . Sogar der Spiegel ist nicht vergessen, in dem sich so reizend der jetzt am Horizonte aufsteigende Mond reflectirt . . . Und — das alles sollte bloßer Zufall sein? Der Bach konnte die Idee des Wasserfalles, die Anhöhe die des Söllers geben. — Fühlte der deutsche Gärtner an diesen Plätzen eine poetische Ader in sich? Ist die Naturschönheit so absolut, daß sie bei jedem die nämliche Gefühlsrichtung erzeugt? . . . O, das geht mir nicht recht ein; ich begegnete auf meinen Reisen Enthusiasten gar mancher Art; der eine wollte sogar den Genfer See austrocknen und dann Luzerne*) säen! Nein, und noch einmal nein! wer diesen Söller gebaut, wer den Wasserfall fließen ließ, muß mehr als ein einfacher Gartenliebhaber sein.

Zdzislaw bekam fast Schwindel, alles drehete sich vor ihm im Kreise, er faßte sich an den Kopf. Träumte er oder wachte er? Wer sollte das nicht einen Traum nennen — diese plötzliche unverhoffte Verwirklichung dessen, was nur in der Phantasie existirte, was nur der Gegenstand seiner Wünsche und Träume war? Das ist ein Traum! Es scheint ihm, er sei noch auf fremdem Boden, und bald werde ihn das Gerassel auf dem Pariser Pflaster oder der Anruf eines Papagei's im nächsten Fenster erwecken und das schmale Stück Himmel in der engen, mit

---

*) Eine Kleeart. Anmerk. des Uebers.

hohen Häusern besetzten Straße begrüßen. Aber eine angenehme Kühle, gewürzt mit dem Geruche des blühenden Getreides wehet ihn so glückselig an, und der weite Himmel blickt auf ihn mit seinen unzähligen Sternen, und die Wachtel hat eben mit der Nachtigall ihren Doppelgesang begonnen, er mußte an die Wahrheit glauben.

— Dank, tausend Dank rief er jetzt hingerissen aus — Wessen Werk es immer sei, ich liebe dich wegen der ästhetischen Verwandtschaft, wegen des einen Schönheitsgefühls, — Künstler sind Brüder; nur daß ich hier mehr als Künstler bin — fügte er mit klagendem Tone hinzu — ich bin hier aufgewachsen, meine Seele ist hier festgebannt wie in den Gärten Armida's!

Seine so empfindlich verletzte Eigenliebe war nun beruhigt, denn er fand in diesen Verschönerungen nichts, was die Kritik nicht nur des Kenners, sondern selbst des Verliebten herausfordern könnte. Im Gegentheile, es freute ihn, schon alles fertig zu finden — ein Opfer bleibt ein Opfer, der Impuls möge sein, welcher er nur immer will.

— Noch ein Plätzchen, von der zartesten, der feierlichsten Erinnerung geheiligt — sagte er, die dichter besetzten Gartenpartien aufsuchend. — Hinter dieser Kastanienallee, die jetzt so üppig aufgeschossen, steht gewiß die alte ehrwürdige Linde — es scheint mir sogar, ich sehe ihren Gipfel die andern Bäume überragen. Unter ihrer grünen Wölbung befand sich einst ein liebliches Rasenplätzchen, ich und Sophie nahmen dort unser Vesperbrod ein. Dort — ich denke daran, als ob es heute wäre — ich war sieben oder acht Jahre alt, es war ein wunderhübscher Tag nach einem Mairegen; meine Mutter war durch einige Zeit leidend und ans Zimmer gebannt, sie hatte sich zum ersten Male vom Krankenlager erhoben, um etwas frische Luft zu schöpfen. — Wir gingen in den Garten; Mama stützte sich mit einem Arme auf den Vater, mit dem zweiten bald auf

mich, bald auf Sophie — Die Mutter war so hager und blaß, wie eine der Lilien, die damals blühten. Mamachen! rief ich aus — setze dich auf meine Rasenbank unter der Linde, ich habe sie für dich hergerichtet, dort ist Schatten und eine reizende Aussicht... Für mich hast du sie hergerichtet, armes ... sie sprach nicht weiter, nur drückte sie mich an sich, bedeckte sich mit dem Tuche die Augen und setzte sich. — Wie wohl ist mir hier! sagte sie dann, mit voller Brust athmend, als wollte sie Luft und Sonne in sich ziehen. — Zdzisiu,*) denke daran, diesen Garten zu pflegen, ich liebe ihn so sehr! ... Ohne den Gedanken zu fassen, warf ich mich vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee und weinte bitterlich. „Mir ist schon leichter, Kind — sprach sie da — die Sonne belebt, die Rosen riechen so schön; vergiß ja nicht, da Rosen zu pflanzen!“ — Es war ihr letzter Morgen; ihr Leben erlosch gegen Abend mit der untergehenden Sonne! ...

— Beruhige dich, theurer Schatten! sprach er nach einer Weile, sich die Thränen trocknend — dein Wille wird geschehen. — Habe ich nicht noch in meinen Kinderjahren gelobt, dort eine Steinbank hinzusetzen mit der Aufschrift: „Wie wohl ist mir!“ Ringsum will ich Rosen pflanzen, die bis in den Spätherbst blühen und deinen Schatten umwehen, so oft du dieses einsame Plätzchen heimsuchst! ... Beruhige dich! Diesen geheimen, im Herzen verschlossenen Gedanken würde keine Zauberin errathen, wenn sie die Herrin dieses Gartens wäre. Und du, ehrwürdige Linde, Zeugin des Lebens und Todes der theuersten Mutter — wehe mir deinen Gruß zu! ich komme, das alte Gelöbniß zu erneuern.

Der Mond ward von einer Wolke verhüllt, er wollte niederknieen und der Fuß trat auf ein Rosengebüsch. ...

— Irgend eine wohlthätige Hand hat auch hier Rosen

---

*) Diminutiv von Zdzislaw. Anmerk. des Uebers.

gepflanzt . . . ich sage dir innigen Dank . . . suchen wir jetzt meine Rasenbank auf, wenn sie noch existirt.

Zdzislaw tappte bange im Dunkeln, als ob es ihm um alle Schätze der Welt zu thun wäre, um sich herum, und schrie plötzlich auf:

— O Gott! — Stein! eine Inschrift! . . . und die zitternden Finger verfolgten die in den Stein gehauenen Buchstaben: Wie . . . wohl . . . ist . . . mir . . . hier! . . .

— Sophie! Niemand anders als Sophie! wiederholte er in Extase — niemand als das von den Liebkosungen der Mutter gehätschelte Kind — niemand anders als der Liebling deiner Seele erinnerte sich des Geheimnisses, versichtbarte das Andenken der Verklärten . . . Das Weib ist das höchste Wesen in der Sphäre des Gefühls! . . .

Nach diesem ersten Erguße, oder nach dieser Apostrophe an die unsichtbare Zauberin — kniete er nieder, erhob die Augen zu den Sternen und sprach von Seufzern unterbrochen:

— Theuerer Schatten! der Sohn hat deinen Willen erfüllt, indem er sein Gelöbniß dem Herzen anvertrauete, das es so treu vollbracht; schwebe nun ruhig dahin auf den Strahlen des leuchtenden Gestirns, das nun deine Heimat, sprich mit uns jeden Abend in der geheimen Sprache, die den Mondesstrahlen entfließt und ich werde wieder so rein und unschuldig, wie damals, als ich alle Hoffnungen der Welt in deinen Armen fand! . . .

Nach diesem heißen, vielleicht etwas närrischen, jedenfalls schwülstigen Gebete wollte er spornstreichs ins Haus stürzen und sich Sophie zu Füßen werfen. Sophie mußte ja dort sein, er hatte ein Vorgefühl, daß sie ihm nahe sei oder daß wenigstens ihr Denken, ihr Wollen diesen Ort beherrsche. — Doch die in den Fenstern schimmernden Lichter, verschiedenartige Menschenstimmen, das Bellen der Hunde hielten ihn zurück — er begann zu schwanken. Er

war von Natur schüchtern, sogar menschenscheu und vor allem liebte er keine Zeugen seiner romantischen Ergüsse — zuletzt kühlte er sich etwas ab und begann zu reflectiren.

— Wie sollte Sophie hierher kommen? All das bietet noch keine Gewißheit! Sophie müßte doch in der Ukraine bei ihrer Mutter sein und niemand hat mir mitgetheilt, daß sie hieher übersiedelt sind! . . . Sollte sie das Gut an sich gebracht haben? Kaum zu glauben! Ihr Vermögen ist so klein, ihre Interessen nicht geordnet . . . In der Nachbarschaft kenne ich auch niemanden, der an solcher Romantik Gefallen fände — aus Liebe zu mir . . . Alphons ist niemals hier gewesen. — Es ist zum Närrischwerden! . . .

Während dieser Reflexionen schlich er sich längs einem Spaliere mit türkischem Flieder hin; die aufgeblüheten mit Thau beschwerten Büschel kühlten ihm, einem Balsam gleich, die brennende Stirne und die Nachtigall im nahen Gebüsche schlug mit ihren melancholischen Weisen in seinem Herzen verwandte Saiten an. In diesem feierlichen Momente trat in der Seele des jungen Mannes eine entscheidende Krisis ein, sie warf von sich alle unreinen Schlacken, die sie im Weltgetriebe vielleicht aufgenommen. Es war der Uebergang von der Travestie des großstädtischen Lebens zu der Idylle des Landlebens, es war die Erkenntniß Gottes und der Liebe in der sie wiederstrahlenden Natur . . . Diese Geisteserschütterung war von kurzer Dauer, aber sie reichte aus, die stolzen Bauten der Eitelkeit, des Egoismus, der Uebersättigung und der Hohlheit in Trümmer zu stürzen.

— Da ist die Eckstube, die einst das Schlafzimmer der Eltern gewesen — dort stand auch mein schmales Bettchen, in dem ich sanft entschlummerte, eingelullt und geweckt von den Küssen der Mutter . . . Diese Akazie wurde am Tage meiner Geburt gepflanzt, jetzt ist sie zum stattlichen Baume herangewachsen und verdeckt mir mit ihren Zweigen das Fenster . . . Es ist offen! . . . O! ich muß einen Blick

hineinwerfen. — Ob die Tapeten noch die nämlichen sind? Und der mit Marmor ausgelegte Kamin? Und auf dem Plafond die Amoretten in Wolken schwebend und die Venus im Wagen von einem Taubenpaare gezogen? . . .

Während er so lauernd sich vorwärts schob und den Kopf in die Höhe streckte, um seine Neugierde zu befriedigen, erklang eine Guitarre und eine weibliche Stimme begann ein Lied zu singen — er hielt an und horchte — wieder taucht eine Erinnerung auf, es ist ein bekanntes Volkslied; er ist damit aufgewachsen, es hat ihn durch die Welt begleitet, es hat ihm die Heimatsbilder vors geistige Auge gezaubert. Alles, alles begrüßte ihn auf einmal! . . .

— Das ist Sophie! . . . rief Zdzislaw aus, aber er rief es wie einer, der im Traume mit einem Phantome ringt, mit gepreßter Brust — er wollte durchs Fenster hineinspringen, — aber nur das Blut wallte in ihm auf, eben wie im Traume. Er strengte aber sein scharfes Gehör an, er wurde sehend, er ahnte, er war bis in die innerste Tiefe erschüttert . . . Doch was bedeutet dieses laute grobstimmige Lachen, das von einem dünnern accompagnirt wird? Was bedeutet dieses im Gemache geführte Gespräch?

— Bravo! bravissimo! Jetzt bist du ganz geheilt — endige es nur, endige, mein Seelchen, du hast es so schön begonnen.

— Der Schlimme! er hat gehorcht . . .

— Als ob die Spitzbübin es nicht gewußt, daß ich an der Wand sitze und die Pfeife rauche!

— Wenn auch . . . schon aus Zartgefühl . . .

— In dieser Beziehung verdiene ich gewiß keinen Vorwurf — sage selbst, wann habe ich mich je deinen Wünschen entgegengesetzt? Ich trachtete sie zu errathen, deine Träumereien selbst zu verwirklichen . . .

— Sage lieber meine Launen . . . Es ist wahr, sehr wahr, mein Guter, daß kein Ehemann das thun würde, was du alles für mich gethan . . . Aber es ist zu Ende,

nun will ich keine Capricen haben, dein Wille wird der meine sein — sogleich, um dir beweisen . . .

Wieder erklangen die Saiten der Guitarre und das Lied wurde vom Anfange bis zum Ende mit einer hellen und sichern Stimme gesungen.

— Göttlich! vorzüglich! laß dich dafür küssen . . .

— Du verdirbst mich, mein Theuerer — wenn du mich öfter geschmält, getadelt hättest, wenn du weniger nachsichtig gewesen, ich wäre vielleicht jetzt schon eine verständige Frau.

— Gott behüte! Die Verfolgung erzeugt Opposition und wir wären nie zum Ziele gekommen.

— Es ist wol wahr, dein Willfahren aller meiner Phantasien hat mich so umgewandelt, daß ich mich oft selbst nicht erkenne. Erinnerst du dich, wie ich als erste Bedingung unserer Vereinigung festsetzte, daß du unbedingt dieses Gut ankaufst? — Ich wußte, daß du nicht reich und stellte dir absichtlich diese Bedingung, in der Ueberzeugung, daß du außer Stande ihr nachzukommen . . . Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als du mir in einigen Tagen den Kaufcontract brachtest . . .

— Damals, in der Raserei meiner Liebe hätte ich ein Gut im Monde gekauft, wenn es dein Wunsch gewesen wäre . . .

— Und deine Bereitwilligkeit, mein Geliebter, diesen verwahrlosten Garten in einen englischen Park zu verwandeln! Kaum theilte ich dir meinen Plan mit, der noch in kindischen Träumen seinen Ursprung hatte und bevor man sich's versah, war der Gärtner da und wie durch Zauber war alles in einem Frühlinge vollbracht . . . Meine theuern Dumki*) habe ich dir doch lange vorenthalten, ich sang sie nur, wenn du abwesend warst; von nun an stehe ich

---

*) Volks- eigentlich Kosakenlieder, in der Ukraine heimisch. Anm. d. Uebers.

dir auch mit meinen süßen Volksweisen zu Diensten — sie erinnern mich an gar schöne Zeiten, doch bei alledem ist die Gegenwart am schönsten . . .

— Ha! ha! ha! — lachte der Ehemann auf. — Siehst du, mein Täubchen, die homöopathische Methode ist bei der Liebeskrankheit am wirksamsten . . . Einen Keil mit dem andern . . . Was ich nicht alles für Scherereien mit dir hatte, meine Süße — mein Gott! Ein Anderer wäre bis ans Ende der Welt entflohen, mich aber schreckte nichts zurück, selbst nicht dieser ewige Refrain: „ich schätze Sie, ich achte Sie, ich wünsche Sie zum Freunde zu haben . . .“ Eben so wenig wurde ich ungehalten über die empfindlichen Vorwürfe: „Ein Anderer hätte mich nicht betrübt, er würde mich zerstreuen, er tanzt so schön, der hätte hier mehr Mutterwitz gezeigt, er hätte sein Leben für mich hingegeben; unsere Seelen verlobten sich schon in der Wiege.“ — Er war ein Ideal — ein Halbgott — indessen hat dieses Ideal, dieser Halbgott . . .

— Ach! klage ihn nicht an! Wer weiß, wie sehr er dort leidet! Mir bleibt der ewige Vorwurf, daß ich das Gelübde meiner Kinderjahre verrathen . . .

— Verrathen?! Es war ein vernünftiger Schritt, meine Theuere. Welche Zukunft stand dir mit einem Menschen bevor, der so lange deiner nicht gedacht . . .

— Ich hätte geharrt; er wäre endlich in sich gegangen, hätte ausgetobt, er hätte gehalten, was er versprochen, er wäre zurückgekehrt . . .

— Und hätte dich als alte Jungfer gefunden . . . Ha! ha! ha!

— Fi donc, mon cher — du parodirst die zartesten poetischen Gestalten.

— Sie finden keinen rechten Platz im Ehestande, wenn eine behagliche Wirklichkeit an ihre Stelle getreten. Sage selbst, Sophiechen, fehlt dir etwas am Glücke? . . .

— Etwas? . . . Du Spitzbube! — sagte sie nach län-

germ Schweigen, — hast mir meine schönsten Träume und Phantasien gestohlen, mit denen ich meine Einbildung entflammte, die mich so wehmüthig stimmten, und jetzt habe ich keinen Grund zu seufzen, mich nach nichts zu sehnen, außer . . .

— Sprich mein Herz — außer . . .

— Zdzislaw zu sehen und ihm zu zeigen, wie unglücklich ich bin . . .

— Da steht er vor dir!! . . . hätte Zdzislaw ausrufen können, und sein bleiches Gesicht, seine sich sträubenden Haare, die wild rollenden Augen hätten einen wahren coup de théâtre bewirkt; dazu die Verwirrung des Ehepaares, der Aufschrei, die Vorwürfe, die Ohnmachtsanfälle! — Zum Glücke oder zum Unglücke fiel nichts dergleichen vor, denn gerade in diesem Momente brachte der Bediente Licht und schloß das Fenster vor den Mücken. — Der enttäuschte Liebhaber hatte aus dem Gespräche die Lösung aller Räthsel erfahren, ließ die Arme sinken, wankte und fiel bewußtlos auf den Rasen.

Das Bewußtsein kehrte bald wieder, die Nerven waren nur momentan erschüttert. Aber das Herz war von einem tiefen Weh ergriffen, es zog sich krampfhaft zusammen, bis ein Strom heißer, brennender Thränen alles wegschwemmte, was ihm bis jetzt das Theuerste gewesen. Als Selbstmörder gleichsam der heiligsten Gefühle und kostbarsten Erinnerungen drückte er den Stachel noch tiefer in die Brust, bohrte in der klaffenden Wunde, damit von all den Täuschungen und Träumen nichts zurückbleibe — und er fühlte sich erleichtert — ähnlich der Glocke, die bei einem kleinen Risse einen heisern Klang von sich gibt; erweitert man den Riß, klingt sie hell und voll.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Zdzislaw aus seinen Herzenskämpfen zum neuen Leben erstand — es herrschte eine tiefe Stille, für ihn wenigstens, obgleich die Mainacht in tausenden von Tönen ihre Hymnen erschallen

ließ . . . Es schien ihm, daß eine neue Epoche für ihn angebrochen. Die Harmonie der Naturkräfte mußte er auf das Leben der Menschheit zu übertragen trachten, die Liebe für Baum und Blume ihm gleichen Wesen weihen, die Einfalt des Kindes für eine bewegte Zukunft bewahren . . .

Ein fester Wille malt sich bereits auf dem Gesichte des Jünglings, der wie durch ein Wunder mit einem Male zum Manne geworden — Ruhe thront auf seiner klaren, offenen Stirne — er richtet sich auf — er will seinen Weg fortsetzen, als ob er hier gar kein Leid erfahren — aber er hielt inne . . . entschuldigt die letzte Schwäche! — Zdzislaw vermochte es nicht über sich zu bringen nicht noch einen Blick durchs Fenster zu werfen . . . In der Zimmerecke glimmte die Nachtlampe, einen matten Schein auf das Lager des Ehepaares werfend . . .

— Auch ich konnte so glücklich sein! aber gewiß weist das Schicksal mich auf einen andern Weg! . . .

In der That, wer in den erlittenen Verlusten einen Fingerzeig Gottes erblickt, der ihm ein höheres Ziel in der Pilgerfahrt des Lebens anweist, der hat noch nicht alles verloren — in einem solchen Herzen ist noch nicht jeder Funke verglimmt — es gleicht einem englischen Park, der wenn auch vom Sturme verwüstet, sich in Kürze wieder in reiches Grün kleidet, während das Gemüth eines Blasirten dem beschnittenen französischen Modegarten gleich mit der Zeit nur vertrocknete Aeste und dürres Laub aufzuweisen hat.

Mit raschen Schritten die denkwürdigen Plätze durcheilend, seufzte er nur auf, als er an der Linde vorbeikam, von den andern nahm er nicht einmal mit einem Kopfnicken Abschied.

— Nun hat die letzte Stunde meiner Vergangenheit geschlagen — sagte er, den Garten verlassend. — In den Thälern erhebt sich ein Nebel — er verhüllt meine Zukunft;

die Geschichte der Welt war im Beginne auch in Nebel gehüllt . . .

Es war schon weit über Mitternacht, als Zdzislaw ungeduldig mit der Faust an die schlecht zusammengefügten Bretter des Wirthshausthores donnerte.

— Einspannen! einspannen!

Der Jude brummte, daß der Tag noch nicht angebrochen — fluchte und wunderte sich. In Kürze rasselte indeß die Britschka und verschwand hinter der Anhöhe. — Zdzislaw, der ohne Aufhör auf den sich immer mehr entfernenden Geburtsort geblickt, verlor ihn aus dem Auge und wendete sich nicht mehr um.

Am andern Tage trug ihn der Postwagen und die Locomotive wieder in fremde Länder. — Die Freunde und Bekannten hatten kaum seine Abreise erfahren, wunderten sich auch nicht über seine Rückkehr, nur flüsterten sie gar oft einander zu: Zdzislaw ist wie umgewandelt, er hat einen ganz andern Menschen angezogen! Wie ernst, wie strebsam! Sie wußten nicht, mit welchen Verlusten er sich dieses Lob erkauft hatte! . . .

Das Manuscript von Podhorce.

— Und wohin führt diese Thüre? fragte ich den Alten, als wir ans Ende des Corridors kamen.

— Ins Laboratorium und in die Bibliothek, antwortete er, unter dem Bund Schlüssel herumsuchend, während auf seinem Gesichte, sei es eine unliebsame Erinnerung, sei es Unlust, zu lesen war. Indem er zögernd öffnete, brummte er noch ärgerlich: Da ist gar nichts zu sehen, Ew. Gnaden, etwas altes Gerumpel, einige zerbrochene Flaschen und sonst nichts; — die vermaledeiten Flaschen! sie haben nicht wenig in sich gezogen! Eine gewöhnliche Herrnlaune; der selige Hetman, der Herr sei seiner Seele gnädig, war ein Freund der Alchymie und in dieser Teufelskunst schmolz das Vermögen nicht wenig zusammen. . . .

— Aber er fand doch, was er suchte? — fragte ich schalkhaft.

— Jawol, er fand's! erwiderte der Alte mit einem boshaften Lächeln. — Er fand's, auf die eine oder andere Weise, was kümmert's uns? Er ist gerichtet; der Herr sei seiner Seele gnädig! —

Wir traten endlich in das Gemach, das seit vielen Jahren nicht geweißt und nicht gereinigt, mich an das geheimnißvolle, mit einem Riemen geschlossene Stübchen in der Fabel von den zwölf Räubern mahnte. Die Feuchtigkeit der Mauern, die Spinngewebennetze, die die Fenster drapirten und die mit Staub bedeckten Folianten bezeugten sattsam, daß dieser Sitz der Musen und Gelahrtheit eines Paracelsus und Agrippa schon gar lange weder ihren

Meister noch dessen Adepten gesehen. Vor allem fiel mir eine Elektrisirmaschine auf, welche auf einem großen, in der Mitte des Gemaches sich befindenden Tische stand; sie war ganz eingerostet und gab trotz allen Drehens keinen Funken von sich. Neben ihr, in ziemlich symmetrischer Ordnung aufgestellt, standen Retorten mit breitern und schmälern Hälsen, welche die sie umgebenden leeren Tiegel zu fragen schienen, wo denn eigentlich das in ihnen enthaltene edle Gold hingekommen sei. Dort drohte wieder eine Leydener Flasche mit ihrem durchlöcherten Knopf einem Helm, der auf einem chemischen Apparate ruhte. Ein Weinkelch ohne Fuß war in den Sand einer abgelaufenen Sanduhr versenkt, und in ein von irgend einem Diplome abgerissenes Stück Pergament war ein leeres Reliquienkästchen eingewickelt. . . . Zwischen diesem Gerumpel ragte ein carmoisinrother Fetzen einer Husarenfahne hervor, deren zerbrochener Schaft gemeinschaftlich mit einem Tartarenpfeil ohne Spitze unter dem Tische ruhte; alles bedeckte ein Sattelüberzug von russischer Juchten. An den Wänden moderten auf einigen Gestellen alte Bücher in der schrecklichsten Unordnung. Da drückte ein in Schweinsleder gebundenes Jesuitenpanegyrikum in Folio eine Amsterdamer Taschenausgabe des Cicero ganz nieder. Auf den Predigten Skargas*) stand das Sopha von Crebillon fils. Auf losgerissenen Blättern altpolnischer Gesetzbücher (Volumen legum) trockneten am Fenster Königskerze und Kamillen. Und hier wieder — als ob diese ehrwürdigen Ueberreste früherer Zeiten ihrer privilegirten Sitze überdrüssig geworden, waren sie, Schnecken gleich, auf dem Boden aus einander gekrochen. Die Reformation der Sit-

*) Piotr Pawelski Skarga, Jesuit, Hofprediger des Königs Sigismund III., †1612. Er schrieb außer den gesammelten Predigten noch eine Kirchengeschichte und eine Lebensbeschreibung der Heiligen. Matejko's berühmtes Bild hat sein Andenken wieder aufgefrischt.
Anmerk. des Uebers.

ten von Starowolski hatte den Einband wie Flügel zum Fluge ausgebreitet und war bis zur Thüre geflogen, ihm nach das protestirende Conföderatenmanifest. Der Prophet Jeremias war auf einen Stoß der Encyklopädie von Diderot gestiegen und hatte, an die Wand gelehnt, seine wehklagenden Blätter ausgebreitet . . . Näher der chemischen Werkstätte wälzte sich, einer römischen Phalanx gleich, in drohender Gestalt ein Pack Broschüren heran . . . ich bin neugierig, diese Kämpen näher kennen zu lernen — ich erhebe sie und lese: Die Reden und Acta des Grodner Landtags, eine Broschüre des Pan Atesta! . . . Ueber das liberum veto! Ueber die Gewalt eines Hetmans!... Es wunderte mich durchaus nicht, dieser Bande im Schlosse der Koniecpolski zu begegnen. Es neigt ja zum Verfalle, was ist da zu wundern, wenn man widerliche Klettenblätter zwischen den Lorbeerzweigen hängen sieht?

Bald es neugierig aufhebend, bald diese Machwerke und Pamphlete mit Verachtung von mir werfend, verfolgte ich ihre Spur bis zu einem mächtigen Schranke in einer Ecke des Gemaches. Der Alte bemerkte, daß meine Neugierde beim Anblicke der hier aufgethürmten Papierstöße gereizt worden und brummte wieder nach seiner Weise:

— Das ist das Familienarchiv. — Da ist nichts zu sehen, Ew. Gnaden! Die wichtigsten Prozeßacten hat die Frau Hetmanin mit sich ins Ausland genommen, das ist lauter Ausschuß; es ist nur schade um die Zeit.

Ich kümmerte mich indeß wenig um die ausgeführten Prozeßacten, da ich gar keinen Anspruch auf irgend einen Gütercomplex der Frau Hetmanin hatte, und blätterte mit Gleichmuth zwischen den ökonomischen Registern, den Reiseauslagen, den Inventarien der Güter und Schlösser, den Acten der Doliner und Drohobyczer Starostei, den Privatbriefen, genealogischen Aufzeichnungen, politischen Versen, Landtagsreden, Gebetformeln gegen Zahn- und sonstige Schmerzen und tausenden von Urkunden, den sogenannten

silva rerum bildend, für den Forscher der vaterländischen Sachen eine reiche Quelle des häuslichen und öffentlichen Lebens darbietend.

Weder Zeit noch Ort, und am wenigsten der langweilige Alte gestatteten mir jetzt, mich in diese Denkwürdigkeiten zu vertiefen. Ich griff auf gut Glück bald nach diesem, bald nach jenem, wie ein Jäger, der einem Hasen nachgeht, Feld und Thal durchspäht und von einem Vorgefühl oder dem blinden Zufalle geleitet einen niedergeduckten Rehbock bemerkt. Was ich eigentlich in diesem Labyrinthe suchte, wußte ich selbst nicht, ich verspürte eine gar große Lust, irgend ein historisches Mysterium, irgend eine merkwürdige Epistel oder ein Memoire mit frappanter Zeichnung altpolnischer Sitten zu entdecken. Schon hatte ich jedes Bündel von oben bis unten flüchtig durchblickt oder wenigstens berührt; ich wollte mich schon entfernen, ganz desperat, daß diese reiche Fundgrube für mich keine einzige Silberader habe, als ich zum letzten Male einen Abschiedsblick gleichsam auf dieses unschätzbare Archiv werfend, einen Bogen beschriebenen Papiers bemerkte, der sich beim Umwenden irgend eines Papierbündels hervorgeschoben haben mußte. Im ersten Impulse wollte ich ihn auf seinen frühern Ruheort zurücklegen, kaum aber hatte ich ein Auge darauf geworfen und einige Worte gelesen — durchlief mich ein Schauer und eine Angst, wie sie gewöhnlich eine eigenthümliche Entdeckung in Verbindung mit einer unredlichen Handlung begleiten. Ich blinzelte seitwärts auf den Schloßvogt, knitterte rasch das Papier zusammen und steckte es in die Tasche. Als ich mich ohne Zeugen befand, faltete ich es auseinander und überzeugte mich, daß das Manuscript ein Fragment von Notizen aus der letzten Reise des Hetmans in fremde Länder sei. Dort ruht vielleicht noch der Rest dieser interessanten Denkwürdigkeiten. Das von mir erbeutete Bruchstück gebe ich hier zur Unterhaltung des Lesers mit allen Defecten, die durch das

Beschütten mit Tinte, durch den Schimmel, die Feuchtigkeit und durch das Benagen der ausgehungerten Schloßmäuse entstanden sind.

. . . Anno 1780. — Im Beginne des Herbstes dieses Jahres reiste ich absichtlich von Haag nach Straßburg, einer deutschen Stadt, wenn sie auch der französischen Krone gehört, weit und breit berühmt durch ihre Gänseleberpasteten und dem in seiner Art eigenen Münster. Aber weder die Lust, die Pasteten zu kosten, die ich auch so immer frisch auf meiner Tafel hatte, noch die Neugierde, das gothische Gebäude zu sehen, das mir durchaus nicht geschmackvoll erschien, indem es eine Sammlung der wunderlichsten barbarischen Architektur ist, sondern etwas viel Wichtigeres bestimmte mich, die erwähnte Reise zu unternehmen. Ich habe immer Leute von tiefer Erudition aufgesucht und mit ihnen verkehrt, weil ich dadurch Gelegenheit fand, viele Geheimnisse bezüglich der Magie und besonders der Alchymie zu erfahren. Die letztere Lehre bildete den Hauptgegenstand meiner Untersuchungen und Forschungen und brachte mich jedesmal zu großen Expensen, so oft die Umstände mir gestatteten, mich in irgend eine Entdeckung der hermetischen Philosophie einzuweihen. Zur Zeit meines Aufenthalts in Haag wurde ich gar mächtig von dieser geheimen Kunst angezogen, die, wenn auch nur eine Kunst, die Würde eines Senators nicht im Geringsten schmälert. Ich war damals eng verbunden mit dem Pan Oginski, dem lithauischen Großhetman, der sich zu dieser Zeit auch dort aufhielt, und hatte Gelegenheit, gar oft diese Materie zu berühren, in der er sehr peritus war, so daß er gewiß seines Gleichen nicht in allen Ländern der polnischen Krone hatte. Ihm verdanke ich gar viele hochwichtige Geheimnisse, die mir so zu sagen den Zutritt ins Heiligthum des Hermes Trismegistus bahnten. Er commentirte mir die gelehrten Werke des Paracelsus, Albertus Magnus, Calmet; er gestattete mir den Eingang

in sein Laboratorium, wo wir zusammen des großen Werkes harrten. Alle meine Vorliebe für die geheime Kunst brachte mich indeß nur an die Schwelle des Heiligthums, die geheimen Kräfte der Metalle, der Kräuter, wie die Macht des Wortes auf die Geister, das war eine harte Nuß, die ich als Novize nicht knacken konnte. Der Herr Hetman sprach oft sein Wohlgefallen aus, als er mein über alles Erwarten eifriges, aber leider vergebenes Bemühen sah. Hier genüge nicht, meinte er, der gute Wille und die Wißbegierde, man müsse noch eingeweiht werden, sich um den Grad eines Adepten bestreben, den nur der Großkophta, der Restaurator der egyptischen Freimaurerei und der Offenbarer der Mysterien der Isis und des Anubis ertheilen könne. Dies war aber ein Mann, der mit seinem Ruhme alle Hauptstädte der Welt erfüllte, der Gegenstand der interessantesten Gespräche und Voraussetzungen, das unlösbare Räthsel aller menschlichen Intelligenz war: mit einem Worte: der Gesandte Gottes, der Prophet, der Antichrist, der Schwarzkünster, der Alchemist, der Theosoph, alles das und noch mehr in einer Person . . . Ich hatte ihn sogar schon vor anderthalb Jahren in dem Hause des Hetmans gesehen, aber er verließ grade das Gemach als ich eintrat, so daß ich von seiner Rede keinen Nutzen ziehen konnte. Nur seine majestätische Gestalt und vielverheißenden Gesichtszüge gruben sich tief in mein Gedächtniß ein. Zu der Zeit präsentirte er sich in der Gesellschaft unter dem Namen eines Grafen Phönix, später erst erfuhr ich, daß es ein angenommener sei, eben so wie die andern Namen, unter denen er bekannt war, als Graf Herat, Meliffe, Commandant Belmonte; eigentlich nannte er sich Chevalier Cagliostro. Obgleich der Hetman mit ihm in fortwährendem Verkehre stand, konnte er mir doch nicht urkundlich sagen, unter welchem Namen und wo er sich grade befinde. Die Verfolgung von Seiten hoher Personen, die Intriguen des Klerus, und vor allem der Neid der Gelehrten bewirk-

ten, daß er an keinem Ort warm wurde, und sich überall herumtrieb, aber auch überall Wunder wirkte, die Kranken heilte und wunderbare Dinge vorhersagte. Deshalb hielten ihn auch viele für den ewigen Juden, den man zum letzten Male vor hundert Jahren in der Hauptstadt Würtembergs gesehen haben soll. Durch längere Zeit waren alle unsere Nachforschungen fruchtlos, bis mir eines Tages der Herr Hetman durch seinen Kammerdiener sagen ließ, daß er für mich eine gar wichtige Neuigkeit habe. Ich errieth gleich, um was es sich handelte, und trotzdem es noch früh war, kleidete ich mich gleich an und fuhr zum Hetman. Dieser kam mir mit einem eben erhaltenen Briefe aus Straßburg entgegen, in dem man ihm von der Ankunft eines außerordentlichen Mannes berichtete, der unerhörte Wunder verrichtete. Wir ahnten gleich, wer dieser außergewöhnliche Mann sein müsse und dies bestimmte mich, mich gleich mit der Post auf den Weg zu machen. In Straßburg angelangt, wurde ich im Hause des Marschall de Contades sehr gastfreundlich aufgenommen, eben so beim Markgrafen de la Salle und besonders beim Cardinalfürsten Rohan. Alle diese Magnaten waren ungeheuere Vereherer des Chevalier Cagliostro, den sie schon vom Gerüchte, und dann persönlich in Rom und Neapel gekannt hatten. Niemand von ihnen wußte, wo er sich gegenwärtig befand und jeder bezweifelte seine angebliche Anwesenheit in Straßburg, betreffs welcher der Herr Hetman mir gegenüber eine falsche Supposition aufgestellt hatte. Ungeachtet dieser Täuschung hörte ich nicht auf, nach allen Seiten nachzuforschen, demjenigen eine reichliche Belohnung verheißend, der sein Incognito entdecken würde. Einige Wochen waren ohne irgend ein Resultat verflossen, obgleich der Herr Hetman wiederholt geschrieben, sich verbürgend, daß er in Straßburg sei und ich nur schlecht suche. Die Zeit verstrich mir übrigens schnell und angenehm in der Gesellschaft vom besten Ton, die sich regulariter bei ihrer königl. Hoheit

Bayerische Staatsbibliothek München

der Fürstin Christine, einer Dame von hohem Verstande und hohem Ansehen, versammelte. Nebenbei trachtete ich die erworbenen Kenntnisse mehr zu erweitern, indem ich Leute fand, die arte versati mir ihre Experienzen mittheilten. Straßburg ist ja seit Jahrhunderten berühmt als die Wiege der vorzüglichsten Entdeckungen, deren sich die menschliche Gesellschaft rühmt. Eines Tages hatte ich ein Experiment zu machen, ein gar wichtiges nach einem vom Chevalier Cagliostro erfundenen Recepte, ein Experiment, das keine Bagatelle war! Es sollte eine Unze präcipitirten Goldes zehntausendfach vervielfältigen! . . . Ich ging noch nüchtern aus, um die nöthigen Ingredienzien zu kaufen und das deshalb, weil eine solche Commission keinem Profanen anvertraut werden darf. Es befand sich nur ein einziger Kramladen in der ganzen Stadt und das in geheim von einem Armenier gehalten, der wie es hieß aus dem Oriente herübergekommen wäre. In der Nähe des Münsters befindet sich eine enge Sackgasse, deren altmodische Steinhäuser gleichwie Käfige oder Hühnersteigen eins über das andere gebauet sind und vom ersten Stocke beginnend auf die Straße hinüberhängen, wie ein Hut, der auf der Spitze des Kopfes aufgesetzt, leicht herunterfliegt. Diese Häuser bilden auf diese Weise einen ewigen Schatten, und der Koth erst! Nach genauer Information begab ich mich ganz allein dorthin . . . (diese Stelle ist mit Tinte beschüttet) . . . ich klimperte mit der Börse. Der Armenier erblaßte, verneigte sich demüthig und wiederholte mit Verwunderung meine Ausdrücke: „Das Elixir des Aristeus!! das Elixir der Ceder des Libanon“ . . . und setzte dann wie im Unglauben hinzu: „Wenn Sie sicher sind, es ohne Schaden gebrauchen zu können? . . . Wer die ganze Macht nicht kennt, die in herbis, verbis et lapidibus enthalten, der lasse sich nicht vergebens in Versuchung führen! . . . ich bin übrigens ein Kaufmann — da ist Gold . . . was kümmert's mich, und doch warne ich!“ . . . So stammelte

der Armenier, dabei sonderbare Grimassen schneidend; oft warf er auch Blicke in die Tiefe des Alkovens, wo ich nur einen ungeheuern, aufgeschlagenen Folianten erblickte, hinter dem nur der Schopf einer hochgepuderten Frisur hervorschaute . . . Ich begriff nicht, von welchem bösen Geiste der Krämer besessen war, wurde daher etwas aufgebracht und wiederholte nachdrücklicher: das Elixir des Aristeus! oder wenn dir dieser Artikel nicht bekannt, das Pulver des Cagliostro . . . Hier war der Krämer wie vom Blitze getroffen und die erwähnte Frisur hinter dem Folianten erhob sich rasch, warf einen Blick auf mich und verschwand eben so schnell . . . Eine Secunde reichte für mich hin, in diesen Zügen diejenige Person zu erkennen, die ich nur ein Mal im Leben gesehen und das wie die Franzosen sagen entre chien et loup, so originell war der Ausdruck dieser Augen, so eigenthümlich das Spiel seiner Physiognomie und die Form seines Kopfes.

— Chevalier! sprach ich, ihm näher tretend — Chevalier, Sie sind erkannt . . .

— Mit wem habe ich die Ehre? — fragte er, sich verwirrt verneigend und als ob er der Sprache nicht mächtig wäre.

— Graf Rzewuski; beim Hetman Oginski . . . vor zwei Jahren . . . schickte es sich, so lange das Incognito zu bewahren; die Jünger Ihrer Lehre, Ihre Freunde Ihrer Gegenwart zu berauben? . . .

Nach diesem Complimente heiterte sich die Stirne des anfangs sehr verlegenen Chevaliers auf und er sprach mit einem wunderbar süßen Lächeln:

— Also nicht alle haben sich zu meinem Verderben verschworen, nicht alle verfolgen mich als Schwarzkünstler, um mich auf den Scheiterhaufen der Inquisition zu werfen? . . .

Darüber nicht wenig verwundert, suchte ich ihn zu überzeugen, daß die ganze Welt von ihm eingenommen sei, daß

er zahlreiche Protectoren besitze, den mächtigsten im Fürsten Cardinal Rohan, der beim Hofe in hohem Ansehen, ihm jede Sicherstellung zu erwirken vermöge, daß die Gegenwart des Chevaliers unsere Abende beleben werde, man sich ihn einander streitig machen, ja auf den Händen tragen werde. . . .

Nachdem ich seine Zusage und die Hausnummer seiner Wohnung erhalten hatte, flog ich sofort zum Marschall de Contades und zum Fürst Cardinal von Rohan und erzählte, durch welchen glücklichen Zufall ich unsern Matador entdeckt habe. — Diese Herrn waren außer sich vor Freude und schickten sogleich unserm Chevalier eine Menge Invitationen zu diners und soirées. — Von diesem Zeitpunkte an hatte in unserer societé ein anderes Leben begonnen. Der Chevalier zog besonders an durch die seltene Gabe, auf eine entzückende Weise seine Abenteuer in fremden Landen zu erzählen. — Den Intimern offenbarte er die Geheimnisse der Natur, unterhielt sich mit den hohen Geistern der andern Welt und in unserer Gegenwart converfirte er mit dem Geiste Cäsars, Ludwig XIV., des Papstes Ganganelli und anderer großer Männer. — Er wußte die schlimmsten Ungläubigen zu überzeugen, so sehr verstand er es, den Glauben an sich zu erwecken. Ich selbst, und ich werde es behaupten, selbst am Beichtstuhle, verkehrte mit dem Geiste des Brutus, diesem großen Römer, dem ich nachzukommen strebte, indem ich immer für die goldenen Freiheiten der Republik einstand, ja noch mehr, sein Schatten wurde mir so vertraut, daß ich bei meiner Tafel für ihn immer einen Platz frei ließ, den er auch einnahm und ein leeres Couvert hinsetzte, ohne daß er selbst den auserlesensten Speisen die Ehre erzeugte. Inmitten solcher Personen, solcher geheimnißvollen Gestalten und solcher fast handgreiflichen Wunder mußte der Geist sich fortwährend in einer höhern Stimmung befinden. Ich erinnere mich, wie auf einer Assemblée beim Markgrafen de la Salle sich

ein lebhafter Disput erhob ..... Divination oder Wahrsagerei ..... Hydromanzie ..... ein Wesen, im Zustande der Ekstase vermöge mit Geistern der mittlern Sphäre zu verkehren ..... Man nahm mir mein Ehrenwort ab, das ich ohne zu zaudern gab, denn die unbesiegbare Lust die Zukunft zu entschleiern ..... (die mit Punkten bezeichneten Stellen sind in der Handschrift unleserlich) ..... Wir begaben uns in ein abgesondertes Cabinet, wo ich ihn wie eine Schlange umwand, so daß er es nolens volens gestatten mußte, erstlich weil er in mir den aufrichtigsten Verehrer besaß, zweitens weil ich mit meinem Senatorenworte mich verbürgte, endlich drittens, meiner Freigebigkeit wegen, von der er zahlreiche Beweise erhielt, denn er steckte in Schulden bis über die Ohren und durfte gar oft nicht die Nase auf die Straße stecken, aus Furcht von den Gläubigern angefallen zu werden, und doch konnte dieser Mensch Gold machen!

Wol ist das Sprüchwort wahr: „Der Schuster geht immer in zerrissenen Stiefeln.“ Doch kehren wir zur Sache zurück. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, wo man sich versammeln und dieser feierliche Act vor sich gehen sollte, der die Einen mit Schrecken erfüllte, die Andern von Neugier entbrennen ließ. Obgleich ich ein geräumiges Appartement im Hôtel „Zum Geiste“ inne hatte, wäre es doch, wegen des immerwährenden Zuflusses von Reisenden, wie es in einem Gasthofe der Fall ist, unklug gewesen, so etwas da ins Werk zu setzen. Zur Vermeidung jedweder Publicität und daraus entspringen könnender vielfacher Verdrießlichkeiten, proponirte der Chevalier sein Local im Steinhause, genannt „la Lanterne“. Eine gute Woche verfloß seit jenem Abende mit bloßen Vorbereitungen, die vielfache Bemühungen und nicht wenige Kosten erforderten. Der Großkophta hatte alles größtentheils seinen Adepten anvertraut, er selbst aber reinigte sich von jedweder leiblichen Verderbniß, um sich gleich der Pythia von Delphi in einen ekstati-

schen Zustand zu versetzen. Er war durch diese Zeit für niemanden sichtbar, und wer ihn aus leerer Neugier besuchte, konnte vernehmen, wie er im Laboratorium eingeschlossen sich mit den höhern Geistern unterhielt, die er zu seiner Dienstleistung heraufzubeschwören die Gewalt hatte. Der Kopf war mir so überfüllt von all dem, was dieser räthselhafte Mensch offenbarte, ich hegte einen so festen Glauben in seine unfehlbare Weisheit (als augenscheinlichen Beweis verwandelte er vor mehreren Augenzeugen einen Klumpen Blei in Gold), ich brannte so sehr von Sehnsucht den Grad eines Adepten zu erhalten, der mir nach überstandener Probe feierlichst verheißen worden — daß mich Schlaflosigkeit zu peinigen begann, ich an Kräften geschwächt wurde, sogar Nervenanfälle, auch Spasmen genannt, bekam und mir mein Hofdoctor ein beruhigendes Cordial ordinirte.

Endlich kam dieser Tag oder richtiger diese Nacht, ni fallor die Vigilien der heiligen Katharina. — Ich ließ mir meinen Pelz von Marmorfüchsen geben, denn es war feuchtes Wetter, und bemerkte meinen Leuten beim Ausgehen, daß ich keines von ihnen benöthige, worüber sie sich nicht wenig wunderten, denn es war wie gesagt Regenwetter und es herrschte eine Finsterniß zum Augenausstechen. Am Bestimmungsorte angelangt, fand ich an der Thüre einen Schweizer, der bei meinem Anblicke kein Wort sprach und mich einließ. Auf der Stiege stand eine zweite Person in ein venetianisches Mäntelchen gehüllt, die das Wort Jema an mich richtete. Im Voraus belehrt, erwiderte ich Jetta. ... Beim Eintritte in den großen, mit einem Kronleuchter schwach erleuchteten Saal warf ich den Pelz ab, und gab ein Zeichen, indem ich nach Art der Freimaurer an die Mauer klopfte. Sofort öffneten sich die Flügelthüren ins anliegende Cabinet, von wo blendendes Licht von einer Menge brennender Alabasterlampen mir entgegenstrahlte. Kaum war ich über die Schwelle getreten, als die Thüre

knarrend zufiel. Vom Glanze geblendet irrten meine Augen lange umher, ohne etwas sehen zu können, wie einer der an Nachtblindheit leidet. Nach einer Weile erst erblickte ich zwei unbewegliche Gestalten vom Kopfe bis zu den Zehen in Scharlach gehüllt, schwarze Larven vor dem Gesichte und jede von ihnen einen erhobenen bloßen Dolch in der Hand. Ich muthmaßte, daß sie als Wache an der gegenüberliegenden Thüre standen, zur Behütung von zwei meisterhaft gearbeiteten Agaturnen auf goldenen Dreifüßen, nur wunderte es mich, daß sie gerade an der Schwelle im Wege standen. Ohne die mir drohenden Stilete zu beachten, nur geleitet von meiner unbezähmbaren Neugierde, betrachtete ich diese Urnen in der Nähe. Die eine enthielt die Früchte fast aller Klimate, von der Cocosnuß bis zu unserem Apfel, das war eben nichts Besonderes, aber in der zweiten — ich rieb mir die geblendeten Augen — lagen große orientalische Perlen, Brillanten vom reinsten Wasser, Rubinen, Smaragden und eine Sammlung der seltensten spanischen Münzen. Beim Anblicke all dieser Kostbarkeiten obstupui! . . . und das war keine Schwarzkunst, oder irgend ein Blendwerk, denn vom bloßen Anblicke konnte ich das Gewicht und den Werth bemessen, wagte es aber nicht sie zu berühren, wenn es mich auch gar sehr in Versuchung führte, trotz der drohenden Stellung der maskirten Herren. Ich konnte noch nicht die Augen von diesen Kleinodien abwenden, als sich plötzlich ein Vorhang aufrollte und ein Mann vor mir stand, gleichfalls maskirt, in einem spanischen Anzuge, halb von schwarzem Sammt und halb von blauem Atlas. Er gab mir ein gewisses Zeichen, worauf ich ein besonderes Schiboleth übergab. Ich hatte daran erkannt, daß er selbst und kein anderer mich mit einem Winke der Hand einlud ihm zu folgen. Wie groß war aber mein Entsetzen und meine Confusion, als ich im engen Raume zwischen den Urnen ein großes Crucifix auf der Schwelle liegen sah. — Es blieb mir nichts übrig als hin-

überzuspringen, aber auch so mußte ich daran mit dem Fuße stoßen — was war da zu beginnen? Eine gewisse Furcht, die natürlich, theils aus einem Ueberreste von Skrupeln und Vorurtheilen, theils aus einer bloßen Reizbarkeit der Nerven entsprang, hielt mich anfangs von dieser Profanation des Leidenswerkzeuges des Heilandes zurück, was der schwarze Ceremonienmeister bemerkte, hämisch unter der Larve lächelte und den Vorhang herunter lassen wollte. Erröthend über meine eigene Schwäche und noch dazu vor Zeugen, die sie zum Nachtheile meines Muthes und meiner Philosophie auslegen konnten, rief ich die Argumente großer derzeitiger weiser Männer und die jesuitische Subtilität zu Hilfe, und commentirte: daß dies durchaus nicht das Bild des Heilands sein müsse, sondern irgend ein geschnitztes und bemaltes Stück Holz, worauf ich kühn den Fuß darauf setzte und die fatale Schwelle überschritt. Das Gemach, in dem ich mich nun befand, war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und fast finster, denn nur ein kleines Flämmchen schimmerte in einer Ecke aus einer römischen Lampe. Der Maskirte gab mir ein Zeichen auf einem niedrigen Sopha mit einer gepolsterten Lehne Platz zu nehmen und mich ruhig zu verhalten. Kaum hatte ich meine allzusehr aufgeregten Gedanken gesammelt, als eine liebliche Musik, ein wahrer Engelschor ertönte. Nach einer kleinen Weile konnte ich erst eine wunderbar melodische und weiche Frauenstimme unterscheiden, von Accorden einer Laute begleitet, welche aus den Wolken herabzusteigen schienen. Ich weiß nicht wie lange diese herrliche Harmonie meinen Ohren geschmeichelt, denn sie war so hinreißend, daß sie mich alles vergessen ließ und in die Sphäre der Gnomen und Sylphiden versetzte. Meine Verzückung hörte erst auf, als mich das plötzliche Krachen einer aus der Höhe herunterprasselnden blitzähnlichen Flamme fast betäubte. Auf diesen unerwarteten leuchtenden Donnerschlag richtete ich mich auf, während dem die Flamme ein Dreieck bildende Kerzen ent-

zündete, die auf einer Art Opferaltar standen. Zwischen den Kerzen sah ich eine große Krystallschale mit einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt, die klar wie Wasser aber noch um vieles subtiler war. In demselben Momente sprang von irgend wo, ich glaube fast aus der Erde, ein siebenjähriges Mägdelein hervor, eher eine Sylphide, so schön war es und unschuldig in dem weißen Musselinkleidchen mit den Engelsfittichen und mit einem Kranze im Haare, das über die Schultern fiel . . . Ich verschlang noch mit dem Auge diese überirdische Erscheinung, als gleich nach ihr, ohne daß man bemerkte woher, eine Person in einem langen Priesterrocke und einer hohen Inful mit den Zeichen des egyptischen Zodiakus beschrieben erschien, die Sylphide bei der Hand ergriff, zum Opferaltar geleitete und sie auf den Dreifuß stellte. Der Großkophta (trotz der veränderten Tracht erkannte ich in ihm unsern Chevalier) nahm mit dem Ausdrucke feierlicher Gravität ein dickes Buch vom Altare, öffnete es und las, wenn ich nicht irre, in chaldäischer Sprache eine ziemlich lange Formel, die flache Hand auf dem Haupte der Sylphide haltend, welche niedergebeugt in das die Flüssigkeit enthaltende Gefäß blickte. Bei aller Anspannung meiner Geisteskräfte, durchdrungen von dem feierlichen Acte, fühlte ich, daß die Atmosphäre immer beklemmender wurde, als ob sie von unzähligen, unsichtbaren Geistern erfüllt wäre. Sogar die Kerzenflammen erbleichten und schienen erlöschen zu wollen und draußen brauste bis zum Ueberdrusse ein trockener Wind. Obgleich ich für irgend eine außerordentliche Erscheinung vorbereitet war, lief mir doch ein Ameisenschauer vom Scheitel bis zur Zehe, mein Muth sank und es schlich sich der Verdacht ein, daß ich das Spielzeug der Charlatanerie oder des Verraths sein könnte. Diese Unruhe hatte sich so sehr meiner bemächtigt, daß ich wirklich tastete, ob ich meinen Degen an der Seite habe und vergessen hatte, daß man mir denselben gleich beim Eintritte abgenommen. Diese innere Auf-

regung entging aber nicht der Aufmerksamkeit des Großkophta, denn er blickte mich drohend an und hob den Zeigefinger in die Höhe, worauf er gleich die Lectüre beendete, das Buch zuklappte und beide flachen Hände aufs Haupt der Sylphide legend, mit tiefer Bruststimme ausrief:

— Schau! schau!

Das Kind starrte anhaltend ins Gefäß, als ob sie irgend ein fernes Object aufsuchen wollte. Dieses Hineinstarren dauerte einige Minuten, dann rief der Großkophta wieder:

— Offenbare was du siehst in der Sprache des unschuldigen Täubchens.

— Ich sehe — erwiderte das Kind — viele, gar viele Leute; welche wunderliche Trachten! alle schnurbärtig und mit Säbeln umgürtet . . . sie verhandeln über etwas in einem geräumigen Gemache . . . sie streiten . . . sie versöhnen sich . . . jetzt wird eine Schrift geschrieben . . . — Das Volk drängt sich um das Gebäude und klatscht vor Freude in die Hände . . . die Kirche ist geöffnet . . . alle wallen zur Kirche, an der Spitze ein hoher Herr, oder ein Monarch . . . er erhebt zwei Finger und schwört auf irgend ein Papier . . .

— Was siehst du noch?

— Krieg . . . Schüsse fallen . . . Blut fließt . . .

— Schau dich nur nach einer Person um, nach einer.

— Sie ist da! sie ist da! Ich sehe sie. Jetzt ist wieder alles versunken . . . Es taucht wieder auf . . . Eine Person an der Spitze, in rother Uniform, Orden, Sterne, in der Hand ein kurzes Stäbchen mit goldenem Knopfe . . . Es ist ein großer Herr . . . er steht am Feuer und scheint etwas zu bereiten, es sieht wie Gold aus . . . jetzt hat er nach der Feder gegriffen und schreibt . . . und wie er zornig ist! . . . er schlägt mit der Faust auf den Tisch . . . er reißt das Papier in Stücke und droht . . .

— Siehst du nichts weiter? Schau! schau!

— O, ich sehe! .... es ist eine andere Stadt ... der Fluß ist zu Eis gefroren, die Häuser sind groß, der Himmel dunkel ... eine Frau ... sie blickt so schrecklich! ... sie thront gar hoch und befiehlt, jeder zittert und horcht ... es treten mehrere Herren ein ... drei .... Der Eine ist unter ihnen ... sie knieen nieder ... sie scheinen um Hilfe zu flehen ... die hohe Frau lächelt, sie reicht ihnen die Hand ... dem Ersten flüstert sie ins Ohr: demüthige deine Feinde ... dem Zweiten: ich gebe Gold ... dem Dritten: ich mache dich zum Könige .... —

— Ist das alles?

— Schon, schon ... Doch nein! nicht alles ... dort ist es finster, traurig wie im Grabe ... Aber es blitzt auf! man schlägt sich ... Kampf an allen Enden ... die Einen ziehen sich zurück, die Andern erklettern die Wälle. ... Ach! welches Weinen, welches Jammern! ... Wie viel Blut ... der ganze Fluß ist roth .... Ach, lasse mich nicht weiter schauen .... Kinder! kleine Kinder! ... und Mütter! ... mein Gott!!! ...

Das Mädchen begann zu weinen, wie der Säugling im Schlafe; der Großkophta nahm rasch die Hände vom Haupte der Kleinen, hauchte ihre Stirne an und fragte sie, als sie zu sich gekommen, mit gewöhnlicher Stimme: Blicke um dich, Kind, erkennst du nicht die Person, die du dort gesehen? Das Mädchen blickte im Gemach umher, klatschte in die Hände, auf mich zuhüpfend: „Er ist's! — er ist's!“ rief sie aus „er selbst ist es, es ist der König!“;

— Ehre dem künftigen Gesalbten! — rief der Großkophta aus, vor mir ein Knie beugend; das Mädchen aber nahm rasch von dem Scheitel den Lorbeerkranz und dem Meister folgend, reichte es ihm ...

* * *

Was nun weiter Herr Kronshetman? . . . .

Dein Manuscript endigte ohne die Lösung so vieler Räthsel. Schade! wahrlich schade! Vielleicht auch nicht; die Geschichte, die schwatzhafte Gevatterin hat uns längst erzählt, daß dir die irdische Krone nicht zu Theil geworden und der Glaube an die Gerechtigkeit der Belohungen und Strafen — daß die himmlische Krone . . . .

Der ehrliche Schloßvogt hat nicht mit Unrecht gebrummt: Der Herr sei seiner Seele gnädig, er ist schon gerichtet . . . hier und dort ist der Alchymist gerichtet, und gewiß mit einem gerechtern Urtheile, als es jener schmarotzende Poet erlassen, der immer in der Tasche dreihundert Verse für Christus wie für Herodes mit sich trug und im Wörterbuche seiner pindarischen Ergüsse kein schrecklicheres Epitheton finden konnte als Severin der Sonderling.*)

Jetzt möchten wir wol wissen, ob die Lehren Balsamo's nicht vergebens gewesen und ob er den Stein der Weisen gefunden? . . . Und was für einen Stein!! erzählt wieder die schwatzhafte Gevatterin — Gnaden und Schenkungen flossen in die Schatulle des Hetmans, so daß der Boden nie sichtbar wurde, und dieser Stein wurde weder im Tiegel noch in der Retorte ausgebrütet. Er kam aus einem schönen Händchen, vor dem man sich nur zu neigen brauchte, um es freigebig zu finden . . . Die erhaltenen Gaben wanderten eben so rasch in die Hände der Freunde. . . . . Vielleicht nahm er nur wie jener Marschall, um

---

*) Dieses Bruchstück von Memoiren sind die des Grafen Severin Rzewuski, des polnischen Vicegroßfeldherrn, des Anhängers Rußlands, der mit Felix Potocki und Franz Branicki an die Spitze der Targowicer Conföderation trat, aber in seinen ehrgeizigen Hoffnungen arg getäuscht wurde, so daß er später gegen die zweite Theilung Polens protestirte, wofür ihn Katharina II. durch den Reichstag von 1794 in effigie henken ließ. Anm. d. Uebers.

das Weib an den Bettelstab zu bringen . . . Doch dem sei wie ihm wolle, genug, Balsamo Cagliostro hat nicht gelogen, das vorherverkündigte Glück hat ihm wol keine Krone, aber dafür das, was er am meisten liebte, Gold und wieder Gold gebracht. Durch die Entdeckung des großen Arkanums hat er Albertus und Bacon, Paracelsus und Flamel, ja selbst das Pulver Cagliostros in Mißcredit gesetzt, und daß er gar viele Adepten gehabt, davon könnten die interessanten Archive des Palastes der Zaluski in Warschau erzählen.

Sträfling und Spion.

1.

Ich kenne keine Stadt unter den größern Städten Polens, die eine solche Bewegung, ein solches Leben und Weben zur Schau trüge, als Lemberg zur Zeit der Maicontracte*): Die Szlachta des ganzen Kronlandes, gelangweilt vom ewigen Leben auf dem Lande, niedergedrückt von fortwährenden Wirthschaftsplagen, von den Steuern unter allen Namen und Formen ausgesogen, eingerostet in der Isolirung von der bessern Welt, strömt mit dem Beginne des Frühlings aus allen Ecken und Enden, auf Kaiser- und Landstraßen ihrer Hauptstadt zu. Kaum ist ein solcher Ankömmling aus der Britschka gestiegen, hat er nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Stempel des kleinstädtischen Wesens von sich abzustreifen. Ein halbes Dutzend dienstwilliger Vermittler, sogenannter Factoren, rennt des Rufes gewärtig nach Schneider, Schuster und Friseur. Vierundzwanzig Stunden reichen hin, ihn zum Stutzer umzuwandeln. Nun ist er vollberechtigt, leichtfüßig die Boulevards zu durchlaufen, alle Damengesichter zu lorgnettiren, Bekannte und Unbekannte zu grüßen, Diners und Soupers zu geben, mit einem Viergespann in Krakauer Kummeten durch die Straßen zu rasen, im Theater und in der Re-

*) Eine Art Jahrmarkt, auf dem aber nicht eigentlich am Orte Waaren gekauft und verkauft werden, sondern größere Kauf- und Verkaufsverträge, besonders Güterkäufe und Pachtverträge abgeschlossen werden. Anm. d. Uebers.

stauration zu lärmen, mit einem Worte, die Straßen, die Hôtels, alle öffentlichen Orte wiederhallen von seinem Schritte, von seinen selbstbewußten Reden. . .

Denken wir uns nun einige Hunderte solcher jungen Herren, die im Verhältnisse ihres größern und kleinern Vermögens, je nach dem Grade ihres Credits insgesammt von dem alleinigen innigen Wunsche beseelt sind, zu glänzen, zu schwärmen, zu leben, als Schmetterlinge wenn auch nur für wenige Stunden dahinzuflattern, und sollten sie auch nach diesem Frühlinge wieder zum Stande der Raupen zurückkehren müssen . . . Denken wir uns alle diese jungen Herren mit ihren im Dorfleben erstickten, aber auf dem Stadtpflaster wieder auflodernden Leidenschaften, am grünen Tische, bei den Genüssen der Lust und Eitelkeit, unter den Feuerblicken schöner Frauen, unter der wogenden Menge, die sie anstaunt, ja vor dem eigenen Spiegel — denn wer von ihnen ist nicht ein wahrer Narciß? . . . Denken wir uns all dies und wir haben das treffendste Bild des Lebens zur Contractzeit, ein treueres, als die statistische Berechnung des Kaufs und Verkaufs an Gütern und Producten, der Capitaliencirculation und des Umfanges der Speculationen bietet. Hier würden wir eher die Schattenseite des Bildes, den dunkeln Hintergrund finden, freilich zugleich die geheimen Triebfedern, die alle diese Gestalten beleben und in Bewegung setzen. Deshalb begegnet man auch in dem lebhaften Getriebe weder dem Wucherer noch dem Capitalisten, die mit ihren Schatullen, Portefeuilles und ledernen Geldbeuteln in wohlfeilen Judenherbergen einkehren. Die belebten Straßen zeigen uns nur la jeunesse dorée in Wiener Ballonwagen, auf flinken Rossen, rosenrothe ländliche Gesichtchen unter neumodischen Hütchen, die auf den vielfarbigen Chor ihrer Anbeter vielsagende und lange Blicke zu werfen, einstudieren . . .

Es ist sechs Uhr Abends — ein prachtvoller Frühlingstag — aus allen großen Hôtels strömt die elegante Welt

auf die Boulevards! Welcher Putz! Welche kostbaren Shawls! Welch reichbetreßte Livrée! — Welche wunderbar anliegende Fracks und Paletots! — Sind sie direct aus Paris verschrieben? — Welcher Geschmack im Binden der Halsschleife? Als ob man ihn einem der ersten Pariser Lions abgelauscht hätte! — Dieser Zug bildet eine lange Perspective der Krakauer Vorstadt, es werden tausende von Phrasen in schlechtem Französisch vom Stapel gelassen, es werden an den Zuckerbäckereien hunderte von Portionen Eis verzehrt — endlich zerstreut sich die Masse in mannichfache Stadttheile, um den Rest des Abends im Theater, in irgend einem Salon, an den Spieltischen zu verbringen.

2.

Um dieselbe Tageszeit umweheten die Frühlingslüfte eine zwischen Gärten auf der St. Georgshöhe gelegene, im italienischen Style gebaute Villa. Die in voller Blüte stehenden Kastanien- und Akazienbäume wie die Jasmingebüsche sandten ihre Balsamdüfte nach oben . . .

Maria saß allein im Salon; vielleicht zum hundertsten Male war sie auf den Balcon geeilt und hatte mit sehnendem Auge auf die bunte, frohe Menge geblickt. Zum hundertsten Male war sie traurig zurückgekehrt und hatte sich aufs elastische Sopha geworfen, das blendendweiße Kleid, dessen Falten einem Nebel gleich ihre Gestalt umhüllten, zerknitternd, vielleicht aus Rache, daß sie damit vor Niemanden glänzen konnte. Wieder hatte sie die auf dem Tische liegenden Bücher, Albums, Stiche durchblättert, von einigen Rosen die Blätter abgezupft, einige Accorde auf dem Clavier angeschlagen — nichts fesselte sie! Sie fühlte, es sei ihr unmöglich das Sehnen und Bangen ihres Herzens zu besiegen; sie bedeckte sich mit dem Tuche das Gesicht und begann laut zu schluchzen.

So sehr die Thränen, die ein Anderer sieht und trock-

net, erleichtern, eben so bitter sind die in der Einsamkeit geweinten Thränen. Nichts mildert, nichts hemmt sie, ja wir finden in ihnen einen Grund unsern Schmerz zu hegen und zu pflegen und wir sinken immer tiefer, ins Bodenlose. . . . In solchen Momenten fühlt man das Bedürfniß sein Innerstes auszuschütten, die Einsamkeit wird zur unerträglichen Last. Einem Schiffbrüchigen gleich, der auf ein menschenleeres Ufer geworfen wurde, schaut man um sich, dann in die weite Ferne, man sucht, ruft. . . Findet man kein befreundetes Wesen in der Nähe, beginnt man im Buche der Vergangenheit zu blättern, denkt der verflossenen Jugendjahre, wo einen alles anlächelte, wo man so leicht Freundschaft schloß, so leicht eine mitfühlende Seele fand. In der Erinnerung taucht die eine oder andere Bekanntschaft auf und das lechzende Herz umgibt sie mit dem Nimbus der Gefühle, bekränzt sie mit den Blumen der Einbildung und schafft sich der Art einen Vertrauten, eine Vertraute.

Warum sollte Marie nicht zu diesem Linderungsmittel vereinsamter Seelen ihre Zuflucht nehmen, sie, die von der Welt durch eine geheime, nicht zu durchbrechende Schranke getrennt zu sein scheint? In ihrem Herzensweh gedachte sie mehr als einmal ihrer Mitschülerin in einer Warschauer Pension, Sophie B***. Einst waren ihre Herzen von gleicher Stimmung gewesen, ein gemeinsames Gefühl hatte sie eng verbunden — die weite Entfernung hatte die jugendlichen Bande zerrissen. Schon oft wollte sie das abgebrochene Verhältniß wieder anknüpfen — jetzt, da die ganze Last ihres Kummers sie niederdrückte, fühlte sie mehr als je das Bedürfniß ihre geheimen Qualen einem Herzen anzuvertrauen, das ihre Pein erkennen und ihr eine theilnehmende Thräne weihen würde. Rasch entschlossen setzte sie sich nun an den Schreibtisch und warf folgenden Brief aufs Papier, von Zeit zu Zeit die aus den Augen dringenden Thränen trocknend.

3.

„Ich bin's, meine Sophie, einst deine Mitschülerin, dein Liebling, und du weißt vielleicht nicht einmal ob ich lebe? . . . Gestehe, ob dir ein Vorgefühl nichts sagt, ob du dich für mich wie früher interessirst? Ob du aus den Buchstaben, ohne auf die Unterschrift zu sehen, meine Hand erkannt hast? . . . Ich bin überzeugt, du erkennst sie und rufst aus: „Es ist Maryla's Hand!“ . . . Es ist dieselbe Maryla, aber mit einem bis in die Tiefe zerrütteten Herzen, die sich an dich wendet . . . Ach! sie ist zu, zu sehr unglücklich, als daß du sie nicht lieben solltest! . . . Und doch hat das unschuldigste, das heiterste Glück unsern Kinderjahren gelächelt?! . . . Erinnerst du dich noch jenes Stübchens in der Pension, wo wir so süß mit den Puppen und dem Spielzeug unter dem Kopfkissen entschlummerten? Wo wir so heiter und muthwillig erwachten? Erinnerst du dich unserer Blumentöpfe voller Rosen und Nelken, die wir so sorgfältig begossen und die wir als Andenken gepflanzt hatten? Und als wir später heranwuchsen und in die Welt traten, wie bildete da jedes neue Kleidchen, irgend ein glänzender Putzgegenstand Epoche in unserm Leben! Bot uns nicht ein Tanzabend bei deiner Tante, wo wir mit einigen Kameradinnen und einigen aufgeschossenen Jungen bei einem verstimmten Piano zum Umfallen herumsprangen, für die ganze Fastenzeit hinreichenden Stoff zu goldenen Träumen von einem ähnlichen Glücke im nächsten Jahre? Erinnerst du dich zu guterletzt jener Schachteln mit Orangen, Bonbons und Backwerk, die mir immer mein Vormund in Gesellschaft seines Sohnes Adolph brachte, der uns immer neckte, und den wir so sehr fürchteten, trotzdem er eine so hübsche Gardistenuniform anhatte? . . . Erinnerst du dich dieses Adolph? . . . Erfahre nun, sein Vater lebt nicht mehr und dessen Sohn ist mein Mann!!

„Wie du weißt, ging ich nach den traurigen Vorfällen,

die das Vaterland heimgesucht hatten, mit meinem Vormunde nach Krakau. Gar lange wußten wir nicht, was aus Adolph geworden. Der Alte grämte sich, ich tröstete ihn und verwaist wie wir Beide waren, überhäufte ich ihn mit den Liebkosungen einer Tochter. — So war ein Jahr in dieser Ungewißheit und vergeblichen Nachforschungen verflossen, als Adolph plötzlich bei uns eintraf. Woher? Auf welche Weise? fragten wir. — Da erzählte er uns von erhaltenen Wunden, von seiner Gefangenschaft und weiten Reisen in den Norden, zu Fuß, an eine Eisenstange zusammen mit andern Leidensgefährten geschmiedet.

„Ich weinte als er die schrecklichen Qualen beschrieb, die er erleiden mußte, und das Herz schlug mir vor Freude, als er mir die wunderbare Mähr mittheilte, wie er seine Freiheit erlangt .... Adolph wurde in meinen Augen zum Helden, ich begann ihn zum Ideale zu erheben, von dem jede von uns träumt, ich begann seine Fehler nach Möglichkeit zu entschuldigen, die mich früher so abstießen. Ich nannte seinen Leichtsinn jugendliche Lebhaftigkeit, seine übermäßige Eigenliebe nahm ich für eine den hübschen Männern eigene Eitelkeit; seine Neigung zu glänzen, seine Prahlsucht, seine Leidenschaft zum Spiel hielt ich für Fehler, die er leicht ablegen werde. — Ach! unser Herz war und wird immer ein Sophist bleiben.

„Eine arme Waise, ohne Verwandte, ohne erfahrene Freunde, ohne Weltkenntniß, vermochte ich da einen Mann anders zu beurtheilen, der mir täglich zu Füßen lag, mir wahnsinnige Liebe schwur und mein Glück das Ziel seines Lebens nannte? ... Ich konnte den Enthusiasmus des Momentes nicht von dem unterscheiden, was eigentlich die Grundlage des Charakters eines Menschen bildet. Geblendet vom Glanze, der mir von seiner mit einer Narbe gezeichneten Stirne entgegenstrahlte — reichte ich ihm die Hand am Altare. Mein Vormund segnete uns, am Rande des Grabes stehend und sprach zu mir die verhängnißvollen

Worte: „Maria! wache über meinen Adolph!“ . . . Der Vater kannte seinen Sohn und doch opferte er mich aus väterlicher Liebe. . . Möge es ihm Gott verzeihen! . . .

„Kurz nach der Hochzeit umgab mich Adolph mit Allem, was für unser Geschlecht irgend einen Reiz hat. Ich war fest überzeugt, daß mein ganzes Leben mir unter Rosen dahin fließen werde und betrachtete mich als wahrhaft glücklich. O! es wäre auch eine Sünde gewesen, nicht den Bund zu segnen mit diesem Manne, dessen Gebrechen ich gekannt, und der sich in das Gegentheil umgeändert hatte, — der aus einem Wildfang — ein Mann von Charakter, aus einem kalten Ironiker — ein zärtlicher Liebhaber, aus einem verschwenderischen Spieler — ein bescheidener, betriebsamer Landwirth geworden und noch dazu mit dem Reize geschmückt, daß er für die heiligste Sache gelitten. Ich fühlte mich stolz beim Gedanken, daß der Zauberstab der Liebe ihn in einen Halbgott umgeschaffen. Heute — nach drei in der Ehe verlebten Jahren, da mein Zauberstab seine Kraft verloren, da alle die herrlichen Täuschungen verschwunden, da Adolph wieder seine frühern Irrwege betreten, da er mir befiehlt, Frauen von schlechtem Rufe, denen er den Hof macht, zu empfangen, da er meine Mitgift in Banketten und Spielpartieen vergeudet, nachdem er sein Vermögen längst durchgebracht, da er mir täglich den Vorwurf macht, ich habe ihm die Welt mit all ihren Reizen verschlossen . . . heute noch — wirst du es glauben? Trotz aller erlittenen Verluste, trotz aller Herzenspein, kann ich ihn nicht hassen und um nichts in der Welt möchte ich die Kette brechen, die mein Loos an das seine geschmiedet. — Ich sehe, Sophie, wie du mit den Achseln zuckst und dir denkst: „Maryla spricht in der Fieberhitze!“ . . . Nein, ich fiebere nicht, ich fühle die Wahrheit meiner Bekenntnisse. Ja, Adolph besitzt, trotzdem er die schönsten Blüten der Ehe mit Füßen getreten, seltene Bürgertugenden . . . Wenn du sehen möchtest, mit welchem Enthusiasmus er sein Va-

terland liebt, welche Opfer er demselben bringt, wie er mehr als einmal den sich spreizenden angesehensten Egoisten öffentlich die Wahrheit ins Gesicht sagt, wie er gleichgestimmte jugendliche Gemüther gefunden, die sich mit ihm in denselben Bestrebungen vereint; — wenn du der Thätigkeit dieses Hitzkopfes zuschauen würdest, wie er rücksichtslos sich preis gibt, sein Leben zwischen den, den Männern eigenen Schwächen und den ehrenhaftesten Arbeiten theilt, diese Mischung von Bösem und Gutem — du müßtest gestehen: in ihm sind die zwei Urelemente: Satan und Engel vereint. In dieser unvollendet gebliebenen Naturschöpfung spiegelt sich unsere eigene Unvollkommenheit ab. Darum lerne ich mit stiller Resignation mein trauriges Loos im engen häuslichen Kreise tragen und tröste mich nur damit, daß ich auf dem Welttheater den Namen eines Mannes führe, der einst in den Annalen der Geschichte verzeichnet sein wird. Ach, warum ist der Pfad zu dieser Größe mit solchen Dornen bestreut?! . . . — Das ist unsere Bestimmung, wir armen Frauen! Niemals leben wir für uns: Schmach oder Ruhm, Reichthum oder Armuth, Ansehen oder Geringschätzung, alles kommt uns nur durch einen andern zu — unser Dasein ist nur der Abglanz eines Lichtstrahls . . . .

„Wenn meine Beichte hier zu Ende wäre, meine theuere Sophie! könntest du sagen, Maryla sei doch nicht so unglücklich, da ihr Mann sich einen schönen Namen errungen, da er ihr eine Rennbahn eröffnet, sich dem Wohle der Menschheit zu weihen . . . Adolph selbst wiederholt es mir gar oft — aber vergebens! Das Weib lebt mit dem Herzen, nicht mit dem Kopfe, die Anhänglichkeit an den Mann, die Pflichten der Mutter, die häusliche Wirthschaft bilden den Wirkungskreis des Weibes; was über diesen hinausgeht, gehört ins Bereich von Ausnahmswesen, die vielleicht kräftiger als unser eins organisirt sind; du weißt es am besten, daß ich nicht zu ihnen gehöre. Nach meiner Ueber-

zeugung wollte ich Harmonie und Liebe überall pflanzen und hier ist die Heimat des Kampfes, der Reibungen. Du glaubst es kaum, wie viele Unannehmlichkeiten diese Lebensweise nach sich zieht. Außer der fortwährenden Unruhe um Adolph, so daß ich oft manche Nacht schlaflos verbringe, muß ich noch eine Menge Sticheleien erdulden, von Personen, mit denen ich früher im besten Einvernehmen war. Adolph meint, es wären Meinungsschattirungen. Traurig, daß sie sich durch Haß offenbaren müssen! Warum wurden wir bei unserer Ankunft mit altpolnischer Gastfreundschaft empfangen? Warum zählten früher die Abende, die wir bei uns gaben, zu den angenehmsten? — Und jetzt hat alles aufgehört, ist alles abgebrochen! — Es sind dies für mich unlösbare, aber gar schmerzhafte Räthsel; ich mußte mit einigen Frauen von edlem Herzen und vorzüglicher Erziehung brechen, mit Frauen, deren Umgang viele meiner häuslichen Leiden milderte — wahre tröstende Engel, die in mein verzweifeltes Herz den Balsam religiösen Trostes träufelten. — Jetzt bin ich so zu sagen auf mich allein angewiesen, verlassen — abgeschnitten vom Reste der Welt . . .

„Es ist dies immer eine gar grausame Ungerechtigkeit. Adolph mag vielleicht in seinem Raisonnement etwas schroff, anzüglich, die Eigenliebe verletzend sein; aber er kann durchaus nicht ähnliche Verfolgungen verdienen, am wenigsten ich, die ich im Kampfe der politischen Meinung niemandem den Handschuh hingeworfen . . .

„Einmal, da mir Adolph zugänglicher war, fragte ich ihn, weshalb man uns in der Gesellschaft jetzt mit solcher Kälte begegne, ja uns fast öffentlicher Affront treffe? Er erwiderte: Weil ich der Aristokratie keck die Stirne zeige . . . wen ich nicht mit Gründen überzeugen kann, der muß meine Hörner fühlen . . .

„Gebe Gott, daß seine Erklärung die richtige sei — wenn wir deshalb leiden, wollen wir nicht murren. Mir

scheint es aber, diese Geringschätzung ist die Folge seines leichfertigen Lebens. — Wirst du es glauben? Adolph hält öffentlich eine Schauspielerin aus! Er soll sich an einer Spielbank betheiligen und den jungen Leuten das Geld abgewinnen! — Ich habe es mir schon mehr als einmal gedacht, wer die Andern reformiren will, muß vorerst bei sich anfangen. . . .

„Da hast du nun ein treues Bild meines Unglücks — wann und wie es sein Ende erreichen wird? — ich weiß es nicht. — Adolph schmiedet Pläne ins Ausland zu reisen — der Gedanke daran bricht mir das Herz; in meiner Einsamkeit sind meine einzigen Vertrauten: der vaterländische Himmel, die vaterländische Luft — nun soll ich auch diese missen . . . Es kommen Augenblicke, in denen ich glaube, daß ich dem Wahnsinne verfalle — dieser Zustand endet gewöhnlich mit einem heftigen Fieberanfalle; der Arzt meint, noch ein oder höchstens zwei solcher Anfälle enden mein unglückliches Leben . . . O! es ist der einzige Ausweg, aus dieser erniedrigenden Lage . . . Es geschehe aber was da wolle, ich sterbe nicht eher, bis ich dich gesprochen, meine liebe Sophie, . . . bis ich dir nicht alle meine Schmerzen anvertraut . . . Schreibe mir von dir, wie es dir ergeht — bist du glücklich? — Glücklicher als ich? . . . Blickst du ins Leben, auf die Zukunft hoffend, oder versenkst auch du dich in die Vergangenheit? Ach! mit welch freudigem Entzücken würde ich dich ans Herz drücken! — Dein Anblick möchte mir vielleicht den eingebüßten Duft der Kinderjahre wiederbringen . . . Leider kann ich daran nicht denken! Sprich, bist du glücklich? — Liebst du noch wie ehedem Blumen zu pflegen und Melodieen zu den Liedern unsers Zaleski zu schreiben? . . . Hat dir das Schicksal ein reines und unschuldiges Liebesleben gegönnt? — In diesem Falle möchte ich dich niemals sehen, um euern Engelsfrieden nicht zu vergiften . . . Leuchte an deinem Himmel, du, mein theuerer Stern! Ich werde in der

Ferne deiner denken, ich werde dich wie der Dichter in Geheim anrufen . . . Dieser Brief selbst — ich habe es überlegt — soll dein Auge nicht mit Thränen umwölken. — Wozu soll ich das freundliche Bild trüben, das du von mir im Gedächtnisse bewahrst? — Möge mein Name dir nur unsere kindlichen Spiele, unsere süße Freundschaft zurückrufen. Ich habe unsere Erinnerungen aufgefrischt — möge mir das genügen . . .“

4.

Hier ließ Marie die Feder fallen: der Zug der Gedanken ließ sie einen andern Entschluß fassen, der den ganzen Brief überflüssig machte. Wie das gar oft der Fall ist, durchlief ihr Weh, Milderung und Trost suchend, die ganze Skala ihrer moralischen Pein und kehrte zuletzt zum Ausgangspunkte zurück. Nun ihr sogar der kleine Trost, ihre Qualen einem theilnehmenden Herzen mitzutheilen, vereitelt worden, verlor sie den letzten Rest von Muth. Sie beugte das Gesicht über den nicht beendeten Brief und ihre Thränen flossen.

Doch auch diese Aufregung legte sich, wie manche andere; die Thränen versiechten, der Schmerz selbst hatte in Folge der vielen Erschütterungen einen Theil seiner Kraft verloren. Marie erhob sich, öffnete die Thüre auf den Balcon, lehnte sich an denselben und blickte auf die Stadt. Am gestrigen Tage hatte sie ihr Kammermädchen entlassen — der Lakai hatte den Herrn begleitet, der außer der Stadt seinen Freunden ein kleines Banket gab — nur in der Garderobe befand sich ein Dienstmädchen vom Lande — Marie befand sich demnach fast allein im ganzen Hause. Bei ihrer Gemüthsstimmung dachte sie nicht an die Gefahr, der sie in diesem entfernten Stadttheile ausgesetzt war. Der heitere Himmel bedeckte sich mit leuchtenden Sternen — hinter dem Schloßberge erhob sich der Vollmond, — ein leichter Nebel hing sich Spinngewebe gleich an die hohen

Gebäude und an die Kirchthürme — der nahe, sogenannte Jesuitengarten sandte ihr alle Wohlgerüche der blühenden Bäume . . . .

Jemand anders hätte dieser Anblick in Maiträume gewiegt, hätte ihm das Wölkchen von der Stirne gescheucht, vom Herzen die unschwere Bürde leichten Bangens genommen — für Marie waren leider die lockendsten Frühlingsreize allzuschwache Heilmittel. Als frühere Naturfreundin blickte sie jedoch in diese heitere Nacht, als wollte sie wenigstens einen Mondstrahl in sich aufnehmen . . . . aber die Bitterkeit der widrigen Erinnerung drückte ihr wieder das Herz zusammen, das unwillkürlich einen schrecklichen Gegensatz zur bezaubernden Ruhe der Natur bildete . . . . Sie konnte es nicht länger aushalten, dieser Glanz that ihr weh — sie kehrte wieder in den Salon zurück und ließ die Jalousieen der auf den Balcon führenden Glasthüre fallen. Im Zimmer war es dunkel und schwül, — von draußen stahl sich nicht der kleinste Schein ins Gemach; die Unglückliche fühlte sich freier in der Dunkelheit, die ihrer düstern Verzweiflung entsprach. Da sie nun um sich keinen Gegenstand fand, der ihr die Wirklichkeit ihres beweinenswerthen Seins ins Gedächtniß rief, verfiel sie in jene unbestimmbare, niederdrückende Apathie, wie sie nach heftigen Paroxysmen oder Seelenschmerzen immer einzutreten pflegt. Sie war vielleicht eine halbe Stunde in der Ecke des Sophas in dieser Erstarrung verblieben, als sie ein unerwartetes Geräusch erweckte. Sie erhob die Augen, ein Schatten zeichnete sich zwischen den Spalten der Jalousieen an der Balkonthüre ab, diese öffnete sich plötzlich und ein Mann stürzte in den Salon.

Marie schrie auf, der Unbekannte stand da wie erstarrt.

— Ist hier jemand? fragte er endlich.

Schon machte er einen Schritt zum Fenster, als suchte er den Rückzug zu bewerkstelligen, aber in der Finsterniß

stieß er auf Marie, die sich vom Sopha aufgerafft hatte und gleichfalls fliehen wollte.

— Um Gottes willen! schrie Marie auf.

— Schweig! rief der Unbekannte aus, — die Zähne zusammendrückend — schweig, wenn dir das Leben lieb ist.

Marie verstummte und suchte tastend die Thüre. Der Mann, der sich etwas an die Finsterniß gewöhnt hatte, bemerkte es und trat ihr in den Weg.

— Höre! — sagte er — fürchte nichts.

— Laß mich los! erwiderte Marie.

— Du verläßt dies Zimmer nicht, dein Schrecken kann mich verrathen; höre mich nur und kein Haar fällt dir vom Kopfe.

Marie zog sich erschrocken zurück.

— Wer bist du und was ist dein Begehr? fragte sie.

— Verbirg mich. Ich floh aus dem Kerker. Die geringste Unvorsichtigkeit kann sie auf meine Spur leiten. . . . Ich beschwöre Sie bei Gott, verderben Sie mich nicht!

Die Stimme des Unbekannten war so eindringlich, so flehend, daß Marie ihre Geistesgegenwart und ihren Muth wieder gewann; ihre so rührige, lebhafte Einbildungskraft wurde vom kleinsten Funken in Flammen gesetzt — an die Stelle der Furcht war daher die Besorgniß um das Loos des Gefangenen getreten.

— Meinerseits haben Sie nichts zu fürchten — sagte sie — aber in welcher Absicht sind Sie hier eingestiegen?

— Ich sah das Haus geräuschlos und verschlossen, glaubte es daher unbewohnt und wollte mich hier verbergen.

— Man sucht Sie also?

— Höre! — unterbrach sie der Unbekannte rasch, ihre Hand ergreifend.

In der That wurde jetzt von der Straße ein mannichfaches Getöse hörbar; deutlich konnte man den gemessenen Schritt der Soldaten und das Geklirr von Waffen unter-

scheiden; es war die dem Flüchtlinge nachsetzende Patrouille. . . . Sie ging ohne sich aufzuhalten vorüber; der Gefangene athmete auf, trat auf den Zehen ans Fenster, bog die Jalousie zurück und schaute, nach welcher Seite sich die Soldaten entfernten . . . In diesem Augenblicke beleuchtete ein Mondstrahl seinen Anzug.

— Ein Sträfling! rief Marie zurückschaudernd aus.

Der Gefangene schloß die Jalousie.

— Ein Sträfling, aber kein Verbrecher, erwiderte er ruhig.

Marie entfernte sich von ihm, ohne ein Wort zu sagen.

— Ich verstehe Sie — sprach er weiter — Sie hofften in mir einen jener Schuldigen zu finden, deren Verbrechen nicht unrühmlich sind. Dieses Kleid hat Sie aus dem Irrthume gezogen. Ich mag nicht von dem durch Hinterlist erpreßten Mitleid Nutzen ziehen. Gedulden Sie sich; sobald sich nur meine Verfolger entfernen, gehe ich, wo anders ein Versteck aufzusuchen.

Diese Worte sprach er mit so ergreifender Würde, daß Marie sich beschämt fühlte und mit banger Sorge erwiderte:

— Es wäre Wahnsinn sich wieder preis zu geben; und wenn sie Sie wieder ergreifen? . . .

— Mag's sein, wenn sie mich nur nicht lebendig fangen. Lange und geduldig trug ich die Ketten, bis ich sie von mir warf. — Jetzt habe ich freie Luft eingeathmet, ich fühlte mich Herr meines Willens; nun werde ich eher zu Grunde gehen, als unter die Peitsche des Kerkermeisters zurückkehren . . .

Dieser feste Entschluß weckte ihre Theilnahme.

— Was kann ich für Sie thun? fragte sie.

— Mich diese Nacht und morgen noch verbergen, bis die Verfolgung lauer wird; dann werde ich mir schon Rath schaffen.

— Wohin wollen Sie sich begeben?

— Nach Krakau.

— Dort ist es durchaus nicht sicher, besonders seit einiger Zeit; wir mußten selbst die Stadt verlassen.

Es entstand eine Pause. Marie verlor sich in Muthmaßungen, der Gefangene schien in tiefes Nachdenken versunken.

— Sie wohnten also früher in Krakau, gnädige Frau? fragte er neugierig.

— Wir wohnten dort.

— Kannten Sie nicht dort zufällig ein Fräulein Oswiecimska?

Marie schauderte zusammen — und blickte den Fragenden an, sich Mühe gebend in der sie umgebenden dichten Finsterniß seine Züge zu erkennen.

— Ich kannte sie — erwiderte sie mit schwankender Stimme — doch weshalb fragen Sie?

— Weilt sie noch in Krakau?

— Sie befand sich dort bis vor Kurzem — aber wollen Sie mir nicht sagen, welches Interesse es für Sie hat?

— diese Person steht mir sehr nahe.

Der Gefangene schwieg und erwiderte erst nach einigem Nachdenken:

— Wenn Sie diese Dame gekannt haben, wird Ihnen auch sicher mein Name nicht fremd sein.

— Wie das?

— Ich heiße Jan Rawicz . . .

— Wer? Sie!! — rief Marie zurückprallend aus.

— Ich sehe, daß Sie von mir gehört — sagte der Gefangene im Tone herben Schmerzes; — ich wurde angeklagt, daß ich sie zu bestehlen und zu tödten versucht, das Gericht verurtheilte mich — sicher glaubte es ihm, wie ihm alle Glauben schenkten . . .

— Es ist also nicht wahr? fragte Marie lebhaft.

Der Gefangene gab keine Antwort; es entstand wieder eine Pause im Gespräch, während welcher ein klägliches Schluchzen an das Ohr Mariens drang. Es gibt Schmer-

zen, vor denen unsere festesten Ueberzeugungen, die triftigste Voreingenommenheit zerbröckeln — es sind keine lauten, keine pathetischen Klagen — und doch weiß sie das Herz zu ahnen, zu würdigen. Gar oft bleibt die beredteste Vertheidigung und Rechtfertigung erfolglos, bringt keinen Eindruck hervor, während eine Thräne das Urtheil schwankend macht und in Ungewißheit versetzt. Marie hatte dies jetzt an sich erfahren.

— Sie wurden jedoch — sagte sie gleichsam in Erwiderung auf die in ihr aufgestiegenen innern Zweifel — in ihrem Zimmer ergriffen, man fand ein Stilet? . . .

— Alles sprach gegen mich, — und doch . . .

— Und doch . . .

— Träumte mir von keinem Verbrechen.

— Wäre es möglich? rief Marie aus.

Da sie bemerkte, daß er in seiner Rechtfertigung nicht fortfuhr, sprach sie hastig:

— Ich beschwöre Sie, geben Sie Aufschluß . . .

— Wozu? Behaupten die Verurtheilten nicht immer ihre Unschuld? . . . Wer verbürgt Ihnen, daß ich nicht wie die Andern?

— Sprechen Sie nur — ich werde Ihnen Glauben schenken.

Der Gefangene schüttelte mit dem Kopfe.

— Meine Erzählung würde Ihnen gar wunderbar erscheinen. Was kümmert's Sie, ob ich verdient, was ich erdulde, oder nicht? — Ich habe nicht das geringste Anrecht auf Ihre Theilnahme . . . Eine Person nur möchte ich aus dem Irrthume ziehen . . . .

— Und wer ist das? wenn zu fragen gestattet ist.

— Dieselbe, durch die ich leide.

— Fräulein Oswiecimska?

— Ja wol; ich muß sie sehen — ich muß sie aufsuchen, wenn auch am Ende der Welt. Was würde ich nicht geben, o Gott! daß sie die ganze Wahrheit erfahre!

— Durch mich erfährt sie alles — sprechen Sie nur.

Der Gefangene erhob den Kopf, als ob ihn ein Hoffnungsstrahl getroffen.

— Sie werden sie also sehen? Welch glückliches Zusammentreffen!

— Ich sehe sie ganz bestimmt . . .

— Und erzählen ihr alles genau, im Falle ich sie nicht auffinde?

— Aufs genaueste.

Er verbarg das Gesicht in den Händen, dann sagte er nach einer Weile:

— Wolan — ich will Ihnen alle meine Geheimnisse beichten — ich bitte nur des gegebenen Versprechens zu gedenken . . . Wer weiß! — Sie allein — sie allein schenkt vielleicht meinen Bekenntnissen Glauben! . . .

5.

— Ich verbrachte meine Kinderjahre — begann er — im Hause entfernter Verwandten, deren Vormundschaft ich anvertraut war. Mein Vater war nach langem Siechthum, da mehrere in Sibirien verbrachte Jahre seine Gesundheit untergruben, gestorben, als ich kaum zehn Jahre zählte und meine Mutter starb ein Jahr darauf an einem Brustleiden. Ich war also von meinen jüngsten Jahren an mir selbst überlassen, als Waise aller elterlichen Zuneigung beraubt, an deren Stelle die Gleichgiltigkeit und die mit fast täglichem Tadel verbundene karge Gnade meines Vormundes getreten war. Sie können sich also leicht denken, daß mein Charakter in Folge dessen in frühester Kindheit schon Melancholie und bange Sehnsucht zur Grundlage erhielt. Die Heiterkeit, der kindliche Muthwille des goldenen Alters war mir in der Reibung mit der rauhen Außenwelt abhanden gekommen; kaum der Erde entwachsen mußte ich schon daran denken, mir eine unabhängige Stellung zu gründen . . . Ich wurde in die öffentlichen Schulen geschickt, die geringen

Reste meiner mütterlichen Erbschaft dienten bis zu meinem fünfzehnten Jahre zu meiner Erhaltung. Darauf — es endete gerade die Ferienzeit — erklärte mir mein Vormund, daß meine geringe Baarschaft ganz aufgezehrt sei und ich nun selbst für mich sorgen müsse. Er würde wol gerne aus eigener Tasche meine Bedürfnisse bestreiten, versicherte er, aber die Pflichten für die eigenen Kinder, dann die Mißernten auf der Pachtung zwängen ihn dieses wahrhaft christliche Werk hintanzusetzen. Er sprach noch gar viel von der mir obliegenden Dankbarkeit für seine mit mir gehabte Mühe, von der Nothwendigkeit, weiterhin sich des Lernens zu befleißigen, das Alter zu ehren und tausenden moralischen Gemeinplätzen, die wie jedes sentenziöse Futter nichts kosten. Innerlich froh sprach ich gerührt meinen Dank aus. Ich fühlte mich nun frei von der lästigen Bevormundung, von den ewigen Nergeleien und Vorwürfen, nahm diesen Glückswechsel, wie jeder junge Mensch, auf die leichte Achsel, und malte mir goldene Bilder von meiner künftigen Unabhängigkeit aus.

Der Vormund war noch so freundlich gewesen mich mit seinen eigenen Pferden in die Stadt zu befördern, wo sich das Gymnasium befand und drückte mir vor der Abreise fünfzig Gulden in ein Papierchen gewickelt in die Hand; dieser kleine Betrag mußte zur Bestreitung aller meiner Bedürfnisse ausreichen. Zu meinem Glücke war ich von meiner Kindheit daran gewöhnt zu hören, daß ich eine arme Waise sei; auch wurde ich immer sehr knapp gehalten. Ich fühlte aus eigenem Antriebe das Bedürfniß den Studien fleißig obzuliegen und erwarb mir dadurch die Achtung der Professoren und die Gunst meiner Mitschüler, was mir in diesem kritischen Momente sehr zu Statten kam. Ich begab mich zum Schuldirector und schilderte ihm vertrauensvoll meine traurigen Verhältnisse. Der edle und verständige Mann versprach mir den Posten eines Correpetitors zu verschaffen. Nach wenigen Tagen, als die Studirenden von

den Ferien zahlreich eintrafen, erhielt ich auch bei einem Grundherrn den gewünschten Posten, der mir außer Kost und Logis noch einige Gulden monatlich eintrug. Auf diese Weise absolvirte ich das Gymnasium, auf diese Weise begann ich meine Universitätsstudien in Warschau, indem ich von früh bis Abends thätig war, theils zur eigenen Ausbildung, theils um Lectionen in der Mathematik zu geben, in welcher Wissenschaft ich besonders stark war. In der Hauptstadt, wo sich leichter Gelegenheiten zum Erwerbe darbieten, konnte ich mich von den Lectionen selbst erhalten. Ich brauchte also nicht die Stelle eines Hofmeisters anzunehmen, was mich um gar vieles unabhängiger und deshalb glücklicher machte. Ich vergesse es nie, mit welchem Entzücken ich zum ersten Male mein Dachstübchen durchmaß, das ich für mein erarbeitetes Geld gemiethet hatte! Mit welcher besondern Eßlust verzehrte ich den Viertelgulden, den ich für eine lateinische Stunde erhielt!

Das sind lauter Kleinlichkeiten, die Sie natürlich langweilen, aber wenn sich einem die Erinnerung aufdrängt, ist es schwer die auftauchenden Bilder unbeachtet zu lassen. . . In diesen wenigen Lebensjahren, getheilt zwischen mühseliger Arbeit und sanguinischen Hoffnungen, fallen ein paar dem Anscheine nach unbedeutende Ereignisse, die aber auf mein Geschick einen ungeheuern Einfluß übten . . . Es sind geringfügige Umstände, die bei mir Epoche machten; beim ewigen Einerlei bildet ein erwecktes Gefühl einen Abschnitt im Leben. Jedes dieser Ereignisse erweckte aber in mir eine Reihe solcher Gefühle, die so tief und mächtig waren, daß ich noch an ihnen zehre, wenn auch mancher Sturm über sie hingefahren und die schönsten Blüten gebrochen . . . Beim Manne entwickelt sich später und langsamer die Gefühlswelt — das fünfzehnjährige Mädchen ist ein ausgebildetes Weib, der Jüngling ist in diesem Alter noch ein kalter Pedant oder ein Geck. Erst mit zwanzig Jahren fängt das Gemüth an Strahlen zu werfen, die frühere

Passivität geht in reges Streben über, das alle Schranken durchbricht; es wogt und stürmt in seiner Seele und diese Sturm- und Drangperiode schafft Ideale der Kunst, der Staaten, der Völker, der Helden und auch der Liebenden . . . Diese Morgenröthe des Geistes war auch bei mir angebrochen, nicht durch die Lehren der gelehrten Bücher oder der noch gelehrtern Professoren, sondern durch den Zufall, der mir zwei Bändchen Gedichte des göttergleichen Adam Mickiewicz in die Hand gab. Sie machten aus mir einen neuen Menschen . . . Die Hymne an die Jugend elektrisirte mich . . . Ich hatte bis jetzt nur von einem Universitätsgrade und einem bescheidenen Amte in der politischen Verwaltung geträumt, jetzt erweiterte sich mein Sehvermögen, es umfaßte das schöne Geschlecht, die Nation, die Menschheit . . . Tage und Nächte sehnte ich mich gleich unserm Adam nach einer zweiten Maryla mit blauen Augen und goldenen Haaren. Ich besuchte den sächsischen Garten zur Zeit, wann die schöne Welt der Hauptstadt dort promenirte und suchte, hinter einem Baume verborgen, mein Ideal in der allermodernsten Robe, im gefiederten Hute, im kostbaren Kaschmirshawl . . . . Wie leuchteten meine Blicke, wie brannten sie einem Brennglase gleich . . . wie viele Seufzer stieß ich aus, vor denen nur die Blätter der Kastanienbäume, aber keine Herzen bebten . . . Vergebens! Gleichgiltigkeit, ja höhnisches Lächeln las ich auf den Gesichtern, die geringschätzig zu sagen schienen: „Schüler! vernachlässige deine Bücher nicht!“ — Meine Entzauberung vollendeten einige Nummern der Modezeitung; ich werfe einen Blick auf sie und sehe dieselben Ideale des sächsischen Gartens, dieselben todten, weiß und rosa bemalten Gesichter, deren Sprache und Seele im Schnitte und der Farbe der Kleider . . . . Die Thränen traten mir in die Augen . . . Was sollen mir diese Puppen, deren Blicke auf meinem fadenscheinigen Rock nicht haften bleiben? für die man eben so geschniegelt und gestriegelt sein und französische Phrasen

schnattern muß. — Ich besuchte nun keine öffentlichen Spaziergänge mehr und wollte lieber von meinem Dachstübchen aus in den benachbarten Fenstern nach einer bescheidenen, unschuldigen Schönen suchen; ich fand sie endlich, fand sie in meiner Nähe, fand und verlor sie für ewig. Doch ich ahne, daß ich sie wiedersehe, wenn auch in der letzten Lebensstunde, daß ich mich mit ihr vereine, wenn auch jenseits des Grabes . . . ."

Der Erzähler brach ab — er mußte sich eine Thräne trocknen; nachdem er nach einer kleinen Weile schwer aufgeathmet, fuhr er fort:

— Mir gegenüber befand sich eines der ersten Mädcheninstitute Warschaus. In der engen Gasse konnte ich leicht durchs Fenster sehen, was dort im Innern vorging. Bis jetzt war aber meine Neugier durch nichts aufgestachelt worden: Muthwille, Gelächter, Spiele hatten keinen Reiz für mich. Ich träumte ja nur von einer Geliebten, wie sie die Sonne noch nicht beschienen. — Ja ich hatte fast eine gewisse Antipathie für meine Nachbarinnen, die ich bald über der Grammatik brüten, bald zur Strafe knien, mit Tinte beschmiert, an einer mit Zwetschkenmus belegten Brodkruste nagen sah. Sie erschienen mir als Caricaturen meines idealen Engels und deshalb spielte ich ihnen allerhand Possen, die sie mit gleichen Schelmenstreichen vergalten, wenn sich die Gelegenheit darbot. Einmal aber saß ich, trauriger als gewöhnlich, an mein Fensterchen gelehnt. Vor mir lagen die Pandecten, in denen ich las, während ich vom Himmel, von einer Geliebten, von der heldenmüthigen Aufopferung fürs Vaterland, von meinen kühnen Hoffnungen in der Zukunft träumte . . . . Mein Blick, der sich oft in die helle Bläue über mir verlor, blieb dann wieder unwillkürlich auf dem ersten Stock des gegenüberliegenden Steinhauses haften, in dem sich die Mädchenpension befand. Meine Neugierde fand da Nahrung. Am offenen Fenster des Salons saß ein Greis mit gepuderten

Haaren und einem Sterne auf der Brust; ihm gegenüber eine der Schülerinnen, eine Brünette, schön wie ein Engel, die Krone aller ihrer Kameradinnen; sie umtänzelte ein leichtfüßiger, junger Officier. Ich konnte nichts vom Gespräch vernehmen, aber die Bewegungen und Mienen ließen mich Vieles errathen . . . Der Alte sprach pathetisch, lächelte und streichelte die Wangen des Mädchens; der Officier hofirte und überreichte ein Päckchen, sicherlich Zuckerwerk — aber das Fräulein erröthete, senkte die Augen und nahm mit einer gewissen Sprödigkeit die Schmeicheleien des jungen Herrn entgegen. — Bis jetzt hatte ich dieser Pensionärin keine Aufmerksamkeit geschenkt — nun entflammte meine Phantasie, je mehr ich mich ins Anschauen dieser unvergleichlichen Schönheit versenkte. Denken Sie sich in Thränen gleichsam schwimmende Augen, von langen Wimpern umschattet, bogenförmige Augenbrauen, wie mit einem Pinselzuge gemalt, und auf den Lippen ein so süßes und zugleich so wehmüthiges Lächeln, wie bei den Engelsköpfen, die von oben auf das Elend unseres Jammerthales blicken . . . . Die ist fähig zu fühlen, zu lieben . . . an sie fessele dein Loos — sie wird dich verstehen — sie . . . Jetzt empfahlen sich die zwei Herren, der Greis küßte sie auf die Stirne, der Officier küßte ihr die Hand. Sie gingen, das Päckchen mit Bonbons lag auf dem Tische. Ich warf einen eifersüchtigen Blick darauf und dachte: sie ist für mich verloren, wenn sie nur davon kostet. Ich verfolgte ängstlich jede ihrer Bewegungen, sie neigte sich zum Fenster hinaus, den Fortgegangenen nachschauend, bis sie in der Straßenbiegung verschwanden. Darauf trat sie zurück, ergriff das Packet, entfaltete es . . . es dunkelte mir vor den Augen — nun ist Alles dahin! . . . eine weitere Enttäuschung! . . . . Da erschallt lautes Geschrei von der Straße herauf — eine Menge Kinder balgt sich um die zerstreuten Bonbons, ein weißes Händchen schüttelt den Rest aus der Papierdüte . . . Sie liebt ihn nicht! rief ich

in wahnwitzigem Triumphe; ihr Frühlingsherz muß frei sein wie die Lerche und wie die Lerche immer den Himmeln zufliegen; dort im Bereiche der Sterne und Wolken, dort werden unsere Seelen sich eher verschmelzen, als in dieser drückenden Atmosphäre der Verderbniß. Nun war ich nicht mehr allein auf der Welt, ich sah sie täglich, täglich wünschte ich ihr guten Morgen und gute Nacht, im Gebete rief ich sie als meinen Schutzengel an, daß sie mich vor bösen Gedanken bewahre; sie allein thronte in meinen Luftschlössern — mit einem Worte, es war eine stille, innerliche, geheime und dabei wieder heftige Liebe, die zu physischen und geistigen Opfern bereit war, wie sie nur die Einsiedler in der Wüste zu bringen vermochten . . . Ich schwur, ihr meine Liebe durch kein äußeres Zeichen zu offenbaren; ich schauderte vor der Rücksichtslosigkeit zurück, die sich unsere verderbte Jugend dem schönen Geschlechte gegenüber erlaubt; um nichts in der Welt hätte ich einen Diener um ihren Namen gefragt und noch weniger mich erkühnt ihr einen Liebesbrief zu senden . . . Die Liebe erschien mir damals als ein fortwährendes Gebet an eine unsichtbare Gottheit, deren Dasein man nur ahnt, von der man nur fühlt, daß sie uns hört, in einer geheimnißvollen Sprache sich uns offenbart . . . Einmal wagte ich eine derartige Sünde zu begehen und noch denke ich daran, welchen Kampf es mich kostete. Es war in den Nachmittagsstunden; die Fräulein begaben sich mit einer Gouvernante auf einen Spaziergang, sie — blieb zu Hause und saß mit dem Stickrahmen am Fenster; ich vermuthete, daß sie unwohl sei, die Röthe war vom Antlitze verschwunden und sie hatte das Gesicht verbunden . . . — Jetzt ists Zeit — sagte ich zu mir — ich stürze hinein, falle ihr zu Füßen — dann springe ich durchs Fenster und zerschelle mir den Kopf auf dem Straßenpflaster. Der liebe Himmel mag's wissen, welche Einfälle mein Gehirn durchkreuzten, der eine wahnwitziger als der andere; ich befand mich in Fieberhitze, es schwindelte mir — ich

fiel zur Erde und badete mich in Thränen, die mir mein Herzensweh erpreßte . . . Ich bedurfte irgend eines Trostes, ich mußte, wenn auch nur an einen Strohhalm, meine Hoffnung knüpfen . . . Ich hatte am Morgen in der Stadt ein Rosenbouquet gekauft und es in ein Glas gesteckt. Glücklicher Gedanke! Möge eine Rose die Dolmetscherin meiner Gefühle sein; — eine Knospe, die allerfrischeste, kann sie doch nicht verletzen, auch die Heiligen zürnen nicht, wenn man ihre Altäre mit Blumen schmückt . . . . Ich brach eine Rosenknospe — maß die Entfernung — und die Knospe fiel ihr gerade in den Schooß! Was weiter geschah? — ich weiß es nicht, denn ich wagte es nicht hinauszuschauen und ich zitterte am ganzen Leibe, als ob ich das schwärzeste Verbrechen begangen hätte.

Es verstrichen Tage, Wochen, Monate, meine Leidenschaft offenbarte sich durch nichts, ich lebte wie der Geizhals auf seinen Schätzen, sie neidisch vor aller Welt verbergend. Gott mag's wissen, wie lange ich in diesem Zustande verharrt wäre . . . ob die Jahre die Glut gelöscht und ein Ehecontract die prosaische Schlußscene gebildet hätte? oder ob ich wie Werther, wie Gustav, der Held Mickiewicz's geendet hätte? Gewiß wie diese zwei excentrischen Liebhaber; in der Jugend hat der Gedanke des Selbstmordes so viel Reiz, er sucht uns oft heim, daß man keinen andern Ausweg aus dem Irrsal der Gefühle findend, sich von diesem chimärischen Hirngespinste hinreißen läßt . . . Zum Glücke oder Unglücke führte mich diese Raserei einem andern Ziele zu. Einer meiner Collegen brachte mich in einen Kreis junger Leute, die sich zur Vollbringung einer rettenden That verschworen hatten. Die Hymne an die Jugend sollte da ihre erhabene Verwirklichung finden. Es war ein Riesenwerk, das bei unsichern und schwachen Mitteln zum Blutgerüste führen konnte. Der Tod des Helden, der Tod aus Aufopferung zog mich eher an, als der Gifttrank in der Dachstube oder das feuchte Lager auf dem Grunde der

Weichsel . . . Ich stürzte mich also in den Wirbel mit derselben Feuerglut, wie in das unenträthselte Liebesgefühl, es bestimmten mich weder persönliches Interesse noch Stolz; ich war überall, ich überlegte nicht, setzte mich jeder Gefahr aus, opferte mich, und mein Name blieb für das Vaterland, wie für die Geliebte ein ewiges Geheimniß . . .

Sie haben von den Ereignissen und Veränderungen jener Zeit gewiß vernommen, waren vielleicht auch Zeuge derselben . . . Von mir selbst will ich nicht mehr sagen, als daß ich als einfacher Handlanger überall mitgewirkt und wo sich nur die Gelegenheit darbot, mich preis gab. . . . Nachdem das Trauerspiel zu Ende war, konnte ich natürlich nicht in meine Heimat zurückkehren, die ich ohnedem nie gehabt und wurde durch einen Zusammenfluß mannichfacher Umstände nach Ungarn verschlagen . . . Ein würdiger Edelherr nahm mich gastfreundlich auf und betrachtete mich fast als Sohn. Materiell blieb mir nichts zu wünschen übrig; aber die Sehnsucht wand sich mir wie eine Schlange ums Herz und saugte daran; die Ruhe wurde mir unerträglich; dieser fieberhafte Zustand wurde noch genährt durch Gerüchte von Bewegungen und Gährungen im Westen. Die Einsamkeit wurde mir schmerzhaft, eben so die Trennung von den Mitbrüdern und ich hätte alles dahingegeben, wenn ich jemanden gefunden, mit dem ich mich ganz aussprechen konnte . . . Da ereignete es sich, daß in der Nachbarschaft der Graf K...., ein ungarischer Magnat, auf seinen Gütern anlangte. Er war Wittwer und hatte zwei Töchter, wie es hieß von wunderbarer Schönheit. — Kurze Zeit nach seiner Ankunft stattete der Graf meinem Hausherrn einen Besuch mit seiner ganzen Familie ab, zu der sich auch ein junger Pole zählte, der sich bei ihm aufhielt. Er wurde als Freund vorgestellt. — Diese Begegnung erfreute mich unaussprechlich; wir wurden mit einander bekannt, sogar befreundet und unsere Beziehungen wurden immer häufiger und enger. Im nähern

Verkehre frappirten mich bei meinem Landsmanne trotz der ächten Salonmanieren nicht geringe Gebrechen. So sprach er unter anderm gar viel von seinem Muthe, log unbarmherzig, nahm Antheil an Kartenpartieen und verlor dabei seine deponirten Einsätze. Auch ließ er sich in Liebesintriguen ein und machte den Frauen den Hof, was ihn übrigens in der Gesellschaft beliebt machte. Ein solcher Charakter entsprach natürlich nicht meinen Anforderungen, ich mußte mich aber mit ihm vertragen, nach dem slavischen Sprüchworte, daß bei Fischemangel auch der Krebs für einen Fisch gilt. Es fehlte mir von Natur die Fähigkeit fremde Geheimnisse zu durchblicken, ich bemerkte daher nicht sofort, daß mein Landsmann (er nannte sich damals Sobieski, weil sein wirklicher Name ihm keinen besondern europäischen Klang zu haben schien), daß also Sobieski in die jüngere Tochter des Grafen verliebt war. Die unerfahrene, unschuldige Comtesse hing an ihm mit blindem Vertrauen. Da sein Leichtsinn sich mir bald offenbarte, war ich um die weitern Folgen besorgt. Ich nahm ihn also einmal bei Seite und stellte ihm vor, daß bei dem Hochmuthe und dem Vermögen des Vaters der Geliebten es nicht wahrscheinlich sei, daß er je seine Einwilligung zu dieser Verbindung geben würde, was auch Sobieski übrigens selbst voraussetzte, da sowol er als die Tochter auch den Schatten eines Verdachtes von Seiten des Grafen fern zu halten trachteten. Sobieski wollte mich mit einem Scherze abspeisen und suchte Ausflüchte; doch als ich heftiger in ihn drang, erklärte er mir gradezu, daß der Vater, um die Ehre der Tochter zu retten, nothgedrungen seine Einwilligung werde geben müssen.

— Die Rechnung stimmt auf ein Haar, fügte er mit einem dünkelhaften Lachen hinzu.

Es empörte mich diese schwarze Undankbarkeit und niederträchtige Berechnung. — Von dieser Zeit an war ich ihm gegenüber kalt und hörte auf ihn zu besuchen. Es

verflossen einige Monate, da stürzte eines Morgens Sobieski in mein Zimmer in furchtbarer Aufregung.

— Rette mich! ich befinde mich in einer verteufelten Lage, alles ist verrathen, im Hause ist das jüngste Gericht, ich muß über Hals und Kopf auf und davon und zum Unglücke sind meine Taschen leer, leihe mir, wenn du kannst, einige Ducaten, ich habe letzthin den letzten Groschen im Spiele verloren . . .

Ich erstarrte bei dieser Kunde, indem ich mir die Verzweiflung des Vaters, die Thränen und die Scham der verführten Tochter vorstellte. Sobieski, der mit den Wohlthaten der verrathenen Familie überschüttete Verführer, glättete sich vor dem Spiegel, als ob nichts vorgefallen, die Haare mit einer kleinen Bürste und pfiff dabei einen Mazur. . . . Diese Kaltblütigkeit erstickte mein erstes Gefühl des Mitleids; ich hatte schon in die Tasche greifen wollen, aber, diese unverzeihliche Leichtfertigkeit bemerkend, rief ich in Wuth ausbrechend, aus:

— Ich habe keinen einzigen Groschen für einen Undankbaren, der die Gastfreundschaft eines fremden Volkes der Art mißbraucht. Ich werde Sie bitten sich von hier zu entfernen, die Bekanntschaft mit einem solchen Elenden ist schon Schmach genug.

Sobieski hatte einen solchen Empfang nicht erwartet, er wurde anfangs verwirrt, aber nach einer Weile sprüheten seine Augen Feuer, er wurde purpurroth, drohete mir mit den Fäusten und sprang auf mich zu.

— Nur gemach, Herr Abenteuerer — rief ich aus — in einem fremden Hause darf man keine Händel suchen. Wenn du das Herz am rechten Flecke und nur einen Tropfen edlen Blutes hast, wollen wir unsere Sache auf eine ehrenhafte Weise abmachen.

— Machen wir sie ab! Machen wir sie ab! wiederholte er, vor Bosheit sich schüttelnd.

Ich nahm zwei Säbel von der Wand, verbarg sie unter

dem Rocke und wir gingen in den Garten. Wir fanden bald einen passenden Platz und machten einige Gänge; nach einem kurzen Kampfe hatte ich Sobieski eine tiefe Hiebwunde an der Stirne versetzt, er fiel blutend zur Erde . . . Der Vater der unglücklichen Tochter hatte indessen in unserm Hause nach dem Verführer gesucht. Einer der Diener hatte uns in den Garten gehen sehen und theilte es dem Grafen mit. Eine ganze Bande zerstreute sich im Garten und bald waren wir umringt . . . Beim Anblicke des verzweifelten Alten traten mir die Thränen in die Augen. Ich trat auf ihn zu, ergriff seine Hand und sprach mit Würde: „Herr Graf! Ich habe Ihre Ehre und die meines Volkes gerächt . . .“

— Die weitere Rache stellen wir dem göttlichen Willen anheim! — erwiderte er gleichsam in seinem Rachedurste befriedigt beim Anblicke des strömenden Blutes. Er beauftragte sogar seinen Arzt den Verwundeten zu verbinden und zu pflegen . . . So endete diese widerliche Scene; ich verließ bald darauf diese Gegend, um mich nach Galizien, eigentlich nach Krakau zu begeben. Sobieski hatte sich in Kürze davon gemacht, wohin? . . . Niemand konnte mir Auskunft geben.

Nach langem Herumirren kam ich endlich nach Krakau. Viele Schulcollegen und Kriegsgefährten, die ich da fand, machten mir in der ersten Zeit den Aufenthalt angenehm. Bald nahmen aber unsere Zusammenkünfte einen parlamentarischen Charakter an; die Meinungen begannen sich auszubilden, es kam zu Reibungen, Streit und Hader, es entstanden Coterieen und Parteien, die wenn auch theilweise anerkennungswerth, doch dem Gemeinwohle eher schaden als nützen, weil sie gar oft über Kleinlichkeiten in Opposition gerathen und indessen das eigentliche Ziel aus dem Auge verlieren. Ich war immer ein Feind der Zwietracht, weshalb ich mich bald zurückzog und fast isolirt lebte. Ich spazierte Abends gerne auf der Plantation, ich

fand einen Gefallen daran mich unter die Menge zu mischen und die charakteristischen Züge der Promenirenden zu studiren. Ich suchte die Neigungen, die Fehler, das Talent oder das Genie zu errathen. Ich hatte Lavater und Gall gelesen, überzeugte mich aber bald von der Unverläßlichkeit ihrer Lehren. Die gesellschaftlichen Verhältnisse beeinflussen die Menschen bei weitem mehr als die Gesichtswinkel oder die Erhabenheiten und Vertiefungen am Kopfe.

Eines Tages dechiffrirte ich einem meiner Bekannten auf der Promenade die Physionomie eines den grand seigneur spielenden getauften Juden, der uns aus der Ferne lorgnettirte, als ihn uns zwei vorbeigehende Personen in den Schatten rückten. Es waren dies ein ehrwürdiger Graukopf mit einem Sterne auf der Brust, der eine junge Dame von herrlicher Taille und hohem Wuchse am Arme geleitete. Ein gewisses Etwas flüsterte mir zu: „Das ist sie!“ — Ich riß mich los und trat ihr rasch näher. — Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht, sie war's, mein Ideal, meine schöne Pensionärin! Der alte Herr ist ihr Vormund oder sonst was. Ich erkannte sie sogleich, ob sie gleich bedeutend gewachsen war, obgleich sie so gewandt in ihren Bewegungen geworden und eine so zarte Weiblichkeit in ihrem ganzen Wesen sich aussprach, obgleich jeder frühere Reiz mehr Ausdruck gewonnen, die Knospe zur prachtvollen Blume sich entfaltet hatte .... Mein erster Gedanke war zu erfahren, wo sie wohne und welchen Namen sie führe; — ich folgte ihnen deshalb, aber wie um mir einen Possen zu spielen, erwartete sie ein eleganter Wagen am Ausgange der Plantation und sie stiegen ein. Ich rannte anfangs dem davonrollenden Wagen nach, mußte aber doch endlich zurück bleiben, ich konnte mit dem raschen Trabe der Pferde nicht Schritt halten ... Von nun an ward ich ein unermüdlicher Besucher aller öffentlichen Spaziergänge, ein fleißiger Kirchengänger, versäumte keine Theatervorstellung und kein Frauengesicht an irgend

einem Fenster entging meiner Aufmerksamkeit. Vergebliches Bemühen! Es verstrichen ein paar Wochen, ohne daß meine Nachforschungen von irgend einem Erfolge begleitet waren. Ich hatte schon jeder Hoffnung Valet gesagt, als ich eines Tages in der Marienkirche, wo ich die Mutter Gottes anrief mich auf die Spur meines Verlustes zu geleiten, eine vor dem Altare knieende Frau bemerkte, deren Gestalt, Bewegungen und Wuchs mir meinen verlorenen Engel ins Gedächtniß riefen. Ich war da in Gesellschaft eines Krakauer Freundes, der ganz Krakau und besonders den weiblichen Theil an den Fingern herzählen konnte. Da er meine Verwirrung und meine gereizte Neugier bemerkte, flüsterte er mir zu:

— Hat dich Fräulein Oswiecimska so hingerissen?

— Was für ein Fräulein Oswiecimska? — erwiderte ich — ich kenne keine Person dieses Namens.

— Hier handelt es sich nicht um den Namen! Sie zu sehen reicht aus, um sie zu vergöttern!

— Welche ist es denn?

— Die Dame im grünen Sammetkleide, die vor dem Altare kniet, jetzt kannst du ihr ins Auge sehen, denn sie schaut gerade zurück.

Wirklich hatte die Unbekannte das Gesicht mir zugewandt . . . Wer beschreibt meine Aufregung? — Sie war's! Freude, Rührung hatten mir bei diesem unerwarteten Anblicke so sehr die Kraft geraubt, daß ich wankte und mich an eine Säule lehnen mußte . . . —

— Was ist dir? — fragte mich mein Freund — du bist blaß wie die Wand — hat Fräulein Oswiecimska auf dich einen solchen Eindruck gemacht? Dann bedaure ich dich gar sehr! . . .

— Und warum das? — brachte ich mit Anstrengung hervor.

— Ganz natürlich, denn sie heirathet.

— Wen?

— Den jungen Mierski. Er ist ein ziemliches mauvais sujet, aber wie man sagt ein guter Soldat und guter Pole, dabei ein sehr hübscher Mann. Vielleicht ändert er sich im Ehestande. Wenn du begierig bist ihn kennen zu lernen, da hast du ihn, der im schwarzen Schnürrocke mit der breiten Narbe auf der Stirne . . . .

— Sobieski! rief ich aus und erstarrte. Mein Freund war überzeugt, daß ich den Verstand verloren habe.

— Jan, — sagte er — du bist leidend. — Er ergriff mich am Arme und zog mich aus der Kirche.

— Also dieser Mierski nannte sich früher Sobieski? unterbrach den Erzähler Marie mit leiser, verhauchender Stimme, als ob sie den letzten Athemzug aushauchen wollte.

— So ist's, gnädige Frau.

— Er hat also die Narbe nicht in einem Treffen erhalten?

— Durchaus nicht — obgleich er überall mit diesem „Ehrenzeichen seiner Tapferkeit" prahlt.

Marie antwortete nur mit einem erstickten Stöhnen, das ihr die Brust zu zerreißen schien.

— Durch die Vermittelung meines Freundes — fuhr der Gefangene fort — erfuhr ich alle Einzelnheiten von der Verlobten Mierski's, der der Sohn ihres Vormundes war. Ich durchblickte die ganze Intrigue, man mußte sie aus den Händen eines Menschen retten, der mit den Manieren der feinen Welt, kleinlichen Talenten und dem Scheine des Patriotismus die Schwärze seiner Seele zu verdecken verstand. Zum Unglücke bekam ich aber nach dieser Begegnung in der Kirche ein heftiges Fieber, so daß ich erst nach einer Woche wieder zum Bewußtsein kam. — Meine so lange unterdrückte Liebe mußte endlich durch einen gewagten und entscheidenden Schritt sich Bahn brechen. Der letzte Hoffnungsstrahl fachte in mir einen abenteuerlichen Gedanken an, und flößte mir die Ueberzeugung ein, es müsse

mir jede That gelingen, wenn ich mich auch so schwach wie ein Kind fühlte . . . Meine Zukunft auf diesem schwanken Grunde bauend, fühlte ich fast den Boden unter den eigenen Füßen nicht; für mich gab es keine Schranken, ich betrachtete mich als Romanhelden, als einen Ritter, der die Geliebte aus den Klauen des Greifen befreit . . . . Ich wollte nicht an sie schreiben, ich betrachtete dies als ein gar zu gewöhnliches und noch dazu unsicheres Mittel, weil doch nicht anzunehmen war, daß die Worte eines Namenlosen irgend wie ins Gewicht fallen würden . . . Ich beschloß also, es koste was es wolle, sie allein zu sprechen . . . .

Zwei lange Tage durchdachte ich den Plan; am Abende des dritten nahm ich einen eleganten Anzug, als wollte ich einer wichtigen Person meine Aufwartung machen und mit der fixen Idee, daß ich eine Heldenrolle zu spielen hatte, steckte ich ein Stilet zu mir, welche Waffe meinen romantischen Ideen entsprach . . .

Fräulein Oswiecimska wohnte in der Vorstadt in einer hübschen in einem Garten gelegenen Villa. Da ich mich fürchtete durch das Thor einzutreten, damit man mich nicht anhalte, kletterte ich über die Planken und trat in den Saal, wo in Kisten gepackte Effecten bezeugten, daß dieses Haus entweder schon geräumt worden, oder geräumt werden sollte. Ich hatte mich aber entschlossen mein Vorhaben durchzuführen, weshalb ich ein zweites und drittes Gemach durchschritt, bis ich mich endlich im letzten befand — es war ihr Schlafgemach. Keine lebendige Seele da findend, blicke ich berauscht vor Freude um mich. Es schien mir, ich befände mich in einem Feenschlosse und müsse gleich ihre Stimme, klangvoll wie der wundervollste Gesang, vernehmen . . .

Von der ersten Ekstase zurückgekommen, betrachtete ich die Möbel, ich wollte aus ihnen ihre Gedanken, ihre Neigungen und Gewohnheiten herauslesen. Ich berührte sie mit einer Art zarten Hochachtung, ich sprach mit ihnen als mit ihr befreundeten Formen . . .

Am Bette stand der Toilettentisch noch in Unordnung; unter verschiedenen Kleinigkeiten bemerkte ich einen zurückgelassenen Ring und ein Medaillon, das gewiß ihre Haare enthielt. Ich riß diese zwei Gegenstände an mich und bedeckte sie mit Küssen. Nachdem ich an diesen theuern Gegenständen mich lange gelabt, wollte ich sie an den frühern Platz legen, als mir plötzlich der Gedanke kam, sie als Andenken zu behalten. Den Ring steckte ich an den Finger, das Medaillon bewahrte ich am Herzen. Es fiel mir nicht im geringsten ein, daß diese Sachen einen andern Werth hatten, als den, daß sie sie getragen .... Es war in der That ein wahnsinniger Traum, dem ein schreckliches Erwachen folgen sollte! ...

Hier hielt der Gefangene inne, wie von der Schwere der Erinnerungen und Eindrücke überwältigt. Marie gab nur durch kurze und rasche Athemzüge ein Lebenszeichen von sich, und hätte man ihren Puls getastet, man würde das Zucken der Nerven wie bei einem Galvanisirten gefühlt haben. Der Erzähler hatte ausgeruht, er erhob den Kopf und fuhr fort:

— Was weiter geschah? Sie wissen es, da Ihnen der Name Rawicz bekannt ist. Aus dem Gespräche zweier Diener im Seitenzimmer erfuhr ich, daß Fräulein Oswiecimska nach der am gestrigen Tage stattgefundenen Trauung mit Herrn Mierski auf ihr Gut am andern Weichselufer abgereist war. Meine Verzweiflung — mein Rasen verrieth mich. Die Bedienten drangen ein, hielten mich als Dieb fest, sie durchsuchten mich und fanden offenbare Beweise. Der in diesem Augenblicke eintretende Mierski, in irgend einem Interesse zurückgekehrt, prallte bei meinem Anblicke zurück und schwankte, gewann aber gleich seine Fassung, lachte höhnisch auf und gab mit der größten Kaltblütigkeit den Befehl mich zu binden und die Polizei herbeizurufen.

Im ersten Momente wollte ich mich mit dem Stilete

durchbohren, aber die Hoffnung, daß ich mich leicht rechtfertigen werde, hielt mich vom Selbstmorde zurück. — Indeß wurde ich von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, drei Jahre seufzte ich in Ketten, weitere drei Jahre erwarteten mich noch, wenn ich nicht heute ein Mittel gefunden die Flucht zu ergreifen . . . Das Verbrechen des Diebstahls allein hätte keine so schwere und lange Strafe nach sich gezogen — aber Mierski!! Werden Sie es glauben, daß ein solches Ungeheuer auf Erden lebt? — Mierski klagte mich, mit mir confrontirt, des Hochverraths als Verschwörer an! Mierski stiehlt sich unter der Maske des Patrioten in das Vertrauen nichts ahnender junger Leute und zieht wie Satan seine Opfer zur Qual und Verdammniß. . . . Mierski ist ein . . . .

6.

Der Gefangene wollte oder konnte nicht ausreden, aber in der von den letzten Worten entstandenen Aufregung erhob er sich . . . Der Wind schlug eine Jalousie zurück und der erste Strahl eines Maimorgens erhellte das Gemach. . . . Marie, die bis jetzt mit auf die Brust gesenktem Kopfe und das Tuch vor den Augen zugehört hatte, raffte sich gleichzeitig mit der Miene eines gefaßten Entschlusses vom Sopha auf und wendete ihm ihr in Thränen gebadetes Gesicht zu . . . .

Rawicz prallte zurück und fiel auf die Knie.

— Marie! rief er aus, sich mit beiden Händen an der Stirne fassend.

— Sie selbst! — sagte Frau Mierska — sie, die unwillkürliche Ursache Ihres Unglücks, Herr Rawicz — sie, die Sie anfleht ihr zu verzeihen . . .

Der Gefangene antwortete mit einem wundersam sanften Gesichtsausdruck, in dem sich das völlige Vergessen der Vergangenheit mit all ihren physischen und moralischen Qualen aussprach.

— Sie schenken mir also Glauben, gnädige Frau? — sprach er — Sie glauben an meine Unschuld — Ihr Urtheil lohnt mir alle Pein, die schon erlittene, wie die mich etwa noch erwartende. — Jetzt mögen sie mich ergreifen, ich will nicht klagen, selbst nicht unter dem Stocke des Kerkermeisters, meine Thränen sollen das verschimmelte Brod nicht benetzen . . .

— Niemals, niemals — rief Marie aus — Sie müssen frei sein.

— Was weiter? Was habe ich noch von der Welt zu hoffen? Ich habe mit Ihnen gesprochen, ich habe Ihre Thränen des Mitleids fließen sehen — es ist mehr als ich je geträumt.

— Sie müssen fliehen . . . Der Gedanke allein, daß Sie wieder im Kerker, würde mich tödten.

— Und die Mittel zur Flucht?

— Finden sich . . . unser Haus ist nicht verdächtig — ich bin allein.

— Allein? fragte der Gefangene, in der Tiefe ihrer Gedanken lesend.

Marie rang die Hände.

— Es ist wahr! Nicht allein! . . . nicht allein! . . . wiederholte sie, sich an die Stirne schlagend, mit einem tiefen Seufzer . . . . und durch das heiligste Band an das niederträchtigste Geschöpf gekettet! . . . O! hätten Sie mich doch in der Unkenntniß gelassen, früher oder später hätten mich seine Verbrechen getödtet. Jetzt haben Sie die Maske von dem Gesichte des Bösewichts gerissen, der mich in den Gefühlen und Hoffnungen, im Glauben, in allem, was nur auf Erden heilig ist, belogen . . .

Rawicz ergriff ihre Hand und all seine Manneskraft sammelnd, rief er aus:

— Ich werde Rache nehmen, nicht für meine Kränkung, sondern für die Ihre, gnädige Frau — sein Verbrechen soll

die ihm gebührende Strafe finden! Retten Sie mich nur, ich will noch leben — für die Rache.

Die Rache verwischt die Vergangenheit nicht . . . erwiderte Marie in Verzweiflung . . . Dem sei wie ihm wolle, Sie müssen frei sein.

— Und Sie? fragte er mit Nachdruck, ihr ins Gesicht schauend, als wollte er erforschen, ob sie irgend ein Gefühl noch an den Menschen binde, dessen abscheuliche Ränke er offenbart.

— Wir Frauen finden Resignation auch bei einer moralisch besudelten Existenz — erwiderte Marie mit gesenkten Augen.

— Eine derartige Resignation ist manchmal . . . Der Gefangene wagte es nicht auszusprechen.

— Ein Verbrechen . . . ergänzte Marie. — Ich weiß es und deshalb vertraue ich der Vorsehung, die mir eingeben wird, was ich zu thun und zu lassen habe. In so weit Adolf nur ein leichsinniger Mensch, ein Spieler, ein Verschwender war, ertrug ich ohne Murren das Loos, das er mir bereitet — aber nun, da er sich mir als Verräther darstellt — nun bindet mich nichts . . .

Der Gefangene ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen . . . Marie rief, gleichsam zu sich kommend, lebhaft aus:

— Um Gottes willen, vergessen wir uns nicht! — Die Gefahr droht uns von allen Seiten. Adolf kann jeden Augenblick heimkehren, um diese Zeit kehrt er gewöhnlich von seinen nächtlichen Gelagen zurück. Es muß Rath geschafft werden. In diesem Schranke finden Sie seine Garderobe — kleiden Sie sich rasch um; jenes Cabinet, mein Ankleidezimmer, soll Ihnen als Versteck dienen, niemand außer mir, betritt es. Eilen Sie — ich höre Wagengerassel —

Bei diesen Worten drängte sie ihn ins Cabinet und zog den Schlüssel ab. Ihre Verwirrung war grenzenlos, sie

fühlte die Schwierigkeit, ja die Gefahr, jetzt diesem Menschen entgegen zu treten, der sie wie vor einer Todsünde anwiderte und der für den unglücklichen Rawicz von höllischem Hasse erfüllt war. Sie bildete sich ein, daß er ihr das Geheimniß aus den Augen lesen, daß sie sich beim Oeffnen der Lippen verrathen werde. Am Spiegel vorbeikommend, warf sie einen Blick hinein, um eine gleichgiltige Miene zu studieren, erschrack aber beim eigenen Anblicke, so blaß und verstört sah sie aus.

— Ich will etwas Roth auflegen — das hintergeht ihn — und rasch lief sie ins Schlafzimmer, öffnete eine Büchse und bald waren beide Wangen von einer künstlichen Röthe angehaucht.

— Jetzt werde ich meiner sicherer sein, so viele Frauen verdecken unter dieser Maske die Röthe der Scham, warum sollte ich das Erröthen der Entrüstung nicht verbergen?

Sie brachte sich noch die Haare in Ordnung und setzte sich ans Piano, mit zitternden Händen die Tasten berührend, die falsche Accorde widerhallten.

7.

Mierski trat nicht in den Salon, sondern fiel in denselben hinein.

— Guten Morgen, Maryna! — Er riß den Hut vom Kopfe und warf ihn aufs Sopha . . .

Marie erwiderte etwas, was aber die Töne des Piano unhörbar machten.

— Wozu das Klimpern? — sagte er ärgerlich . . . Wirst du denn für mich nie ein gerades Wort finden? . . .

Marie hörte zu spielen auf, aber sie schwieg. Adolf durchschritt den Salon mit langen Schritten, als würde er gewaltsam getrieben. Hätte sie einen Blick auf ihn geworfen, sie würde auf seinem blaßfahlen Gesichte einen gräßlichen Ausdruck bemerkt haben. Die Augen waren wie von einem Nebel verschleiert und doch brannte in ihnen das

wilde Feuer schmutziger Leidenschaft, die auch in den gerunzelten Brauen und der gefurchten Stirne zu lesen war; das zerzauste Haar und das zerknitterte Halstuch vollendeten das Bild eines Wüstlings, der die Nächte bei der Flasche und am Spieltische verbringt . . . Er schritt rasch auf und ab und schien über irgend einen höllischen Gedanken zu brüten. Marie bebte, es schien ihr, er habe das Geheimniß entdeckt und werde gleich losbrechen. Als ob er endlich die Lösung gefunden, blieb er vor Marie stehen, legte eine Hand auf ihre Schulter und rief mit bewegter Stimme aus:

— Frau! . . . .

Marie zuckte zusammen und bedeckte sich die Augen.

— Frau! du kannst mich nicht leiden! — sprach er mit immer weicherer Stimme — ich weiß es, ich bin dir unerträglich und doch bin ich bemitleidenswerth . . .

Marie warf einen flüchtigen Blick auf ihn und ein bitteres Lächeln umschwebte ihre Lippen.

— Ich bin unglücklich, ruinirt! . . .

Statt einer Antwort zuckte sie mit den Achseln.

— Dir ist es gleichgiltig, Marie; — indeß könnte ich noch auf den rechten Weg zurückkehren, ich könnte noch derselbe Adolf wie zur Zeit unserer Vereinigung werden . . . wenn du nur wolltest, wenn du mir nur einen Beweis der Güte geben würdest . . . .

Frau Mierska blickte ihn mit Verachtung und Verwunderung an und sagte halblaut zu sich: „Er will mir sicher meine Unterschrift für eine Hypothek entlocken."

— Du runzelst die Stirne? — begann Mierski wieder in einem einschmeichelnden Tone — es kleidet dich nicht, besonders heute, wo ich dich so anziehend finde . . . Nein, nein, du kannst nicht länger zürnen, du thust, um was ich dich bitten werde.

Bei diesen Worten ergriff er trotz ihres Sträubens ihre Hand und legte seinen Arm um ihre Taille; Marie krümmte

sich wie eine Schlange und entwand sich seiner Umarmung.

— Berühre mich nicht, — rief sie aus — berühre mich nicht, um Gottes willen! — ich werde alles thun, komme mir nur nicht nahe . . .

— Wie launisch du heute bist, mein Kindchen — wer hat dich denn rebellisch gemacht? . . .

Bei dieser Verdächtigung fühlte sie alles Blut ihr zu Kopfe steigen, aber sie erinnerte sich, daß die aufgelegte Schminke die natürliche Röthe nicht verrathe.

— Beruhige dich, Maryna! wenn du es wünschest, will ich dir auf den Knieen zuschwören, daß ich von nun an der beste, der treueste Mann sein werde.

— Es liegt mir wenig daran — ich bitte dich nur mich nicht zu berühren und ich erfülle deinen Wunsch . . .

— Gewiß? Dein Wort . . .

— Mein Wort darauf.

— Es ist übrigens nur ein Bagatelle, es läßt sich wieder anschaffen . . .

— So sprich, um was handelt es sich?

— Ich weiß wol, welchen Werth Andenken für dich haben . . . aber bedenke meine Lage — wenn du es mir versagst, bleibt mir nichts übrig, als mir vor den Kopf zu schießen . . .

— Es wäre für dich das Beste . . .

— Du scherzest, du denkst wol nicht so, Seelchen . . .

— Ob ich es denke oder nicht, es ist Zeit, der Mystification ein Ende zu machen . . .

— Jawol — nun — erlaube mir deinen Brillantschmuck zu verpfänden oder zu verkaufen . . .

Marie athmete auf . . . Da Adolf an ihr nicht die geringste Bewegung bemerkte, setzte er rasch hinzu:

— Denke dir einmal, diese Nacht führte mich die Versuchung zum Chambelan, dort fand ich eine Bande abgefeimter Spieler, die mir den letzten Gulden abnahmen. Ich

hatte ein solches Pech, daß ich noch an den Hauptmann M. eine bedeutende Summe auf Ehrenwort verlor, und das Ehrenwort für eine Kartenschuld ist heilig wie das Evangelium. — Die Brillanten sind übrigens um Vieles mehr werth . . . ich kann dann noch abspielen . . . Nicht wahr, du versagst mir diese letzte Gunstbezeugung nicht, Maryna?

Wenn Mierski jetzt seine gewöhnliche Geistesgegenwart, seine angeborene Schlauheit und seinen durchdringenden Scharfblick besessen hätte, die ihm zur Erforschung so mancher Seelengeheimnisse verhalfen, — es würde ihm das Lächeln des Triumphs auf Mariens Lippen nicht entgangen sein, das zu sagen schien: „Jetzt bist du in meinen Händen!“ — Mierski harrte aber jetzt fast außer sich ihrer Antwort wie dem höchsten Richterspruche entgegen. —

— Du sollst den Schmuck haben — erwiderte sie nach einigem Nachdenken — aber unter einer Bedingung.

— Ich weiß es schon, daß ich die Warschauer Actrice aufgebe . . . .

— Durchaus nicht, du magst sie behalten.

— Daß ich nicht mehr spiele.

— Ein so großes Opfer fordere ich nicht.

— Also sicherlich, daß ich bei den Diners und Soupers beim General L . . . nicht erscheine.

— Du kannst bei Lucifer selbst zu Gast sein . . .

— Also was denn sonst? Erbarme dich meiner und sage es mir schnell, die Zeit ist gar kostbar . . . es ist schon neun Uhr vorbei und Schlag zehn Uhr kommen wir bei Georges zum Frühstücke zusammen.

— Meine Forderung ist eine sehr bescheidene und sicherlich die letzte — sprach Marie mit Würde. — In Folge eines besondern Verhältnisses ist dein Reisepaß für einen Unglücklichen, der ins Ausland fliehen muß, unumgänglich erforderlich . . . Gib mir ihn . . .

In den Augen Mierski's blitzte eine boshafte Freude auf, er sammelte sich aber bald und sprach gedehnt:

— Gut, bedenke aber, welcher Gefahr du mich aussetzest, es kann mich in ein verteufelt unliebsames Abenteuer verwickeln . . . Die Verantwortlichkeit ist ungeheuer . . . .

Marie warf einen durchdringenden Blick auf ihn.

— Verantwortlichkeit? . . . so viel mir bekannt, bist du nicht compromittirt? . . .

Adolf hielt ihren Blick nicht aus und verwirrte sich.

— Das glaubst du? Ich sage dir, im Gegentheil, ich bin gar schlecht angeschrieben. Meine Beziehungen, ein gar zu kühnes Wort haben mir genug Ungemach zugezogen . . . wenn ich mich nicht noch geschickt aus der Schlinge gezogen, ich wäre gar schlimm daran . . . Trotz alledem, ich kann selbst bis zur Aufopferung dankbar sein, Marie! . . .

Die letzten Worte sprach er pathetisch, mit der Geberde eines tragischen Helden, und setzte hinzu:

— Hier ist mein Reisepaß.

— Hier ist mein Brillantschmuck! erhielt er zur Antwort.

Die Eheleute waren gegenseitig des Tausches froh, Adolf um seiner Leidenschaft fröhnen zu können — Marie weil sie zur Rettung des unglücklichen Rawicz ein Opfer gebracht hatte.

8.

Das Gesicht des Spielers verklärte sich, das Ziel seiner heißen Wünsche war erreicht — er fühlte den Schmuck in der Tasche. Mit einem wahren Hochgefühle nahm er frische Handschuhe und setzte den Hut auf; einen lustigen Mazur pfeifend sprang er die Treppe hinab und schrie von der Terrasse schon dem harrenden Kutscher zu: „Vorfahren!"

In wenigen Minuten rollte der Wagen der Stadt zu. Marie stand auf dem Balcone und blickte dem Dahinfahrenden nach.

— Adieu, mein Herr Gemahl! Du hast nicht einmal zurückgeschaut, um mir das letzte Lebewohl zu sagen. Fahre hin, fahre mit Gott! Unsere Sterne, die ein böser Geist vereint, begegnen einander nimmer . . . ! Nichts bindet mich mehr an dich. — Und jetzt — rasch ans Werk! Benützen wir die kostbare Zeit, wie mein Exgatte sagt, wenn er zum grünen Tische eilt.

Marie zog an der Glocke.

— Laufe um einen Fiacre — sagte sie zur eintretenden Dienerin.

Nach gegebenem Befehle, öffnete Marie ihren Schreibtisch und drückte an einer Feder, so daß ein geheimes Fach sichtbar wurde, aus dem sie eine ziemlich gewichtige Geldbörse hervorzog.

— Welch glücklicher Zufall, daß ich wenigstens diese kleine Summe vor dem unersättlichen Verschwender bewahrt!

Sie zählte — es waren gerade hundert Ducaten . . . Sie hatte sie nach und nach zusammengelegt, indem sie an ihrem Putze, an den Diners und Soiréen, die ihr Mann zu geben liebte, etwas absparte. Diese Ersparnisse waren immer für Arme, für politisch verfolgte Unglückliche bestimmt. Wie kamen sie ihr nun zu statten! Jetzt sollten sie zwei Gefangene retten: Rawicz und sie selbst. — Sie theilte die Summe in zwei gleiche Theile und trat ins Cabinet.

— Ach! ich hätte Sie fast nicht erkannt, so sehr haben Sie sich verändert! sagte sie beim Eintreten.

In der That hatte die elegante Kleidung den Gefangenen in einen sehr hübschen jungen Mann umgewandelt; die Bläße in Folge der Leiden ließen seine sanften, zum Herzen sprechenden Zügen besonders anziehend erscheinen. Marie senkte die Augen, jetzt hatte sie keine Schminke ihr Erröthen zu maskiren.

— Herr Rawicz! — sagte sie, ihre innere Bewegung nach Möglichkeit zurückdrängend — hier ist ein Reisepaß

— blicken Sie nicht hinein, Sie würden einen Namen lesen, den Sie selbst in der äußersten Noth vielleicht nicht tragen wollten . . . Es ist aber das einzige Rettungsmittel . . .

Rawicz bedeckte ihre Hand mit Küssen.

— Noch eine Bitte habe ich an Sie — sagte sie schüchtern — ich weiß, daß Sie entblößt . . . nehmen Sie . . .

Sie drückte ihm die Börse in die Hand, als er sich aber wehrte und zurücktrat, fügte sie hinzu:

— Nehmen Sie, als käme es von einer Schwester . . .

— Von einer Schwester! — wiederholte er, wie ein Kind wimmernd.

Man hörte Wagengerassel.

— Da kommt der Fiacre! Hören Sie jetzt das festgesetzte Programm. Ich bleibe mit meinem Mädchen im ersten Zimmer, indeß steigen Sie rasch die Treppe hinab, steigen in den Wagen und fahren zur ersten Eisenbahnstation — dort schicken Sie den Fiacre zurück und fahren mit dem nächsten Zuge . . .

— Wohin? fragte Rawicz.

— Nach Krakau . . .

— Und dann — was weiter?

— Dann? Berathen wir uns an Ort und Stelle.

— Also Sie, gnädige Frau . . .? er wagte es nicht die Frage zu beenden.

— Ich reise nach Krakau.

— Großer Gott! rief er beide Hände in die Höhe hebend aus und sich fast wie ein Wahnsinniger geberdend.

— Denken Sie daran — sagte sie — heute ist Montag — Donnerstag früh sehen wir uns in der Marienkirche . . .

— Auf Wiedersehen! . . .

Marie reichte ihm die Hand und die Beiden vereinten sich im Abschiedsblicke mit einem festern Bande, als es die feierlichsten Schwüre knüpfen.

9.

Wie löst sich nun zu guterletzt die Kette der Ereignisse? Vereint sich das liebende Paar zum Lohne der Ausdauer, der Leiden? Oder wird der Liebesknoten tragisch durchschnitten? Wie gerne wollte ich als Optimist den sentimentalen Leserinnen mittheilen: Marie und Rawicz langten ohne weitern Vorfall in Krakau an, ihr Rendez-vous in der Marienkirche ging glücklich vor sich, sie machte ihren Scheidungsprozeß anhängig — dann fuhren sie ins Ausland, wo sie seitdem in einer Civilehe in irdischer Seligkeit lebten.

Leider muß ich aber der unerbittlichen Geschichte treu bleiben, selbst auf die Gefahr hin für einen Pessimisten zu gelten, der die Tugend unterdrückt und das Laster immer triumphiren läßt.

Die Entwicklung oder richtiger die Katastrophe, wie wir sie in unsern letzten Zeitkämpfen schaudernd selbst erlebt, war folgende:

Rawicz war glücklich in Krakau angelangt. Zu dieser Zeit wurden im Bahnhofe die Pässe abgefordert. War's Zufall oder Schicksalsfügung, der Name Mierski wurde laut ausgesprochen, wobei einige junge Burschen mit tollkühnen Physiognomien etwas wie . . . Spion flüsterten, was an Rawicz' Ohr als schriller Mißklang schlug. Er achtete darauf kaum, er dachte an Marie. — Am späten Abende spazierte er auf der Plantation — zwei Personen schienen ihm Schritt für Schritt zu folgen, welche Richtung er auch einschlug. Anfangs ärgerte und beunruhigte ihn dies, aber er vergaß bald alles, als er von seiner Zusammenkunft mit der Geliebten in der Marienkirche zu träumen begann . . . . Inmitten der süßesten Verzückung — gerade als er das Medaillon und den Ring, die ihm Marie beim Abschiede zu eigen gegeben, mit Küssen bedeckte, — trafen ihn zwei Dolchstiche von unbekannter Hand und

durchschnitten den Lebensfaden des unglücklichen Rawicz. . . . Vergebens erwartete ihn Marie zur bestimmten Zeit in der Marienkirche, vergebens suchte sie ihn mit ängstlichen Blicken — sie fand ihn nicht — sie harrte vergebens bis zur Mittagsstunde . . . Aus dem Gespräche zweier Bettelweiber in der Kirchenhalle erfuhr sie alles . . . Ihre Verzweiflung zu schildern, müßte man eine neue Geschichte beginnen, die Folterqualen der Seele wiederzugeben suchen. . . . . Wir wollen nur aus sicherer Quelle berichten, daß Marie in ein Kloster trat, wo sie nach kurzer Zeit erlosch. . . .

Bernardin de St. Pierre in Polen.

Im Leben des berühmten Verfassers von Paul und Virginie finden wir einen neuen Beweis, wie oft die Eindrücke der Jugendjahre sich gar wundersam mit der Zukunft des Menschen verflechten. Als Knabe von zwölf Jahren fällt ihm der Robinson in die Hand. Er liest ihn gierig und der entzückte Geist erhebt sich stufenweise zu den tiefsten politischen Combinationen, sucht die Grundlagen des Socialismus zu erforschen, findet sie in der glühenden Liebe der Natur und träumt, ein zweiter Plato, seinem idealisirten Volke ein neues Gesetzbuch zu geben.

Dieser letzte Gedanke diente ihm bei all seinen Lebensmühen zum Leitfaden. Noch als Schüler begleitete er seinen Onkel in der Ferienzeit nach Martinique, in der süßen Hoffnung auf irgend einer Insel zum Könige erwählt zu werden. Im Jesuitencollegium war es sein Dichten und Trachten einst den Indianern oder Japanesen das Evangelium zu predigen und die Märtyrerkrone zu erringen. Hingerissen von der Gier nach militärischem Ruhme macht er den unrühmlichen Feldzug am Rhein unter dem Grafen St. Germain mit. Als Marineofficier schifft er sich nach Malta ein, in der Hoffnung eines Krieges gegen die Türken. Er unternimmt es, auf einem gebrechlichen Boote einen Plan der englischen Küste aufzunehmen. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre, nach dem Scheitern mannichfacher Projecte, richtet er sein Augenmerk auf Rußland. Er sieht in der Kaiserin Katharina II. die Beschützerin der Philosophen und ohne langes Besinnen eilt er nach Petersburg

mit dem Projecte eine platonische Republik am Aralsee im Kirgisenlande anzulegen. In seinen Erwartungen getäuscht, wirft er seine Blicke auf die in der königlosen Zeit in voller Gährung sich befindende polnische Republik und zweifelt nicht, daß er in diesem Lande seine Reformpläne verwirklichen werde. Im dreißigsten Jahre verkauft er sein Erbgut in Frankreich und segelt nach Madagascar, um dort wieder eine Republik zu gründen. Hie und da findet er Freunde und ein behagliches Stillleben; wo anders wieder Liebe und Luxus, überall aber ist er in seinen Hoffnungen, seine Luftschlösser auf festen Grund zu bauen, getäuscht, eben so in seinem jugendlichen Ehrgeize, mit einem Federzuge sich zum Wohlthäter der Menschheit zu erheben. Später, als der Geist des Philosophen und das Herz des Dichters über die noch nicht ausgegohrenen Leidenschaften die Oberhand gewannen, gestand er selbst, daß Eitelkeit und Ehrgeiz allein die Ursachen seiner, in der ersten Lebensepoche erlittenen Unfälle und Kränkungen gewesen sind. Seine Unglücksfälle konnten freilich keinen Vergleich aushalten mit denen, die die Märtyrer ihrer Utopien erlitten. Giordano Bruno und Savonarola wurden lebendig verbrannt, Campanella, der Verfasser der „Sonnenstadt", schmachtete siebenundzwanzig Jahre im Kerker,*) Bacon wurde wegen Zauberei verfolgt und in der letzten Zeit Baboeuf vom französischen Directorium wegen Communismus zum Tode verurtheilt. Doch der Leidensantheil, der Bernardin de St. Pierre zufiel, war groß genug, so daß aus dieser Feuerprobe sein Charakter sich als gediegenes Gold offenbarte. Trotzdem das Gelüste, die Gesellschaft nach einem gegebenen Rezepte zu reformiren, hinreichend komisch erscheint, muß man doch allen seinen Schritten und

*) Campanella Thomas, ein Dominikaner, geb. 1568, gest. 1639, war ein Gegner der aristotelischen Philosophie und ein Vertheidiger Galileis. In seinem Werke Civitas solis schilderte er einen Idealstaat. Anm. d. Uebers.

Handlungen eine gewisse Achtung zollen, weil nur der reinste Ausfluß von Liebe, die er auf das ganze Menschengeschlecht und selbst auf die Thierwelt erstreckte, der Impuls seines Wirkens war. Im gesellschaftlichen Leben bemühte er sich um die Freundschaft der Gedemüthigten und Verkannten, sein Gefühl zog ihn immer zu den Schwächern. Die Maus in den Krallen der Katze, die Katze im Rachen der Dogge, der Hund unter dem Stocke des Menschen, eben so wie jeder unter irgend einem Drucke leidende Mensch fanden in ihm einen Vertheidiger, einen Helfer in der Noth. In diesem fortwährenden Kampfe für den Schwachen gegen den Starken beurkundete sein Charakter eine wahrhaft göttliche Suprematie. Es belebte ihn der Glaube, daß er nicht allein gegen das Unrecht in die Schranken trete, sondern daß auch die Vorsehung für die Unglücklichen kämpfe.

Die zahlreichen Abenteuer Bernardin de St. Pierre's finden sich in seinen Werken zerstreut, eben so wie in den Memoiren von Aimé Martin verzeichnet. Wie er über Land und Meer seinen Hirngespinnsten nachjagte, kann uns hier nicht interessiren, wol aber was er in Polen erfahren und das aus zwei Ursachen: Wir sehen da den Philosophen mit seinen Gesetzen der Harmonie zwischen der stürmischen polnischen Schlachta weilen, die in vollen Waffen aber auch mit einem tüchtigen Haarbeutel aufs Wahlfeld bei Wola zog, und erfahren nebenbei sein Liebensabenteuer mit einer Polin von vornehmer Geburt.

Er hatte nach einem vierjährigen Aufenthalte in Petersburg, um den zu erwartenden Lohn für seine Mühen und Dienste sich wenig kümmernd, Rußland verlassen, mit denselben Hoffnungen, wie er es betreten hatte. Eine Freundeshand hatte ihn mit zweihundert Ducaten als Reisegeld für den weiten Weg nach Polen versehen. Trotz seines regelrechten Reisepasses zur ungehinderten Rückfahrt wurde er eine Woche an der Grenze angehalten, seine Freude war daher auch maßlos, als er endlich über die Düna setzte und

sich auf dem Boden der Republik befand, der für ihn so heilig wie der vaterländische war. Es schien ihm, eine schwere Last sei ihm vom Herzen gefallen, die Luft wäre hier leichter, das Grün lebhafter. In den düstern weißrussischen Steppen begrüßte ihn der Frühling mit all der Farbenfrische des gemäßigten Klimas. Zum ersten Male nach vier Jahren sah er die vielästige Eiche neben der Fichte und der Birke wachsen. Die warmen Lüfte brachten ihm den Duft der Veilchen und sein Auge weidete sich an dem Anblicke der gelben Immortellen, die ihm sein Frankreich ins Gedächtniß riefen. Von diesen ländlichen Bildern ergriffen, den Sinn von der Größe Griechenlands und Roms erfüllt, fuhr er Warschau zu, in der Gewißheit, in der alterthümlichen Stadt den Tugenden der alten Helden zu begegnen. Vergebens entzauberten die verödeten Dörfer, das im Elende schmachtende Volk sein Auge — er schrieb dies den Unglücksfällen feindlicher Invasionen und der Verheerung des Krieges, aber nicht der falsch verstandenen politischen Freiheit zu, die ihre Vorrechte nur auf eine bestimmte Zahl von Bürgern beschränkte. Wie groß mußte da die Verwunderung unseres Philosophen sein, da er anstatt der stolzen, strengen Republikaner nur von Weiberintriguen geleitete Parteien fand, und die vornehmen Familien von Schwärmen von Janitscharen, Ulanen und Haiduken umringt sah, die mit den Säbeln um die Königskrone fochten, auf welche jeder ein Recht zu haben meinte.

Kaum war unser Reisende in der Hauptstadt angelangt, als er gleich zum französischen und österreichischen Residenten, wie zu verschiedenen Parteihäuptern eilte und die Erklärung abgab, er habe seine Stellung, seine Beschützer, alle seine Glücksaussichten aufgegeben, um sich der Sache der Republik zu weihen. Jeder ließ seinem Muthe, seinem Eifer Gerechtigkeit widerfahren, jeder nimmt ihn freundlich auf, schmeichelt ihm, sucht ihn für sich zu gewinnen. Eine Cousine des Fürsten Karl Radziwill, Wojewoden von Wilno,

die Fürstin Marie M... öffnet dem Ausländer ihr gastfreundliches Haus. Diese junge, geistreiche, überaus schöne Dame besaß gar viele Talente, sprach mehrere Sprachen. Ihr humanes Wesen, ihre Tugenden, ihr Thatendurst übten auf ihre Umgebung einen unendlichen Einfluß aus. Wie Cleopatra nach Plutarch war sie von kleiner Statur, lebhaft, hinreißend, und erweckte bei Allen die Ueberzeugung, sie vermöge eben so sehr für die Lust der Welt zu leben, wie für den Ruhm zu sterben. Gleich beim Eintritte unterlag Saint Pierre dem Doppelreize ihres Genius und ihrer Schönheit; vom ersten Augenblicke an ward sie einzig und allein der Gegenstand seines Denkens und Fühlens. Ihren Worten horchend, theilte er ihre patriotische Begeisterung, neigte sich im Raisonnement ihren Ansichten zu, ohne es zu bemerken, wie alle seine Systeme und Ziele in dem alleinigen Wunsche verschmolzen, dieser Zauberin zu gefallen. Wenn je, jetzt drückte es ihn nieder, daß sein Name noch keinen Vollklang in der Welt habe. Freiheit, Mannheit, Heldenmuth hatten ihn bisher in Fieberglut versetzt, jetzt liebte er nur den Ruhm und nichts weiter; seit er die Fürstin kennen gelernt, war der Ruhm seine Gottheit. Schon wollte er durch eine weithallende That sich auszeichnen, Städte, Schlösser, Königreiche erobern, und die Gunst seiner Dame nach alter Ritterweise erringen.

Eine hinreichend gefährliche Gelegenheit sich hervorzuthun bot sich ihm bald dar. Der Fürst Wojewod Karl Radziwill bereitete sich nach dem Convocationsreichsrathe*) von 1764 vor, das Land gegen die Heere der Kaiserin und ihrer Anhänger zu vertheidigen. Er hatte sein Lager zwischen Nieswiez und Sluck aufgeschlagen, die Hilfstruppen des Khans der Krim Kierim-Girej erwartend. Auf diese

---

*) Auf demselben wurde von der Partei des Fürsten vergebens die Abschaffung des liberum veto beantragt, der Antrag scheiterte am Widerstande der angrenzen en Mächte. Anm. d. Uebers.

Kunde faßt Saint Pierre sofort den Entschluß auf den Kriegsschauplatz zu eilen, sich durch die zahlreichen im Lande zerstreuten, feindlichen Abtheilungen durchzuschlagen, sich dem Fürsten Radziwill anzuschließen und beim ersten Treffen Beweise seines Heldenmuthes zu liefern. Dieses schwer durchzuführende Vorhaben erschien ihm gar leicht und hatte für ihn einen besondern Reiz, da ihm ja selbst der Untergang Ruhm zu bringen versprach. In seinem Enthusiasmus sehnte er sich sogar nach dem Tode auf dem Schlachtfelde, da dann die Fürstin Marie vielleicht seinem Andenken eine stille Thräne weihen würde.

Er theilte seinen gefaßten Entschluß der Fürstin mit, die bei ihrem idealen Wesen ihn ohne Verwunderung wie ohne Furcht in seinem edlen Eifer bestärkte. — Sie wollte ihn indeß nicht einem ungewissen Loose preisgeben und wählte für ihn einen Waffengefährten, einen Ulanenmajor Michelis, einen kühnen, mit den Landesverhältnissen wohl vertraueten Mann. Dann entwarf sie selbst den Plan dieser Expedition, zeigte ihm die dieser Partei geneigten Personen an, und ließ sich wie der erfahrenste Feldherr in die geringfügigsten Einzelheiten ein. Bei all diesen Vorbereitungen blieb sie immer ruhig, ja kalt und erst beim Abschiede verriethen die Gesichtsbläße und das Beben der Stimme die innere Bewegung, ihren Herzenskampf.

Im Anfange ging die Reise glücklich von statten. Eines Abends kam auf der Landstraße ein Wagen an ihnen vorüber, — es befand sich in demselben die Frau eines der Güterverwalter des Fürsten Radziwill, sie neigte sich aus dem Wagen, begrüßte sie als alte Bekannte und fügte hinzu, sie bereite alles zu ihrem Empfange vor. Gegen Mitternacht langten die Reisenden an dem ihnen angezeigten Ort an. — Alle Fenster im Schlosse waren geöffnet, Lichter schimmerten und man vernahm den Wiederhall vieler Stimmen. Dieser Lärm erzeugte beim Major einen gewissen Verdacht, es blieb ihnen aber keine Zeit zur Umkehr, denn

der Commissär trat ihnen zum Empfange entgegen und theilte ihnen mit, daß eine russische Heeresabtheilung gen Biala ziehe und die Ulanen des Fürsten Czartoryski, also feindliche Soldaten seit früh Morgens in der Umgegend lagerte. — Diese Kunde frappirte sie nicht wenig, sie verlangten sofort frische Pferde, erhielten aber zum Bescheide, daß bis zum Morgen keine zu haben seien, es bleibe also nichts übrig, als die Einladung anzunehmen und zu warten. Eine Stunde nach ihrer Ankunft stürzten plötzlich sechs bewaffnete Soldaten ins Gemach. St. Pierre reißt die Pistolen heraus und der Major greift zum Schwerte. Die Eindringlinge ziehen sich, vom kühnen Empfange überrascht in Unordnung in die Vorhalle zurück. Unsere Ritter wollen aus Furcht vor einem neuen Ueberfalle die Thüren und Fenster verbarrikadiren — bemerken aber, daß die einen wie die andern ausgehoben sind, was ihnen die Ueberzeugung vom Verrathe des Commissärs verschaffte. In der Ungewißheit des sie erwartenden Looses verbrannte Michelis seine Papiere und St. Pierre trat mit der Pistole in der Hand auf den dunkeln Corridor, der zum Seitenflügel des Gebäudes führte. Er bemerkt ein schwaches Licht am Ende des Corridors, richtet seine Schritte dorthin und gelangt so an die angelehnte Thür eines Zimmers, in dem acht Ulanen um einen Tisch sitzen. Während er horcht, in der Hoffnung aus ihrer Unterhaltung etwas zu erfahren, schleicht eine unbekannte Person an ihm vorbei und flüstert ihm auf Lateinisch zu, sich vor Verrath zu hüten. Zum Major zurückgekehrt, theilt er ihm seine Entdeckung mit und räth die Ulanen zu überfallen, zu entwaffnen und auf ihren Pferden zu entfliehen. Michelis setzt ihm die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens auseinander, weil sie in der Nacht im Walde sich gewiß verirren, oder in die Hände des Feindes fallen würden. Während dieser Berathung hören sie Pferdegetrappel im Hofe — der Commissär und dessen Frau rennen mit dem Ausrufe

herein, daß die Ulanen das Haus umringt und es anzünden wollen. Aufs Aeußerste gebracht beschließt nun St. Pierre eher sein Blut zu vergießen, als in die Hände der Russen zu fallen. Der Major, der den Säbel nicht zur Parade trug, theilt den kühnen Entschluß; er meint, es würde ihm leid thun den Feldzug ohne einen einzigen Schuß zu enden. — Schon bereiten sie sich zur tapfern Gegenwehr vor — als der die Abtheilung anführende Stabsofficier ihnen kund geben läßt, es stehe ihnen vollkommen frei nach Warschau zurückzukehren. Die Hoffnung einen Führer zu erhalten und sich nach Lithauen durchzuschlagen, bestimmte sie scheinbar dieser Weisung zu gehorchen; sie stiegen also zu Pferde und jagten in Galopp davon, unter der Eskorte mehrerer in einiger Entfernung folgenden russischen Husaren. An die Weichsel gelangt erblickten sie den prachtvollen Palast Pulawa, das Eigenthum des Fürsten Czartoryski. Bei diesem Anblicke erkannte Michelis, daß sie freiwillig in die Falle gegangen waren. Er forderte seinen Gefährten zur Vorsicht auf und rief sofort die Fährleute herbei, sie überzusetzen. Am andern Ufer harrten schon einige Hofleute und der Rittmeister der Leibgarde, der sie im Namen des von ihrer Ankunft unterrichteten Fürsten zur Tafel einlud. Beim Eingange zum Saale drang man in sie die Säbel abzulegen, — Soldaten unter Gewehr bezeugen ihnen militärische Ehren und die sie umringenden Hofleute zeigen ihnen die Merkwürdigkeiten des Palastes. Von diesem freundlichen Empfange getäuscht nähern sie sich der Schatzkammer; es bestand dieselbe in einem ungemein hohen Gewölbe mit vergitterten Fenstern und eisernen Thüren — nirgends war eine Spur einer gewöhnlichen Wohnung zu bemerken. St. Pierre tritt zuerst ein, da fallen plötzlich die Thüren mit Geräusch hinter ihm zu und hinter der Schildwache, die mit dem Bajonette unbeweglich ihm gegenüber steht, bewachen zwei andere Schildwachen den Vorsaal. — Stille

herrscht um und um, als ob gar kein Vorfall sie gestört hätte.

Da waren sie nun wie die Paladine Arioſt's in einen Hinterhalt gefallen! Es kam der Abend, St. Pierre wurde verhört, aber er hatte sich vorgenommen nichts zu offenbaren, um nicht seinen abgesondert in Haft sich befindenden Gefährten zu compromittiren. Zum Unglücke zeigte Michelis sich weniger standhaft, denn seine Bekenntnisse stimmten mit den Beschuldigungen des Commissärs, der sie verrathen hatte. Endlich erklärte man dem Pan St. Pierre, man werde ihn den Russen ausliefern, wenn er in seinem Stillschweigen verharre. Da standen ihm alle Schrecken der Gefangenschaft vor Augen, die er einerseits zu erwarten hatte, während andererseits sich ihm die Schmach statt des erhofften Ruhmes darstellte. Was wird die Fürstin Marie dazu sagen? Wie soll er dann vor ihr erscheinen, vor ihr, die auf seine Manneskraft, auf seinen Muth so viele Hoffnung gesetzt hatte? Neun Tage verflossen in diesem innern Kampfe. Am Abende des neunten Tages öffneten sich die Gefängnißthüren und ein Officier des Fürsten erklärte ihm, viele vornehme Personen nähmen an seinem Schicksale Antheil. Er nannte unter andern den österreichischen Gesandten und französischen Residenten, die Fürstin Kronwächterin, die Kämmerin Großlithauens und die Fürstin Marie M... Der letzte Name erfüllte ihn mit Freude! Was war im Vergleiche damit die Kunde, daß er frei wäre? ... Er mußte sich aber schriftlich verpflichten, während der königlosen Zeit für keine Partei die Waffen zu führen. Auch Michelis wurde unter derselben Bürgschaft frei gelassen.

Hier beginnt ein neuer Abschnitt im Lebenslaufe St. Pierre's. Seine Jugend war bis dahin ohne Liebesschwärmerei dahingeflossen, weil der Ehrgeiz dieser Leidenschaft den Eintritt wehrte. Jetzt lernte er den mächtigen Einfluß der Liebe kennen, und alles, wonach er bis jetzt gejagt und geseufzt, erschien ihm nun als eitler Traum.

Die Fürstin Marie begrüßte den Befreiten mit wahrer Freude; sie pries seinen Muth, bedauerte seinen Unfall und wollte aus seinem Munde alle Einzelheiten vernehmen. Im Verlaufe der Erzählung flossen ihre Augen oft von Thränen über und nachdem er geendet, sagte sie ihm, tief ergriffen:

— Fortuna hat Sie verrathen, aber klagen Sie nicht über ihre Ungunst, so verfährt sie gewöhnlich mit den Personen, die sie nachher mit ihren Gaben überschüttet.

Diese Worte prägten sich St. Pierre ins Gedächtniß. Indeß war sein Abenteuer Gesprächsstoff aller Salons geworden. Alles wetteiferte den Franzosen kennen zu lernen, der im Unglücke so viel Muth und Ausdauer bewiesen und sich so edel der Sache Polens geweiht hatte. Das führte ihn in den Strudel der Unterhaltungen und Bälle, Bemerkungen von ihm wurden in den glänzendsten Gesellschaften wiederholt. Aber in diesem Zauberkreise suchte und sah er nur seine Marie. Eben so wies sie alle Schmeicheleien und Huldigungen ihrer zahlreichen Anbeter zurück, um im stillen, traulichen Verkehre mit ihm ihren Genuß zu finden. Lebhaft, muthwillig, witzig mit Allen, zeigte sie sich mit ihm gefühlvoll und gesetzt, theilte seine Ansichten, errieth seine Gedanken, unwillkürlich dem Triebe ihres Herzens folgend. Dabei verstand sie es, sei es aus Laune, sei es um ihre weibliche Macht zu beurkunden, bald bei ihm Hoffnungen zu erwecken, bald ihn in Ungewißheit schweben zu lassen. Darum verfiel er gar oft bald in die ausgelassenste Lustigkeit, bald in tiefen Kummer, darum verfluchte er mehr als einmal sein Loos, verfluchte Polen, beschloß es zu verlassen und blieb immer im Lande, an sie gefesselt.

Eines Tages lud die Fürstin einige vertraute Personen und Herrn St. Pierre zur Tafel in ihren unweit Warschau gelegenen Palast. Diese unerwartete Einladung machte alle seine Pläne Warschau zu verlassen, zu nichte.

Der Palast der Fürstin lag in der Mitte eines uralten Eichen- und Fichtenwaldes. Die Kunst verschönte nicht diese abgelegene Gegend, aber die von den Hirten ausgetretenen sich schlängelnden Pfade, die murmelnden Bäche und das Brüllen des weidenden Viehes hatten für verliebte Herzen einen unbeschreiblichen Reiz. St. Pierre eilte, kaum vom Wagen gestiegen, sich an dem Genusse eines einsamen Spazierganges zu laben. Die ganze Umgebung lockte zum Träumen, dem gewöhnlichen Siechthume der Verliebten. Seiner Phantasie die Zügel schießen lassend malte er sich eine Glückseligkeit, die noch kein Sterblicher genossen, dann ergriff ihn wieder ein banges Sehnen. Vor Kurzem erst wollte er eines rühmlichen in den Geschichtsannalen verzeichneten Todes sterben — auch jetzt rief er den Tod an, aber in einem stillen Erdwinkel, um von ihr allein beweint zu werden — denn nur sie bildete seine Welt.

Zwei Stunden schon gab er sich dem Reize dieser Träumereien hin, da erblickte er bei einer Wendung die Fürstin langsam am Ufer des Baches dahin wandeln; sie war allein und schien von der romantischen Lage des Ortes entzückt zu sein. Der erste Gedanke St. Pierre's war, einen andern Weg einzuschlagen, aber nachdem er einen Moment geschwankt, näherte er sich der Fürstin, nahm sich zusammen, um sie anzusprechen, senkte aber die Augen und schwieg. Die Fürstin theilte seine Verwirrung, sammelte sich aber bald und rieth, auf die dichten Wolken am Himmel weisend, vor dem Sturme heimzukehren. St. Pierre reichte ihr den Arm und sie gingen auf dem Pfade dem Palaste zu. Weder er noch sie sprachen ein Wort, als plötzlich der Regen heftig zu strömen begann, und sie kaum Zeit hatten in einem dicht mit Bäumen umpflanzten Gartenpavillon Schutz zu suchen. Der Regen goß in Strömen, Blitze zuckten, der Donner krachte unaufhörlich. Die Fürstin schmiegte sich zitternd an die Seite des Geliebten — er fühlte den Schlag ihres Herzens, er drückte ihren Kopf

an seine Brust. Im ersten Entzücken wirft er sich der Angebeteten zu Füßen — gesteht seine Liebe, fleht, schwört — sie fällt halb ohnmächtig in seine Arme — wehrlos, kraftlos, willenlos, eine zweite Julie — und er war im Liebeswahnsinn wie Saint-Preux, der Held der neuen Heloise.

Das Gewitter hatte sich bald gelegt und das Liebespaar wandelte wieder den am Waldrande sich hinziehenden Pfad. Der Himmel heiterte sich auf, die Luft war mit Frühlingsdüften geschwängert. Es gibt in der Natur kein reizenderes Bild als eine Landschaft nach einem Mairegen, sie feiert gleichsam die Wiedergeburt der Gräser und Blumen; jeder Pflanze entströmt ein süßes Geflüster, das im Herzen einen Wiederhall findet. Aber wie wundervoll sind erst solche Scenen für Liebende gleich nach dem ersten Liebesgeständnisse! Welche wirre Reden! Wie viel Aufregung in den Herzen, die von dem Himmelsbalsam, den man auf Erden Liebe nennt, durchströmt sind.

Mehr als ein Jahr verstrich, in dem sie der Welt um sich vergaßen. Sie sahen sich täglich, stündlich und entdeckten an einander immer neue anbetungswürdige Eigenschaften. Eines Tages war St. Pierre Zeuge, wie eine arme, von ihrem Herrn, einem Nachbar der Fürstin, gemißhandelte Leibeigene bei dieser Schutz und Schirm suchte. In solchen Fällen war es Brauch, daß die Herrschaften die Flüchtlinge auslieferten. Die Fürstin war aber gerührt von dem Unglücke der mißhandelten Person, befahl für sie Sorge zu tragen und fügte hinzu, sie wolle sich eher mit dem mächtigen Nachbar veruneinigen, als einer Verfolgten ihre Hilfe versagen. Ja sie schrieb einen sehr beredten Brief, legte für die Leibeigene ihr Fürwort ein und bat ihr zu vergeben, worauf sie sie selbst dem versöhnten Herrn zuführte. — Ein zweites Mal fand St. Pierre die Fürstin mit der Pflege einer verkrüppelten Alten beschäftigt, die den

Segen des Himmels auf sie herabrief. Von ihrer Güte hingerissen, überströmte er in Lobeserhebungen.

— Loben Sie mich nicht, — erwiderte die Fürstin — ich erfülle nur eine Pflicht, diese Alte hat mich gewartet, hat ihr Leben meiner Pflege geweiht, was ist natürlicher, als ihr zum Theil wenigstens meine Dankbarkeit zu bezeigen?

Diese Worte, diese Werke berauschten ihn mit neuer Seligkeit, der Reiz der Tugend ist der gefährlichste Liebesmagnet. So befand sich St. Pierre wie in einen Zauberkreis gebannt. Die Fürstin dachte nicht einmal daran, daß ihr Ruf leiden konnte. Wo sie einander begegneten, malte sich die Verwirrung auf ihren Gesichtern und sie verriethen sich durch stille Seufzer, geheime Worte und Zeichen. All das empörte ihre hochmüthige, vornehme Sippschaft, die nicht mit kaltem Blute diese Ungleichheit des Standes und Vermögens betrachten konnten. All dieses, ja selbst die Heftigkeit ihrer Gefühle schienen eine kurze Dauer derselben zu verheißen. Mehr als einmal verstörte der Wiederhall verleumderischer Gerüchte den Seelenfrieden der Liebenden und eines Abends fand St. Pierre die Fürstin in Thränen aufgelöst.

— Wir müssen uns trennen — rief sie schluchzend aus — die Mutter ruft mich zu sich, die ganze Familie wettert, die schönen Tage sind dahin! . . . — Dann fügte sie, das bleiche Gesicht des verzweifelten Geliebten bemerkend, gerührt hinzu: — Theuerer Freund, flöße du mir Muth ein, in deine Manneskraft setze ich alles Vertrauen; wenn du mich verläßt, wo finde ich Kraft, um nicht vor Schmerz zu verschmachten?

Diese gefühlvollen Worte milderten, aber nur für einen Moment den Schmerz des Geliebten, denn bald brach er wieder in bittere Vorwürfe aus.

— Du sprichst von Liebe, von Schmerz? Und willst den verlassen, dem du Liebe zugeschworen! Wo ist die

Hütte, die wir allein bewohnen sollten? Wo das geträumte Paradies der Glückseligkeit? Also der heutige Tag gleicht nicht mehr dem gestrigen? Also ewige Trennung nach so vielen Eiden? Nein, Marie! höre nicht auf diese Leute, fliehen wir, weit von hier in einen unbekannten Erdwinkel, um uns vor neidischen Augen zu verbergen.

Er sprach diese Worte mit Heftigkeit, mit Hast, drückte ihre Hände an die Brust, als wollte er sie für immer an sich fesseln, schwur, sie vor den bösen Zungen zu schützen und forderte sie dann in seiner Verzweiflung auf gemeinsam zu sterben. Es dauerte eine Weile, bis er sich etwas beruhigte und auf die eindringlichen Worte der Geliebten horchte. Er warf einen Blick auf den eigenhändigen Brief der Mutter, die auf dem Todtenbette die Tochter beschwört, ihren Tod nicht zu beschleunigen. Er schien gleichsam jene Stimme über dem Grabe zu hören, der kein Sterblicher widerstehen kann. Ein stummes Schweigen trat an die Stelle der Klagen. Die Abreise der Fürstin wurde unwiderruflich beschlossen — ihm blieb der Trost sich für sie zu opfern.

Mit der Abreise Mariens verlor er seine ganze Fassung, von der er Meister zu sein glaubte. Tag und Nacht lief er in Feld und Wald umher, sein Sehnen zu ersticken. Aber kaum ruhete er eine Weile aus, erschien ihm wieder das Bild der Theuern und mahnte ihn an seinen schmerzhaften Verlust. Das Herz wollte ihm bersten und die Selbstmordgedanken gewannen immer mehr über sein religiöses Gefühl die Oberhand. So verflossen die Tage des Unglücklichen, als er einen Brief der Fürstin erhielt, die ihn beschwor sich für einige Zeit aus Warschau zu entfernen. Bereit jedem ihrer Befehle zu entsprechen, folgte er dem Rathe des Grafen M . . ., der ihn beredete in Oesterreich Dienste zu nehmen und begab sich mit Empfehlungen versehen nach Wien.

In dieser Hauptstadt angelangt, machte er der ersten

Ehrendame am Hofe Maria Thereſiens ſeine Aufwartung, einer Verwandten des Grafen M., an die er ein Empfehlungsſchreiben hatte. Noch ganz eingenommen von der Artigkeit und den Reizen der Polinnen, ſtaunte er nicht wenig über die ſteife Etikette, mit der man ihn empfing. Dieſer Empfang bewirkte, daß ihn die deutſchen Salons für immer abſtießen. Er hätte auch Wien gleich verlaſſen, wenn ihn nicht die Hoffnung, da Nachrichten von Marie zu erhalten, zurückgehalten hätte. Wer beſchreibt daher die Freude des Verliebten, als er wirklich einen Brief empfing oder richtiger ein Tagebuch ihres Lebens, voll der intereſſanteſten Einzelnheiten von dem Momente ihrer Trennung bis zum Abgange des Briefes. Die ganze Nacht verbrachte er mit der Lectüre — aus den ſo beredt beſchriebenen Leiden ſchloß er, wie unausſprechlich ihr Sehnen ihn wiederzuſehen. Auf dieſe Weiſe Schlüſſe ziehend, kam er auf den Gedanken, daß ihn dieſer Brief ausdrücklich nach Warſchau zurückrufe. Im Liebeswahnſinn packte er ſeine Koffer, um wenn möglich auf Flügeln zu ihr zu eilen. Durch einen beſonders glücklichen Zufall gingen an demſelben Tage drei prachtvolle Wagen, für die Krönung Stanislaus Auguſt's beſtimmt, nach Polen ab. Der General Poniatowski, Bruder des Königs, empfiehlt ihn dem dieſe Wagen führenden Hofmanne, er wird aufgenommen und kehrt im Triumph zu ſeiner Geliebten zurück.

Je näher er Warſchau kam, deſto mehr verminderte ſich ſein Vertrauen. Mit kaltem Blute las er jetzt wieder die Briefe und fürchtete ſich getäuſcht zu haben. Eine in der Glut der Leidenſchaft vollbrachte That macht uns gar oft für die etwaigen Folgen blind. Als endlich der Wagen vor ſeiner frühern Wohnung hielt, peinigte ihn die Ungewißheit ſo ſehr, daß er nicht wußte, was er beginnen ſolle. Beſchämt über ſeine eigene Schwäche bemühete er ſich Muth zu faſſen — aber das erſte Wort ſeines Gaſtwirthes drängte ihm wieder die ſchmerzlichſten Zweifel auf. In der ganzen

Stadt sprach man nur von der Rückkehr der Fürstin Marie und von dem prachtvollen Balle, den sie den fremden Gesandten gegeben hatte. Diese Nachricht bestätigte ihn nur in den während der Reise in ihm aufgestiegenen Ahnungen. — „Sie gibt Bälle, sprach er mit Bitterkeit, sie gibt sich getrennt von mir allen üppigen Genüssen hin, alles ist also zu Ende — Marie liebt mich nicht mehr!“

Indeß beschließt er ihr zu schreiben — der Diener trägt den Brief fort. Voller Unruhe zählt er an den Herzschlägen die Zeit bis zu seiner Rückkehr mit der Antwort. — Der Bote kehrt nicht zurück — er wird ungeduldig — er harrt — es verfließt eine ganze Stunde — das ist zu viel! Es koste was es wolle, er muß sie sehen. In wenigen Minuten hat er sich in Gala gekleidet und schon fliegt er zum Palaste der Fürstin. Ballmusik schallt durch die Gemächer — die Säle schimmern von tausenden von Kerzen — im Hofe drängen sich die Wagen und Livréebedienten. Einst ist für ihn allein diese Lust erklungen, und jetzt!... Alles dreht sich mit ihm im Kreise, außer sich, wie wahnsinnig stürzt er die Treppen hinauf, schon hat er die zahlreichen Diener in den Vorzimmern zurückgedrängt — schon befindet er sich im Strudel der Tanzenden.

Der Anblick der ruhig, gleichmüthig die Honneurs machenden Fürstin bringt ihn wieder zu sich — er nähert sich ihr, einen Alp auf dem Herzen und die Worte ersterben ihm auf den Lippen. Die Fürstin empfängt ihn mit einem Lächeln, scherzt über die unerwartete Rückkehr, wirft aber verstohlen zornige Blicke und läßt ihn, ohne eine Antwort abzuwarten, unter der Schwere der ihn quälenden Gedanken zurück. Die Ballgäste umringen den Neuangelangten, jeder fragt um den Grund der Abreise aus Warschau — er muß seine Verwirrung bemeistern, ruhig Rede und Antwort geben, während es in seinem Innern wogt und tobt. Wie gar lang erschienen ihm die der Lust geweiheten Stunden, der Lust, die er weder ertragen noch fassen kann.

Gegen Mitternacht beginnen die Gäste wieder fort zu fahren — er benutzt einen passenden Augenblick das verabredete Zeichen zu geben, und befindet sich, durch geheime Thüren schlüpfend, im Boudoir der Fürstin, diesem stummen Zeugen seines verschwundenen Glückes. Dieser Ort erweckt in ihm tausend theuere Erinnerungen, alles erzählt ihm von ihr, er berührt jeden Gegenstand, als begrüßte er alte Bekannte. Da zeigte ihm das leichte Rauschen eines Seidenkleides die Nähe Mariens an — unwillkürlich zieht ihn sein Gefühl zu den Füßen der Vergötterten — er spricht von seinen Qualen — er schildert seine innern Kämpfe, seine Selbstmordgedanken, im Falle er sie verlieren müßte. — Die Fürstin ist scheinbar kalt und ungerührt, da faltet er die Hände und spricht demüthig:

— Marie! ich lese mein Urtheil in deinem Gesichte, du liebst mich nicht mehr — aber ich beschwöre dich bei Gott, sage mir, womit ich deine Sinnesveränderung verschuldet!

Die Fürstin konnte nicht länger ihre Aufregung niederkämpfen; und sie bemühete sich, sei es aus Erbarmen, sei es aus Liebe, die sie noch für ihn fühlte, die Verzweiflung des Armen zu sänftigen.

— Nein! — sagte sie mit bebender Stimme — ich habe nicht aufgehört dich zu lieben, im Gegentheil, deine Entfernung peinigte mich, vergiftete mir jede Stunde — aber deine plötzliche Rückkehr eröffnet mir einen Abgrund. Deine Heftigkeit setzt mich der Schmach aus, du hättest warten sollen, bis ich unsere Zukunft bedacht und sicher gestellt hätte. Diesen Ball selbst gab ich in der Absicht den Verdacht abzuwenden und die bösen Zungen zu beschämen — mit deiner Rückkehr hast du alles über den Haufen gestürzt.

Gegen drei Uhr Morgens verließ er beruhigt, ja selbst mit einem gleißenden Scheine des Glücks, den Palast. Kaum hatte er sich aber entfernt, als ihm alle Vorfälle dieses Abends vors Auge traten und aufs Neue seine Zweifel rege machten. Die wenigen Stunden unterbrochenen Schlafes

konnten seine Verstörung nicht heben, er erwachte mit düstern Ahnungen, die der trübe Wintertag noch vermehrte. Er sah jeden Augenblick einem schweren Unfalle entgegen und der geringste Umstand versetzte ihn in die größte Angst. Der Anblick des Dieners, der ungerufen mit einem Briefe in der Hand eintrat, durchschauderte ihn bis in die Tiefe des Herzens. Er öffnete den Brief — er erkannte Mariens Hand und las die nachfolgenden Zeilen:

„Deine Leidenschaft trägt den Stempel des Wahnsinns an sich, vergib, daß ich sie nicht länger ertragen kann. Trachte dich zu sammeln und auf den Weg zurückzukehren, den du, bevor wir uns kennen gelernt, gewandelt bist. In diesem Augenblicke verreise ich zu meiner Mutter nach Volhynien. Ich schwöre Warschau nicht eher zu betreten, bis ich nicht sicher bin, daß du es verlassen hast. Erwarte von mir keine Briefe zu erhalten, außer in Frankreich.

Marie M . . . .“

Es ist schwer zu beschreiben, was mit ihm nach dem Lesen dieses Briefes vorging. Fast in einem Wahnsinnsanfalle stürzte er die Treppen hinab und flog dem Palaste der Fürstin zu. Doch was bedeutet diese Unordnung, diese ungewöhnliche Bewegung? Der ganze Hofraum ist mit Kisten und Möbelstücken belegt, die Säle sind aller Zierrathen beraubt, die Diener nehmen die Kronleuchter und Spiegel von den Wänden. Er nähert sich, will betreffs der Abreise der Fürstin irgend eine Frage stellen. Aber alle diese Aufregungen hatten seine physische Kraft erschöpft — er fällt, einige undeutliche Worte stammelnd, halbtodt zu Boden. Aerztliche Hilfe rettete das Leben des Mannes, der zu höhern Zwecken bestimmt war. Er wurde in seine Wohnung geschafft, wo er einige Tage im Fieber verbrachte und weniger litt, weil ihm das Bewußtsein fehlte. Wie er aber langsam gesundete, bemächtigte sich seiner die frühere Leidenschaft. Welche Pläne er da schmiedete! Er wollte die Ungetreue den Händen der Mutter entreißen, sich vor

ihren Augen tödten — dann beschloß er wieder ins Kloster zu gehen, sich vor der Welt abzuschließen, alle Leidenschaften in eine zu verschmelzen und diese unter dem härenen Gewande zu verbergen . . . Alle diese Gedanken dienten gleichsam als Krisis seiner Gefühle und linderten seine Schmerzen. Das Weh der Liebe gleicht dem Feuer, das durch das Brennen der Wunde ihre Heilung bewirkt.

Nach den ersten heftigen Ausbrüchen trat die ruhige Ueberlegung in ihr Recht. Sachsen sollte der polnischen Republik den Krieg erklären — er faßte den Plan nach Sachsen aufzubrechen! Welch glücklicher Gedanke — als Sieger mit dem Schwerte in der Hand wird er vor die Ungetreue treten — welcher Triumph sie gedemüthigt vor sich zu sehen! — So verließ er, nachdem er zwei Jahre in Polen verbracht, im Jahre 1764 Warschau, wo er statt des gehofften Glückes Sinnenlust fand und den Schmerz sie wieder eingebüßt zu haben.

Hier endigt die Liebesepisode im Leben von Bernardin de St. Pierre. Noch ein Umstand muß hier erwähnt werden, damit diese Epise ein Ganzes bilde. St. Pierre kehrte nach Frankreich zurück, wo er aber nicht die verheißenen Briefe vorfand, dieses Stillschweigen sagte ihm, daß zwischen ihm und Marie alles abgebrochen sei. — Ein Paar Jahre nach seiner Rückkehr aus Polen befand er sich eines Tages in Versailles, zur Zeit einer öffentlichen Feierlichkeit. Im Volksgedränge auf ein abzubrennendes Feuerwerk harrend, richtete sich sein Auge zufällig auf die Fenster des Palastes und — wer beschreibt sein Erstaunen — in einem erblickt er die Fürstin Marie. Er traut seinen Augen nicht und doch hat er sich nicht getäuscht: das sind ihre blonden Haare, das ist ihr blaues Auge mit dem unvergleichlichen Ausdrucke, das ihr sanftes Lächeln und das die kunstreiche Einfachheit ihrer Toilette! Nein, es ist keine Sinnestäuschung — ihre Blicke begegnen sich — sie hat ihn erkannt. — In seinem Entzücken zweifelt er nicht, daß

sie seinetwegen aus Polen herübergekommen — er will sich durch die Menge Bahn brechen, um zu ihr zu gelangen — vergebens! die Massen schließen sich wieder wie Meereswogen! Indeß hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem glänzenden Schauspiele zugewendet! — Aber in dem Augenblicke, da eine Feuergarbe sich in die Luft erhob und in tausenden von Sternen zerstob — verschwand Mariens Gestalt im Fenster.

Nach diesem ihn in süße Hoffnungen wiegenden Vorfalle kehrte er nach Paris zurück und verließ seine Wohnung nicht — bei jedem Wagengerassel hoffte er Marie zu begrüßen. So verflossen acht lange Tage, ohne daß er irgend eine Kunde erhielt. Sollte er ein Phantasiebild für die Wirklichkeit genommen haben? Er wollte sich von der Wahrheit überzeugen und begab sich zu einer bedeutenden Persönlichkeit, die in fortwährenden Beziehungen zum Hofe des Königs Stanislaus August stand. Von dieser erfuhr er, daß die Fürstin Marie Polen nicht verlassen und seit ihrer Rückkehr nach Warschau ein stilles und einsames Leben führe. Diese Gewißheit verursachte ihm wieder neues Herzweh.

Diese Leidenschaft, die einem Ungewitter gleich, mit Blitzesleuchten, Donnerschlägen und einem Himmel in allen Regenbogenfarben die Jugend Bernardin de St. Pierre's durchkreuzte, war die letzte Schule des Unglücks, die den großen Romanschriftsteller bildete und dieser Leidenschaft hat Frankreich „Paul und Virginie", dieses Werk voll ursprünglicher Poesie und den erhabensten Gefühlen, zu verdanken.

Der Hofpoet.

> Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Taglöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Tugend.
>
> Schlegel.

Es war im Mai und in der Ukraine, das ist identisch mit dem Beginne einer Erzählung nach orientalischer Weise: es war im Monate der Rosen und Nachtigallen, in den Gärten der Alhambra oder Kaschemirs. Wer die Luft der Ukraine geathmet, wer sich von diesem jungfräulichen Boden bezaubern ließ, wird mich nicht der Uebertreibung zeihen. Wie der Himmel in Neapel ein anderer, so ist auch in der Ukraine ein anderer Frühling. Es ist nicht der Frühling im dunkeln Gewande der polnischen Forste, noch im fahlen Leichentuche der Masowischen Sandwüsten oder im eisigen Karpathenkranze. Die Ukraine im Frühlinge ist der Kelch einer Rose, die fort und fort Blätter entfaltet, immer Wohlgerüche verbreitet, umwogt von Schmetterlingsschwärmen, von Nachtigallenliedern umklungen. Die Ukraine überfließt, biblisch gesprochen, von Milch und Honig, überflutet von allen Regenbogenfarben, von allen süßen Düften, von allen holden Reizen, von Ideen und Gefühlen, die in der üppigen Natur auch üppig aufschießen.

Ich wiederhole es, es war im Mai und in der Sofijuwka.*) In der Sofijuwka gehörte außer der Sonne

---

*) Die Sofijuwka, bei Human im Gouvernement Kiew gelegen, führt den Namen von der Gemahlin des Grafen Felix Potocki, der

und dem Himmel nichts der Ukraine . . . Da erhebt eine breitblättrige Platane stolz ihr Haupt, als ob sie in Athen Wurzel geschlagen, dort weint eine babylonische Weide und weiter beschattet eine düstere Cypresse eine Grabessäule; dort reihen sich aneinander Orangen=, Citronen= und Granatenbäume gleich Haremsschönen, die nach der Heimat seufzen, und Blumen aller Himmelsstriche spiegeln sich in Marmorbassins, als wollten sie erfahren, wie viel sie hier von ihren Reizen eingebüßt haben. Ein Bach, der einst am Grunde einer finstern Schlucht gerieselt und der Liebling des Hirten und der Heerde gewesen, bricht sich jetzt gleichwie der Anio im Tivoli an mächtigen Granitfelsen. Feldsteine, auf die einst unsere Väter Opfergaben für Kupalo und Lado*) niedergelegt, bilden jetzt stockhohe Triumphbogen, Pausylippische Labyrinthe und fingalische Grotten.

Der Mechaniker Metzel hatte diese Wunder mit den Millionen aus dem Schatze des Tulczyner Magnaten geschaffen. Jetzt spaziert er in der Uniform eines polnischen Artillerieofficiers seit Tagesanbruch zwischen den im Garten flink arbeitenden ukrainischen Bauern. Wie ein Impressario am Tage einer ersten Opernvorstellung wird er ungeduldig, treibt sich überall herum, berechnet den Beifall wie die Mißgunst des Publicums und harrt mit all der, dem Triumphe vorausgehenden Ungeduld der Ankunft der vornehmen Gäste. Alles ist in rühriger Bewegung. Die Alleen und Stege werden mit Kies und Sand bestreut, die Rasen gereinigt und begossen, die griechischen

---

schönen Griechin, die er auf ziemlich abenteuerliche Weise heirathete, nachdem seine erste Frau, die durch Malewski berühmt gewordene Marie Komorowska, wie es hieß im Auftrage des alten Potocki, ertränkt wurde. Anm. d. Uebers.

*) Kupalo war die Erntegöttin, Lado die Göttin der Schönheit und Liebe bei den alten Slaven. Kupalo wurde am 24. Juni, Lado vom 25. Mai bis 25. Juni mit Sang und Tanz gefeiert.
Anm d. Uebers.

Götter und Halbgötter, die bei all dem Leben der Natur, die sie umgibt, eiskalt wie der Marmor sind, aus dem sie geformt, werden fein säuberlich abgestäubt.

Aber von den hochgethürmten Felsen schäumt noch nicht der tosende Wasserfall. Thetis war noch nicht in ihre Meeresgrotte hinabgestiegen und der klare Spiegel des Bassins spritzte noch nicht in Bogenform seine in allen Farben spielenden Wasserstrahlen. Die Natur dieses Gartens schien nicht zu jeder Zeit ihre Schönheit zur Schau zu tragen, sie glich einer Buhlerin, die dem Rufe gehorsam lacht oder Thränen vergießt und mit ihren üppigen Reizen lockt, aber dann in der Einsamkeit im Grame, in melancholischer Erstarrung brütet. Die Sofijuwka ohne das Geräusch der Springbrunnen, ohne die funkensprühenden Wasserfälle, ohne Glashäuser, murmelnde Quellen, antwortgebende Echos in unterirdischen Grotten würde eher einer Gartengalerie gleichen. Sie bildet eine bunte Sammlung aller möglichen Objecte, Labyrinthe von Stegen, eine Unzahl von Höhlen, Grotten, Denkmälern, Kiosken und sonstigen Merkwürdigkeiten. Auf jedem Schritte begegnet man der Idee des Magnaten, durch den classischen Salonprunk die Natur zu verdunkeln, und welche Natur? Die ukrainische! mit ihren unabsehbaren Steppen, mit ihren durch Granitfelsen sich Bahn brechenden Strömen, mit ihren Kirchen, Kreuzen und Gräbern, die das Andenken der polnischen Helden der alten Zeit ins Gedächtniß rufen.

Gegen elf Uhr Vormittags, als der Garten geputzt und gesäubert in voller Pracht sich darstellte, wurde Metzel angezeigt, daß der Herr Graf Felix Potocki mit seinem ganzen Hofstaate den Palast verlassen hatte. In einer kurzen Weile langt er da an, um zum ersten Male in diesem Jahre diese irdischen Wunder zu schauen und sie einem seltenen Gaste in ihrer ganzen Fülle, mit all ihren Frühlingsreizen zu zeigen.

— Laßt die Fontaine springen! laßt den großen Wasser-

fall spielen! — rief Metzel aus, als commandirte er eine Batterie.

Im Momente wurden die im obern Teiche gesammelten Wasser losgelassen und sie stürzten mit unterirdischem Getöse, wohin sie die hydraulische Kunst geleitet, stürzten, um an den Felsen in Millionen Tropfen zu zerstäuben, feuchte Herbstnebel zu bilden, gen Himmel Wassersäulen zu spritzen, als Brillantregen zu sprühen und sich als klare Wasserfläche einem venetianischen Spiegel gleich zu ergießen.

Der Hofstaat des kleinen Tulczyner Königs bestand aus gar vielen Personen, die die Parkalleen füllten. Der Herr befand sich an der Spitze und an seiner Rechten die allerschönste Dame, die sich an seinen Arm hing. Ihm zur Linken ging ein grauköpfiger angesehener Herr und ihnen folgte ein Schwarm junger Damen, Muhmen, Basen, Vettern, Künstler, einige französische Intriguanten männlichen und weiblichen Geschlechts, Achselträger, die für den Namen und die Ehre ihres gräflichen Herrn immer den Säbel zu ziehen bereit waren, und anderes Gelichter, deren Dienste mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt waren, privilegirte Hofnarren, verdiente Hofleute und solche, die sich erst verdient machen sollten, endlich eine Masse Gäste, die die offene Tafel und die Ueppigkeit des Tulczyner Hofes anlockte.

Was nur Prunk und Luxus aufweisen kann, trat hier dem Auge entgegen, Straußfedern, Brabanter Spitzen, Kaschmirshawls, blendender Brillantschmuck, Perlen, Orden, kostbare Ringe. Die orientalische Phantasie der polnischen Magnaten ergötzte sich an derlei Dingen; mehr als einer rollte den Pfauenschweif seines Hofstaates auseinander, stolzirte hochmüthig in seiner Pracht einher, seine Gedanken hingen an diesem Flitter und glitten wie der Goldfaden am massiven Gürtel nur auf der Oberfläche hin, während sie vor der Tiefe zurückschreckten, der dunkle Abgrund würde ihm eine schlaflose Nacht bereitet haben.

Wie ist heute der Graf Felix so heiter! Wirf nur einen Blick auf seine Stirne! Diese tiefe einschneidende Furche, die sie fast in zwei spaltet, als ob hier der Nagel eines höllischen, das Gehirn bohrenden Gedankens eingeschlagen wäre, hat sich geglättet und selbst die hochmüthigen Lippen haben sich zu einem Lächeln zusammengezogen.

— Bravo Metzel! Bravo! — ruft Graf Felix aus — du hast noch einen Juwel den Kleinodien meines Hauses beigefügt, und klopft ihm freundschaftlich auf die Schulter.

— Das ist Frascati, Tivoli, Carskoe-Selo! — riefen die Damen aus, die sich gern in ausländischen Vergleichen ergehen.

— Das sind die Gärten Armida's! Das ist das wiedergewonnene Paradies! — rief der grauköpfige, angesehene Mann, der Chambellan und Hofdichter Trembecki aus und ein Schwarm von Musenverehrern wiederholte als Echo: „Die Gärten Armida's! Das wiedergewonnene Paradies!"

— Nein, meine Herren! — unterbrach sie der Hofpoet, sich selbst gleichsam des Irrthums zeihend — gar seicht sind unsere Anspielungen auf fremde Gottheiten. — Dann wendete er sich an die Dame am Arme des Grafen: Die Gottheit des Gartens weilt unter uns, warum sollten wir es nicht aussprechen: die schönste Sofijuwka der allerschönsten Sophie!

Die wunderschöne Dame berührte den Chambellan — den Dichter leicht mit dem Fächer, als wollte sie ihn zum Ritter des Liebeshofes schlagen und Graf Felix drückte ihm so fest die Hand, als wollte er ihn für ewig an die Schwelle seines Palastes schmieden.

— Trefflich! welcher Esprit! Der polnische Voltaire! applaudirten die schönen Precieuses.

— Chambellan! — flüsterte ihm einer der sich dort mästenden Schmeichler zu — jetzt wäre es an der Zeit ir-

gend einen Vers anzubringen, das käme dem Grafen gerade recht.

— Das große Werk unsterblich zu machen! fügte der zunächst stehende Höfling hinzu.

— Ein polnischer Delile werden! riefen die andern aus.

— Ein didaktischer Poet!

— Ich wäre für eine Idylle — bemerkte eine der sentimentalen Damen. — Die Scene wäre nach Arkadien zu verlegen, dann allegorische Schäfer, Medor und Angelika einzuführen, auf diesen Rasen und Felsenabhängen wie an den Bächlein Schäfchen, Ziegen weiden zu lassen . . . .

— Schäfchen, Ziegen! . . . Eine schöne Bescherung! Hier Schafe und Ziegen einzulassen, damit sie die jungen Reiser benagen, die so sorgfältig gepflegten Rasen verderben, da wären alle Kosten vergebens . . .

Die ganze Gesellschaft brach über die naiven Bemerkungen des alten Botanikers, — eines Höflings, dem die allegorische Idylle fremd war — in lautes Lachen aus, und alles scherzte und spottete über einen Menschen, der in seinem Leben nichts von der Reimkunst und ihren Abarten gelesen.

Trembecki war froh, daß die Unterhaltung eine Ableitung gefunden und man ihn nicht mehr um Verse behelligte. Er dachte schon daran irgend einen Vorwand zu finden, die Gesellschaft zu verlassen. Aber zu seiner unaussprechlichen Freude reichte ihm die von ihm zur Königin der Schönheit proclamirte Dame die Hand, sie, die Zauberin dieser Gärten, mit dem großen, einem lebendigen Quell gleichenden Augen, mit jener eigenthümlich anziehenden Farbe des Gesichts, das, als ob es von der Glut des Blutes verbrannt, die Tochter des Ostens kennzeichnet. In ihrer leichten Schäfertracht das Ideal eines Bildes von Teniers, die personificirte Unschuld des goldenen Zeitalters darstellend, hauchte sie ihm zu: „Wir haben den Grafen verloren, suchen wir ihn auf.“

Sie gingen Beide. Trembecki war gepudert, trug ein reich und bunt gesticktes Kleid nach französischem Schnitte, den Degen an der Seite und floß über von süßen Phrasen und Versailler Galanterie, die er in den glänzenden Salons der Madame Geoffrin sich angeeignet hatte. Er schien bei seinen mehr als siebzig Jahren an der Seite dieser reizenden Sirene sich geradezu verjüngt zu haben. Chevalier Lagarde de Meffence, der sich dieses Paar viele Jahre später mit seiner französischen Phantasie vorstellte, verglich es treffend mit Malvina, die den alten Ossian über die Felsen Erins geleitet! Ossian und Malvina! Trembecki und Sophie die Fanariotin! Der Barde der Donnerstagdiners Stanislaus Augusts, der Verse für die nordische Buhlerin, für die russischen Generäle, für alle möglichen Gelegenheiten bereit hatte — ein Ossian! — Sie, die mit Metzen Gold gekaufte Griechin, raubgierig wie ein Schakal, buhlsüchtig wie das achtzehnte Jahrhundert, eine Malvina! — Doch das Bild bietet noch eine andere Seite dar, den blinden und frechen Hochmuth, die kriechende Gemeinheit und den Landesverrath neben der Affectation für Kunst und Poesie, für den Ruhm und die Tugenden der Römer! Auf dem Vordergiebel seines Nestes ist mit goldenen Buchstaben eingegraben: „Möge es immer die Behausung der Freien und Tugendhaften sein". Welche Ironie, Herr Graf Felix Potocki! — Du standest da auf dem Gipfel dieser aufgethürmten Felsen, dieses Paradies lag ausgebreitet zu deinen Füßen und in deiner Hoffahrt dachtest du: „Alle diese Wunder habe ich geschaffen! Was Carskoe Selo, Versailles, Schönbrunn berühmt macht, findet sich vereint in der Sofijuwka! — Ueberliefern aber diese Bäume, diese Felsen, diese Wasserfälle den Namen ihres Schöpfers der Nachkommenschaft? O nein! Die Unsterblichkeit bedarf der Fittiche der Poesie! Der Ruhm des Gründers der Sofijuwka, des Beschützers der schönen Künste muß das Gerede des gemeinen Pöbels ersticken! .... Es koste

was es wolle, die Poesie muß mich unsterblich machen! . . .“

— Graf! Wir suchen dich. Man muß dem Chambellan alle Wunder unseres Gartens zeigen, und ihm das Pulawa des Fürsten Czartoryski, von dem er mit solcher Glut spricht, aus dem Kopfe schlagen.

— Das liegt nicht in unserer Macht, — erwiderte der Graf mit einem ironisch-demüthigen Lächeln — hier fließt nicht die patriotische Weichsel, hier haben wir keinen Tempel der Erinnerungen, der uns dem Urgroßmütterchen gleich von den Thaten der Ururahnen erzählte, die sich den Hals gebrochen für das schöne Wort Vaterland!

— Und doch findet sich hier alles — fiel der Chambellan ein — was uns die ganze Welt vergessen läßt; wir sind hier in den elysäischen Gefilden, ohne aus dem Lethestrom getrunken zu haben, Sophiens Schönheit verdrängt alle andern Schönheiten, der Geist, die Gastfreundschaft, die Macht des Hausherrn verdunkeln die Weisheit, die Freigebigkeit und den Prunk der Außenwelt.

— Gar zu schmeichelhaft, Chambellan.

— Könnten Sie mich der Unaufrichtigkeit zeihen, Graf?

— Das nicht! aber der Uebertreibung, die dem Schöngeiste und Dichter eigen.

— Wo die Beweise?

— Sie geben sie selbst. Befinden Sie sich in den elysäischen Gefilden, warum sehnen Sie sich in die Welt zurück? Warum weisen Sie die Ihnen angebotene Gastfreundschaft zurück? Entschuldigen Sie, Chambellan, ich würde Ihnen keinen Glauben schenken, wenn Sie nicht Dichter wären, da doch alle diese Landschaftsbilder, diese so kunstreich gepflegte Natur, dieses allegorische Heiligthum, dieser ganze Olymp — so wenig Reiz für Sie hat! Bedenken Sie! Es trägt ja schon Ruhm ein, nur nachzuerzählen, was schon an und für sich erhaben ist; wer weiß,

vielleicht ist Homer nur deshalb so berühmt, weil er Achilles besungen.

— Aber auch Homer muß zuweilen geschlummert haben — fügte Trembecki mit einem boshaften Lächeln hinzu, als wollte er sagen: „wenn kein Achilles zu besingen war"; als gewandter Höfling gab er dem Satze einen andern Sinn und fügte mit einem Seufzer hinzu: und ich bin eben schon ein schlummernder Homer!

— Wir wollen ihn erwecken! Die behagliche Opulenz meines Hofes werden dich den oft lästigen Prunk der fürstlichen Höfe vergessen lassen. Bleibe bei uns und nimm Theil an unsern Genüssen. Ich hieße nicht Felix, wenn ich nicht beglücken könnte!

— Ich finde keine Worte, Graf . . . Aber ich gedenke in Warschau meine Tage zu beschließen, die letzte Spanne Zeit meinen Landsleuten zu weihen, die Muttersprache weiter auszubilden, meine begonnenen historischen Arbeiten zu vollenden . . .

— Phantasien, nichts als Phantasien, Chambellan! Was haben Sie noch in Warschau zu schaffen? Es ist ein Schutthaufen und Sie, der Dichter der Salons, wollten Jeremiaden anstimmen? Warum dieses irdische Paradies verlassen, wo das Scepter unserer Semiramis sich in ein Füllhorn verwandelt? — Von einem andern würde es mich nicht Wunder nehmen, aber bei Ihnen, mein lieber Trembecki . . . .

Unstreitig verfehlte diese schlagende Ueberredung ihre Wirkung nicht auf unsern Dichter, den eingefleischten Höfling und Epikuräer. Aber erhebendere Gedanken, denen er den Lebensrest weihen wollte, der Wunsch fürs Gemeinwohl zu schaffen, ja selbst die Eigenliebe zogen ihn zu der Partei, die der Graf Felix mit so düstern Farben schilderte.

— Nein, nein, Herr Graf! Mögen die jungen Geister den Weg des Ruhmes wandeln und sich Ihrer Huld erfreuen! Mir, dem Greise ziemt's in einer Vorstadt der

Residenz zu nisten, ein patriarchalisches Stillleben zu führen und die jungen Sprößlinge mit den gesammelten Früchten zu betheilen, wie die Eiche, die ihre Krone schüttelt, damit um sie eine üppige Nachkommenschaft heranwachse!

— Träume! Du willst eine Leiche beleben! Ha! ha! ha! — Graf Felix brach in ein bemitleidendes Lachen aus. Es trat eine Pause ein. Der Eine dachte wie er den Dichter anlocken könnte, dieser suchte nach einer Ausflucht, um im Widerstande zu verharren, denn sein Gemüth zog ihn gar sehr zu den angebotenen Herrlichkeiten. Sie wandelten alle drei schweigend weiter und standen plötzlich, ohne daß es der zerstreute Trembecki bemerkte, am Eingange einer finstern Höhle; man hörte einen unterirdischen Strom rauschen, ein Boot stand bereit.

— Bestrafen wir den Chambellan, Sophie! — unterbrach Graf Felix die Stille. — Er will die Todten auferwecken, möge er nun selbst eingehen in Pluto's Reich. Charon, empfange dein Opfer!

Im Momente ergiff ein riesiger, breitschultriger, grauhärtiger Ruderer den Chambellan und trug den sich Sträubenden unter dem Gelächter der schönen Griechin und des Grafen ins Boot, das sofort vom Ufer stieß und in der Finsterniß des unterirdischen Canals verschwand.

— Erbarmen, Graf! — rief aus der Tiefe der schiffende Poet, dessen Stimme nur als dumpfes Echo hörbar war. — Erbarmen! Bedenkt, daß ich weder die Cither des Orpheus noch den Goldast Sibyllens habe.

— Deine Verse bieten dir Ersatz für beides! — riefen ihm die Gatten zu.

Der Poet verlor den letzten Lichtstrahl aus dem Auge und versank in Nachdenken, wozu ihn seine jetzige ungewisse Lage und der einförmige Ruderschlag besonders geeignet machten. Sein ganzes vergangenes Leben erhob sich vor ihm in der Dunkelheit wie eine Phantasmagorie, die mühseligen Jahre im Jesuitencollegium. die erste Liebe. die

ersten Verse zu Ehren der Geliebten, sein erster Eintritt in die Gemächer der Magnaten, seine Reisen, der Hof zu Versailles, Dubarry, Walter, Cagliostro, Casanova, hunderte von Intriguen, Duelle, pythagoräische Utopien, dann die Rückkehr ins Vaterland, der Hof des Königs Stanislaus, dessen Coulissenthron ein unterirdischer Sturm unter Schlangengezisch über den Haufen wirft und dann — dann hört er das Aechzen von Millionen, die Gräber kommen in Bewegung, es zerreißt der Vorhang . . . Wo befindet er sich? Theilt er als Dichter den Schmerz der Agonie? Entflammt er mit seinem Liede das erkaltende Herz? — O nein, der Kahn seines Lebens schaukelt auf ruhiger Welle, das stoische impavidum ferient ruinae ist der Wahlspruch seiner Fahne; ihm rieseln immer Bäche, ihn lächeln immer schöne, eifersüchtige Augen an, er schreibt Gelegenheitsgedichte auf Schooßhündchen und kleine Füße, er hat Degen und Pistolen als echter Ritter für jede beleidigte Schöne bereit; spielend, scherzend, hüpfend, erreicht er sein siebenzigstes Jahr.

— Wohin sind meine jungen Jahre? — ächzt Trembecki in schmerzhafter Rückerinnerung. — Wohin sind meine naiven, unschuldigen Gefühle? Alles habe ich dahin gegeben für ein einziges gnädiges Herrnlächeln. Genug damit, ich will eine unabhängige Mittelmäßigkeit, ein stilles in den Herzen von Millionen wiederhallendes Leben, deinem Luxus, deiner Huld, stolzer Graf, vorziehen, für die ich auf jeden Ruf den witzigen, gelehrten Schmeichler abgeben muß. O nein, du lockst mich mit nichts, mein Graf, ja selbst wenn deine Sophie . . .

Der Poet hätte noch lange diesen halbgesprochenen und halbgedachten Monolog fortgesetzt, wenn nicht ein ironisches aber zugleich herzliches Lachen, das an der Wölbung des Canals wiederhallte, ihn unterbrochen hätte. Trembecki hatte nicht im geringsten daran gedacht, daß er sich nicht allein im Boote befand.

— Was erscheint dir so lächerlich, mein lustiger Charon?

— Ha! ha! ha! Ich lache über jenen Bauer, dem der Satan brennendes Gold gezeigt und ihn dann im Sumpfe ertränkte . . .

— Was verstehst du darunter?

— Nichts oder etwas, was ich übrigens nur vermuthe.

— Du hast mich also behorcht?

— Sie sprachen es laut genug, und meine Erfahrung hat mir den Rest Ihres Geheimnisses entdeckt.

— Deine Erfahrung?

— So ist's; ich sehe, daß es Sie wo anders hinzieht, während der Graf die Angel nach Ihnen auswirft. O! wer die Schwelle des Herrnpalastes übertreten, wer aus seinem Glase getrunken, seine Hand berührt, vielleicht auch gedrückt, der ist ihm verfallen und muß ihm dienen, wie der Teufel dem Schwarzkünstler, und nicht ein Mal sieben Jahre.

Trembecki, der nie mit dem Volke verkehrt, erwartete nicht bei einem einfachen Ukrainer Kosaken so viele Lebensweisheit zu finden, und je mehr er darüber staunte, desto mehr wuchs seine Neugierde mehr zu erfahren.

— Sie müssen wissen — sagte Charon, sein Ruder an den Rand des Bootes lehnend — daß ich nicht immer den Garten vor muthwilligen Schülern zu behüten und Gäste durch diesen Canal zu schiffen hatte.

— Oho! — dachte Trembecki — jetzt kommt eine Erzählung im Genre der Geschichte der Königin Golkonda's.

— Einst war mein Roß das flüchtigste auf der Steppe, unter allen Burschen handhabte ich am geschicktesten den Säbel und meine Büchse traf am sichersten das Ziel. Längs den Ufern des Boh glaubte das Volk an mich wie an ein wunderthätiges Bild. Aber ich hörte auf die schlauen Einflüsterungen! Ich ließ mich in Unterhandlung ein mit dem Wojewoden von Kiew, er drückte mir die Hand, und statt des Schafpelzes legte ich einen mit rothem Atlas überzogenen Wolfspelz an; aber seitdem schlug ein Hasenherz un-

ter dem Wolfspelze, ich überredete die Kosaken . . . ich verrieth sie! . . .

Der Alte seufzte tief auf und begann so mächtig zu rudern, daß das Wasser bis über die Köpfe spritzte.

— Eine schreckliche Geschichte! — dachte Trembecki — du wolltest mir eine Lehre geben und hast mir Gift in die Seele gegossen, die sich höhern Träumen hingab. Du warst ein Mann des Volkes und hast es verkauft, verrathen und ich, von Kindheit auf von Herrnbrod genährt, möchte heute die Liebe des Volkes gewinnen, das Leben über das Grab hinaus verlängern, das Leben, das ich bisher in einem gar engen Kreise eingeschlossen, in den Antichambres verbracht habe.

So viele sophistische Gedanken quälten ihn, so viele entgegengesetzte Gefühle kämpften in ihm, daß er sich das Gesicht mit den Händen bedeckte ohne zu bemerken, wie das Boot aus dem unterirdischen Canale auf einen offenen, von den Sonnenstrahlen schimmernden See hinausschiffte. Versunken in seine schmerzhaften Träume erschien ihm das durch die Fingerspalten eindringende Licht als die Morgenröthe jener Aufklärung, mit der er seine Mitbrüder erleuchten wollte!

— Wir begrüßen den Chambellan bei seiner Rückkehr aus der andern Welt! — riefen hunderte von Stimmen. — Er lebe hoch! —

Dabei erschallte eine rauschende Musik. Der Chambellan sah sich wie durch Zaubermacht in die Gefilde der Seligen versetzt; voller Verwunderung ließ er das von der Sonne entwöhnte Auge im Kreise wandeln. Eine Unzahl Boote, eins das andere an Schönheit übertreffend schwimmt auf den süßen Gewässern. Frühlingslüfte spielen mit den vielfarbigen Bändern, blähen die Segel, verbreiten Wohlgerüche von den Kränzen des Gefolges Amphitritens, Tritonen blasen die Hörner, Najaden lassen Lieder erschallen. Eines der schönsten Schifflein, kunstvoll geschnitzt, blendend

von bunten Farben und gleißend von Gold, ähnlich dem venetianischen Bucentaur, nähert sich dem Boote unseres Charon.

— Der Chambellan lebe hoch! — riefen die schönen Damen, ihn mit ihren Fächern anwehend, — wir bewillkommen dich und laden dich in unser Boot.

— Wohl bekomme die Strafe! Denkst du auch hier zwischen den Gebenedeiten — fragte der Graf auf den ihn umringenden Damenkranz zeigend — an die andere Welt?

Die schönen Damen lächelten, die Musik rauschte, Lieder erklangen zu Ehren des Dichters. Sophie allein hatte mit einem leichten Anhauch von Sorge das schöne Haupt auf die Schulter des Grafen geneigt.

— Sophie! Sophie! begrüße den Chambellan, blicke heiter — sprach Graf Felix, ihre reizenden Augen küssend — woher dieses Wölkchen auf der Stirne?

— Ich las jetzt im Buche unserer traurigen Zukunft, ich fürchte . . . .

— Bei mir, bei all den Wonnen, bei dem Himmel, der sich dir zur Erden neigt, fürchtest du die Zukunft?

— Ich fürchte für unser ganzes Geschlecht, denn ich sehe wie unsere Gewalt immer schwächer wird — eine Frau muß jetzt bitten, während man früher ihre Gedanken errathen . . .

— Die Frau beherrscht jetzt die Seele und deren Eingebungen, während sie früher nur Fesseln anlegte — fiel Trembecki ein, der den Vorwurf Sophiens zu fühlen schien.

— Ich begreife nicht, um was es sich handelt! — rief Graf Felix aus. — Sophie! Es ist ein grausames Begehren einem Dichter Zwang aufzulegen . . . Weißt du es denn nicht, der Poet ist ein Ausnahmswesen, er gleicht uns weder im Körper noch im Geiste . . . sie leben Sylphiden gleich zwischen Himmel und Erden. Bei alledem, nicht wahr, Chambellan, Sie haben Pflichten, die so gebieterisch . . . so heilig . . .

— Nein, nein, Herr Graf! mein bisheriges Schwanken war nur Mißtrauen in die eigene Kraft; das bis jetzt brach liegende Feld der Poesie verhieß mir keine reichen Früchte; aber in diesem Augenblicke fühle ich eine solche Begeisterung, eine solche Flammenglut . . .

— Sophie! Sophie! nun so lächle ihm zu, reiche ihm die Hand zum Friedenskusse. So — so — ha! wie schmeckt Euch der Kuß, Pan Trembecki? Jetzt verjüngst du dich; schaut, er erröthet wie ein Student, ich liebe das, es ist die Naivität des Sehers, die Begeisterung . . .

Trembecki vergaß nun bei dieser wieder hergestellten Harmonie seine Reise, seine hohen Ziele, die Lehren des alten Charon, er dachte an nichts mehr . . . Es war ihm so wohl im Lebenselemente dieser funkelnden Augen, dieses huldreichen Lächelns, dieser kosenden Phrasen, dieser Gnadenbezeugungen, dieses Weihrauchs . . . Die Musik klang ihm so süß, diese ihm zu Ehren gesungene Hymne ist so einschmeichelnd, — alle Ueberraschungen sind für ihn — es ist der Triumph des Dichters!

Die den See durchschiffenden Kähne landen an einer Insel, die gleichsam ein schwimmender Blumenstrauß, in ihrem Schooße einen Schwarm vielfarbiger Schmetterlinge — mit bunten Bändern und Kränzen geschmückte Jungfrauen empfängt.

Sophie, gestützt auf den Arm des Chambellan (wieder Ossian und Malvina), durchschreitet eine Straße von Mädchen gebildet, die ihnen Lilien und Rosen unter die Füße streuen. Diese Straße führt zu einem von Gold und Seide blinkenden Zelte, das auf einer Wiese aufgeschlagen ist. In dem Zelte ist eine unter der Schwere der Silbergeräthe fast brechende Tafel für zweihundert Personen gedeckt. Auf jeder Torte, auf jeder Pyramide befand sich die Chiffre des Dichters! Mit jedem Kelche des schäumenden Champagners brachte man die Gesundheit des Dichters aus! Jeder Blick, jeder Händedruck der Herrschaften wünschte dem Dichter alles

Gedeihen! Die schallende Musik, die süße Hymne feierte den Ruhm des Dichters!

— Welcher Wahnsinn! — dachte der bezauberte Trembecki, als er mit derselben Gesellschaft wieder von der Insel abstieß — ich wollte im Alter Lorbeeren nachjagen, die ich hier in vollen Büscheln einheimse!

— Graf! Hier hat alles seine Bedeutung und seinen Namen, wie wird denn diese Insel genannt? Ich muß es meines Poemes wegen wissen, — fragte Trembecki im Augenblicke, als sie das Ufer betraten.

— Anti-Circe nannte ich sie, wegen ihrer besondern Eigenheit: jedes Thierchen, das hier heimisch wird, verbessert seine Race und wird fast menschenähnlich.

— Sie entzaubert also, was Circe in ein niedriges Geschöpf verwandelte?

— Nicht anders, dieses Wunder hat sich auch an dir, Chambellan, bewährt — fügte Graf Felix scherzend hinzu; — vor Kurzem warst du ein störrischer Stier, kaum hast du die Insel betreten, nahmst du die Gestalt des Phöbus an.

Trembecki konnte nicht anders als mit der übrigen Gesellschaft diesen Witz beklatschen und belachen, aber sein Lachen war voll bitterer Ironie.

— Bittet den Herrn Chambellan und sagt ihm, daß wir ihn seit einer Stunde alle mit Ungeduld erwarten.

Diesen Befehl gab der Herr Graf Felix seinem Hofmarschall in der übelsten Laune.

— Diese Poeten sind doch gar eigene Leute! Ewig lassen sie auf sich warten, ewig machen sie sich mit ihren Producten rar.

— Als ob sie von der herrschaftlichen Huld nicht im Voraus bezahlt wären, flüsterte einer der Ohrenbläser des Grafen.

— Die Nachmittagszeit ist die passendste zum Anhören von Versen. Der Leib ist mit der Verdauung beschäftigt und der zum Schlummer geneigte Geist versetzt uns leicht in das Reich der Träume. Trembecki verliert gar viel durch sein Zögern.

Die Unterhaltung wurde immer schwerfälliger, das lange Warten erzeugte Langeweile. Der Hausherr verlor den Kopf, aber der Mutterwitz Sophiens half auch hier aus der Verlegenheit.

— Es ist den Herrschaften bekannt, daß Trembecki in seinem Poeme die Sofijuwka beschreibt — der Himmel ist so heiter, die Luft so angenehm, daß es eine Sünde wäre, die Schilderung des Gartens nicht im Garten zu hören.

— Das Eine wird das Andere heben, bestätigte einer der Gäste.

— Und der Geist heitert sich dabei auf, fügte ein zweiter Gast hinzu.

— Wir bitten also, meine Herren und Damen — ladet den Chambellan in den Garten.

Paarweise, gravitätisch, prunkvoll begab sich alles durch die großen Glasthüren in den Park. Am Fuße eines Hügels, auf dem sich der prachtvolle Palast erhebt, bilden zwei zusammenfließende Ströme einen Seespiegel, der sich in einen Pappelhain verliert und von den üppigen Blumenparterres zweier zauberhaften Inseln beschattet ist. Schwäne segeln graziös auf den stillen Wässern wie Jungfrauengedanken, die vom Himmel träumen. Man denke sich dazu die sich schlängelnden mit weißem Sande bestreueten Fußpfade mit dem dunklen Hintergrunde der üppigen Rasenplätze, die über die Flüßchen geworfenen leichten Brückchen, die zierlichen Bänke im Schatten der Bäume und die ferne Aussicht auf einen zweiten Teich, an dessen Ufern sich die Häuschen der Tulczyner Vorstädte hinziehen — und man begreift die reizende Einfachheit dieses Gartens, den man so richtig Choroscho (Schön) benannt hat.

Die ganze Gesellschaft nahm auf kleinen Canapees Platz, die im Halbkreise im Schatten astreicher Linden- und Ahornbäume und in der Nähe einer aus einer steinernen Bildsäule fließenden Quelle aufgestellt waren. Es herrscht allgemeine Stille. Sind's Zuhörer oder Richter? Mehr als einer legt im Geiste schon seine Ansicht zurecht, hebt die Fehler hervor, kritisirt, überfließt in Lob und Beifall. Kömmt nun der Dichter und liest, was keinem der Kritikaster geträumt, wovon er nie die leiseste Idee gehabt, er wird doch an seinem im Voraus gefaßten Urtheile nicht ein Haar ändern.

— Da kommt Pan Trembecki! Willkommen! Willkommen! Alle begrüßten ihn.

Sein Aeußeres zeigt wie immer den in der Salonwelt lebenden Mann. Die Frisur ist sorgfältig gepudert, er trägt Spitzenjabot und Manschetten, Schnallenschuhe und Seidenstrümpfe. Alles an ihm offenbart, daß er trotz seines hohen Alters von der Versailler Etikette nicht ein Haar breit abgegangen ist. Eben so ist er in seinem lebhaften Charakter, in dem raschen Witze, in seinen geistreichen Reparties, wie in seiner Gefallsucht dem schönen Geschlechte gegenüber noch immer der frühere Trembecki.

— Bravo, bravo! ich sehe du kommst nicht mit leeren Händen! bewillkommte ihn Graf Felix, auf die Rolle in der Hand des Dichters zeigend.

— Ah que de delices! Das zuerst zu hören, was noch nirgends gedruckt gewesen — rief eine der literarischen Damen in Verzückung aus.

— Frische Verse — passez-moi cette expression — haben für mich den Geschmack einer noch dampfenden Speise.

— O gewiß! ich kenne nichts Langweiligeres als Verse, die jeder im Munde führt.

— Des platitudes, des bizarreries bürgern sich am ehesten unter dem Volke ein.

— Tant mieux, deshalb wird auch das Volk nie zur Macht gelangen.

— Messieurs et Dames! Horchen wir! horchen wir!

Trembecki hatte in der Mitte der Gesellschaft Platz genommen und zu lesen begonnen. Seine klangvolle Stimme hob jeden kernigen Vers hervor und mit all dem Bilderreichthume der Sprache aus den Zeiten Sigmunds schilderte er die üppige Ukraine, die Geschichte des Landes und den Wechsel der Herrschaft. Als er zu der Stelle kam, in der er die Familie Potocki hoch über alle stellte, deren Verdienste alle überrage — sprang Graf Felix auf, umarmte den Dichter und von den Wangen der Alten rinnen die Thränen der Rührung. Die Zuhörer sind in Ekstase — es herrscht eine feierliche Stille selbst in der Natur. Aber welcher Klang erschallt aus der Tiefe des Gartens?

„O, Potocki, Wojewodensohn!
Du verkaufteſt dich . . . .!
Wollteſt durchaus Polens König ſein;
Gingſt hin zur Czarin . . . .“

Es ist eine ukrainische Melodie, ukrainischer Dialekt, es ist ein Volkslied. Die Gäste hörten jedes Wort, sie blickten sich bedeutungsvoll an, ein verächtliches Lächeln umspielte ihre Lippen. Graf Felix erblaßte, seine Lippen bebten.

— He Lakaien! Wer erkühnt sich uns da zu stören, gewiß irgend ein betrunkener Bauer.

Die Lakaien waren gerade nicht zur Stelle, der Gesang war verstummt und Pan Trembecki declamirte seine Verse weiter. Er gab das Bild der Sofijuwka, er schilderte ihre Haine, Wässer, Felsen, Grotten, die Wunder ihrer Insel und alles war mit dem Lobe des Herrn und der schönen Herrin durchflochten. Der Dichter hatte die Zuhörer in ein solches Zauberland versetzt, daß sie jenes parodirenden

Volsliedes vergaßen. Graf Felix berauschte sich in Weihrauchsduft und hatte jedes unangenehme Gefühl aus seinem Herzen verbannt. Als endlich der Dichter sogar das Grab der Gründer verherrlichte und ihnen ein gar langes Leben wünschte, indem er den Baumeister aufforderte noch nach zwei Generationen nicht den Schlußstein zu legen, applaudirte die ganze Gesellschaft, die schöne Griechin lächelte ihn huldreich an, Graf Felix drückte ihn mit tausend Anerkennungsphrasen ans Herz.

— Göttlich! wundervoll! Welche Anmuth im Reime! welche erhabene Gedanken!

Wieder trat eine feierliche Stille ein, worauf der Schluß des Poems erfolgen sollte. Da erschallte wieder im nahen Gebüsche rein, klangvoll und im klagenden Tone:

„Es kommt schon deine Zeit, es kommt deine Stunde,
Gehst, Hundesohn, mit deinem Geschlecht zu Grunde."

Trembecki wollte das Lied mit seinen Reimen übertäuben, die Freunde des Grafen mit Husten und Niesen, aber wie zum Trotze herrschte eine Grabesstille. Die Gäste wurden verwirrt, erblaßten und errötheten, der Dichter zuckte zusammen und ließ das Manuscript fallen.

Irrsinn, Gewissensbisse, Wuth waren auf dem Gesichte des Führers der Targowiczer Conföderation zu lesen. Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf. Sophie fiel in Ohnmacht. Graf Felix bedeckte sich das Gesicht mit einem Tuche und kehrte eilig in den Palast zurück.

— Einen Arzt! einen Arzt! — rief man von einer Seite.

— Man durchwühle den Garten! — rief man von der andern Seite.

— Hat sich da ein Mörder versteckt?

— Es hat jemand ein Liedchen gepfiffen, das die Nerven des Grafen gereizt hat.

— Nichts weiter?

— Ist das nicht genug?

Die Dienerschaft warf sich haufenweise in die Gebüsche, ins Dickicht — und man fand nur einen kleinen Gärtnerjungen, der die Bäume umgrub.

— Hast du hier gesungen? schrie man ihm strenge zu.

— Jawol, um mich bei der Arbeit zu zerstreuen, erwiderte er gleichgiltig.

— Wer hat dir das Lied gelehrt? Von wem hast du es gehört?

— Von den Leuten.

— Welche Katastrophe! — flüsterten die Gäste unter einander.

— Gewiß jemand von der dem Grafen feindlichen Partei.

— Und dem Feinde des Volksruhms — rief ein Anhänger der Targowiczer Conföderation aus, die Hände ringend.

— Wehe uns! die Zeiten des Kosakenanführers Gonta kehren wieder, wenn ein solcher Wurm sich schon erkühnt nur im Gedanken sich gegen den Herrn zu erheben! — und er warf einen Blick der Verachtung auf den unglücklichen Knaben, der zitterte ohne zu wissen was er verbrochen.

— Was denken Sie davon, Chambellan? fragte Jemand, sich dem nachdenkenden und ganz veränderten greisen Dichter nähernd.

— Vox populi .... erwiderte er kühl.

Seit dieser Zeit erschien der Chambellan selten im Salon; Tage lang saß er in seinem Gemache in einem abgelegenen Flügel des Palastes; durch viele Tage machte er keine Toilette, vermied alle und spielte nur zeitweise mit seinem Diener eine Partie Schach. Seine liebste Gesellschaft war eine zahlreiche Collection von Sperlingen die er fütterte und pflegte. Dieser letzte Zug im Leben

des Poeten ist besonders charakteristisch. Er glaubte nämlich an die Seelenwanderung und suchte sich bei Zeiten Freunde unter den Sperlingen zu verschaffen. Auf der Neige seiner Tage verlor er das Gedächtniß in einem solchen Grade, daß seine eigenen Verse ihm fremd waren; — der vorzüglichste Grund dieser Gedächtnißschwäche soll nach der Behauptung Mancher eben jenes im Garten gehörte Volkslied gewesen sein.

Das Reh als Eheprocurator.

Unter einem der Sachsenkönige erfreute sich in Warschau eines nicht geringen Rufes ein junger lithauischer Schlachziz, Namens Gastold, ein Abkömmling des berühmten Geschlechtes der Gastolde, von dem die Wappenbücher und Chroniken gar viel erzählen. Von seinen Eltern hatte er in Lithauen bedeutende Güter geerbt, aber außerdem hatte ihn auch die Natur mit reichen Gaben beschenkt, die durch eine sorgfältige Erziehung noch eine höhere Ausbildung erhielten. Gastold galt demnach als vollendeter Cavalier, der sich jedem kühn zur Seite stellen konnte.

Wie das nun bei Leuten seines Alters und Standes der Fall zu sein pflegt, verliebte sich Ritter Gastold in eine gar vornehme Dame, Frau Katharina Mscislawska. Sie galt ihrer Zeit für eine der reizendsten und liebenswürdigsten Damen der Hauptstadt. Der junge Mann vernachlässigte kein Mittel beim Gegenstande seiner Flamme Gegenliebe zu erwecken. Feste, Serenaden, prachtvolle Jagden in künstlich gepflanzten Waldungen, verschwenderische Geschenke, mit einem Worte nichts blieb unversucht, womit gewöhnlich Frauenherzen gefesselt werden. Aber Frau Katharina war eben so strenge und tugendhaft, als sie anmuthig und anlockend war; sie nahm daher all dieses Festgepränge, das Hunderttausende verschlang, nicht nur gleichgiltig auf, sondern wies ihn auch schroff ab, so oft er seine Liebeserklärungen anbrachte.

Unser Ritter gehörte aber zu den Halsstarrigen, die sich nicht leicht abschrecken lassen, er setzte also seine kostspieli-

gen Ueberraschungen fort, gab Feste über Feste, bis er zu guterletzt sein ganzes Vermögen verschwendet hatte. Von all seinen beweglichen und unbeweglichen Gütern verblieben ihm nach geschlossenem Inventar Summa summarum: ein kleiner in einer sumpfigen Gegend gelegener Meierhof, der, wenn er einen Ertrag bringen sollte, noch manche Ausgabe erforderte, eine Koppel vorzüglicher Windhunde, ein altes Roß tscherkessischer Race, das selbst die Gläubiger verschmähten und ein Lieblingsreh, das er selbst auferzogen und für das verlorene Vermögen nicht hingegeben hätte. Wenn auch verliebt wie ein geiler Kater konnte er es nicht länger in der Hauptstadt aushalten, da der Glückswechsel ihm nur Geringschätzung eintrug. Er zog es daher vor sich im Dorfe zu begraben und die Zeit mit der Jagd todtzuschlagen, Zerstreuung darin zu finden, seinem Reh verschiedene Künststücke zu lehren, oder gar am Kaminfeuer von den dahingegangenen schönen Stunden seiner freilich fruchtlosen Liebschaft zu träumen.

Schon seit mehreren Monaten führte er diese für ihn ganz neue Lebensweise; eine magere Mittelmäßigkeit trat an die Stelle von Ueberfluß und Ueppigkeit, statt der Feste und sonstigen Zerstreuungen eine langweilige Einförmigkeit. Er ertrug aber alles mit reinem Gewissen und fügte sich in den Willen der Vorsehung. Da erfuhr er, durch bis zu ihm dringende Gerüchte, daß der Herr Castellan Miscislawski, der Gatte der Frau Katharina, plötzlich erkrankt und gestorben sei. In seinem in der letzten Todesstunde erlassenen Testamente hatte er seinen unmündigen Sohn zum Universalerben aller seiner Güter eingesetzt. Im Falle aber dieser Sohn ohne Nachkommenschaft sterbe, solle das gesammte Vermögen seiner Gattin zufallen, der er gar sehr zugeneigt gewesen. Die betrübte Wittwe verließ im Frühjahre die Hauptstadt und begab sich auf ihre Güter, die in der Nachbarschaft von Gastolds Meierhof lagen. Der Aufenthalt in Warschau rief ihr das traurige Absterben ihres

geliebten Gatten zu sehr in die Erinnerung. Auch hatte sie als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes die Verpflichtung die Oekonomieregister zu controliren und die Verwaltung der ihr anvertrauten Güter zu überwachen.

Der Castellanssohn machte gerne mit seinem Hofmeister kleine Ausflüge auf einem kleinen Pferdchen und traf bei dieser Gelegenheit einmal mit dem jagenden Gastold zusammen. Sie wurden mit einander näher bekannt, und der Knabe besuchte ihn dann öfters. Er fand ein besonderes Vergnügen daran mit seinen Windhunden, besonders aber mit dem abgerichteten Reh zu spielen, an dem er gar sehr Gefallen fand. Dieses Reh war in der That ein wahres Erzwunder. Es lief seinem Herrn wie ein Hündchen nach, apportirte was man nur hinwarf und was das Wunderbarste war, es jagte die Hasen zusammen mit den Windhunden. Der Castellanssohn konnte sich an diesem Wunderthiere nicht satt sehen, wagte aber nicht Gastold darum anzusprechen, da er wußte, daß es ihm um keine Schätze der Welt feil war. Als verhätscheltes Kind, dessen Launen sofort befriedigt wurden, nahm er sich die Unmöglichkeit dieses Reh zu besitzen so sehr zu Herzen, daß er vor Sehnsucht darnach erkrankte. Als die Mutter bei ihm nach der Ursache dieses heftigen Fieberanfalls forschte, gestand er nach langem Drängen: „Ach, Mamachen! wenn ich nur das Reh des Herrn Gastold hätte, ich wäre sofort gesund."

Dieses Geständniß brachte sie in große Verwirrung, denn sie wußte, wie sie sich Herrn Gastold gegenüber zu benehmen habe, um kein Mißverständniß herbeizuführen. Sie erinnerte sich gar wohl, wie der Ritter in Liebe zu ihr entbrannt gewesen, sich ruinirt und nun verarmt sei und wie sie immer seine Artigkeiten und seine Bewerbungen mit Widerwillen entgegengenommen habe.

— Könnte ich so unbescheiden sein — sagte sie zu sich selbst — ihn um dieses Thierchen, die einzige Zerstreuung in der Einsamkeit, den einzigen Trost, den alleinigen

Freund in der Armuth zu bitten? Schickt es sich jemanden, der mir alles geopfert, des letzten, seinem Herzen so theuern Gutes zu berauben?

Diese und ähnliche Gedanken setzten sie in Aufregung, obgleich sie, so gewiß wie Gott im Himmel, fest überzeugt war, es bedürfe nur eines Wörtchens von ihr und Gastold lege ihr sofort das Reh zu Füßen. Sie wußte nicht, wie sie es dem Sohne ausreden solle, und ging mit Stillschweigen darüber weg. Der arme Junge kränkelte aber fortwährend, verkümmerte, wollte nichts in den Mund nehmen und wiederholte nur immer: „Mamachen! verschaffe mir das Reh.“ Endlich gewann die mütterliche Liebe die Oberhand über alle Rücksichten und die Castellanin beschloß, es koste was es wolle, das Kind zu befriedigen. Sie versprach ihm daher ihm das Reh zu verschaffen und schmiedete Pläne, wie dem Herrn Gastold beizukommen sei.

— Kränke dich nur nicht, mein theueres Kind — redete sie dem Knaben zu — und trachte recht bald gesund zu werden. Ich verspreche dir morgen Früh unserm Nachbar einen Besuch abzustatten und dir das Reh selbst zu bringen.

Dieses Versprechen erfreute den Jungen so sehr, daß er an diesem Abend sich schon bedeutend besser zu befinden schien.

Am andern Morgen ließ die schöne Wittwe einen kleinen Wagen einspannen und fuhr in Gesellschaft einer Gesellschaftsdame, gleichsam eine Spazierfahrt machend, auf den Meierhof des Herrn Gastold. Durch einen besonders glücklichen Zufall begegnete sie ihm gerade bei der Einfahrt, die Flinte umgeworfen, auf der Rückkehr von der Jagd. Er befand sich in sehr übler Laune, weil er, wie die leere Jagdtasche zeigte, nichts erlegt hatte. Auf Befehl der Frau Castellanin hielt der Wagen an, sie grüßte ihn artig mit dem Fächer, der zugleich ihr Erröthen verbarg und redete den von dem unerwarteten Anblicke ganz verwirrten Ritter also an:

— Sie verzeihen mir wol, Herr Ritter, daß ich mir erlaube Sie in Ihrem Hause zu überfallen. Auf unsere alte Bekanntschaft bauend, hoffe ich, daß Sie es mir nicht für übel nehmen. Ich erinnerte mich, welche Verluste Sie erlitten, weil Sie von einer nicht zeitgerechten, unerlaubten Liebe zu mir entbrannt waren, und dachte darüber nach, wie ich in etwas wenigstens meine Dankbarkeit an den Tag legen könnte. Da ich andererseits weiß, daß Sie jede materielle Entschädigung zurückweisen würden, dachte ich, daß diejenige, die so lange bei Ihnen in so hoher Gunst gewesen — Ihnen auch jetzt kein unwillkommener Gast sein möchte und erlaube mir daher mich bei Ihnen, Herr Ritter, zu Tische zu laden.

Gastold wurde bei dieser Erklärung der Castellanin purpurroth und erwiderte mit einem artigen Gruße:

— Ich erinnere mich durchaus nicht, meine Gnädige, daß ich durch Ihre Schuld irgend welchen Verlust erlitten hätte. Ich habe im Gegentheile Ihnen, Frau Castellanin, große Vortheile zu verdanken, denn wenn ich irgend welchen Werth oder irgend welche Eigenschaften besitze, verdanke ich solche gewiß nur der glühenden Liebe, die ich für Sie, gnädige Frau, gefühlt und immerfort fühle. Die Huld aber, womit Sie mich heute beglücken, ist für mich theuerer als das kostbarste Kleinod und so erquickend für mein Herz, daß ich, wenn auch nun arm, diese Huld nicht für das Vermögen, das ich früher besessen habe, hingeben wollte.

Nachdem er diese schmeichelhafte Rede aber mit viel Gefühl und Schüchternheit gehalten, reichte er der Dame artig die Hand und hob sie aus dem Wagen, was er eben so freundlich mit der Gesellschafterin that, worauf sie alle drei, begleitet von einem ihnen vorausspringenden schönen Spürhunde in den Hof traten.

— Sie entschuldigen mich wol, Frau Castellanin, — sagte da Gastold — daß ich Sie nicht ins Haus lade, da dieser Söller eine freundlichere Aussicht bietet, als die lee-

ren Wände einer Junggesellenwohnung. Auch stehen mir jetzt nicht mehr so viele Diener zu Gebote, auf die ich mich verlassen könnte, ich muß also selbst die Beschließerin abgeben, und mich Ihrer mir sogar sehr angenehmen Gesellschaft entreißen.

Die Dame nahm diese schlichte Entschuldigung freundlichst an und beschwor den Ritter sich so wenig wie möglich zu bemühen, da ihr die gewöhnliche Hausmannskost am besten schmecken werde.

Gastold ließ daher die Gäste auf dem Söller und ging mit dem Gedanken beschäftigt, wie er diesen so werthen Gast bewirthen solle. Niemals vielleicht drückte ihn die Armuth so sehr nieder wie jetzt. — In der Speise- und Vorrathskammer fand er nur leere Fächer, in irgend einem Schranke eine Handvoll ordinären Mehls und etwas Haidengrütze. Wenn er wenigstens ein Haselhuhn oder eine Schnepfe geschossen hätte, würde man vielleicht das Mittagsessen zusammengeflickt haben, aber auch hier hatte ihn das Unglück verfolgt! Er dachte nach, ob ihm nicht einer der Nachbarn aushelfen könnte, aber er hatte keinen in der Nähe. Im Dorfe wohnte nur der immer betrunkene Pfaff, der Tag für Tag sich nur mit Zwiebeln und gefüllten Klößen fütterte, die ihm die Bauern als schuldigen Tribut brachten. Der Jude in der Schenke verkaufte nur nach Fusel riechenden Branntwein und saures Bier. Jetzt erst begann er sein Loos zu beweinen, rang verzweiflungsvoll die Hände und wollte aus Scham sich in den Wald flüchten, ohne der Castellanin mehr vor die Augen zu treten.

Indeß rückte die Mittagsstunde immer näher heran und es war ihm noch keine einzige mögliche Speise eingefallen. Er rief zuletzt seinen einzigen Diener, einen Mazur, zu Hilfe, der nicht auf den Kopf gefallen, die eine und die andere Schüssel concipirte, es fehlte aber noch gar viel, um eine leidliche Tafel herzustellen. Am meisten machte

ihnen der Braten Kopfzerbrechen — die letzte Ressource, die Henne, die einzige im ganzen Hühnerhofe, war schon für die Suppe zum Opfer gefallen. Gastold war außer sich, da fiel plötzlich sein Blick auf das zu seinen Füßen sich schmiegende Reh und es kam ihm der desperate Gedanke, seinen Liebling als Leckerbissen für die würdige Dame zu opfern. Obgleich ihm dieser Entschluß gar schwer fiel, da er sich des einzigen Freundes, der einzigen Zerstreuung beraubte, schnitt er doch ohne weiter darüber nachzudenken dem Reh selbst die Kehle durch, und hieß es zurichten und an den Bratspieß stecken. Nachdem nun auf diese Weise das Mittagsessen zur Noth zusammengeflickt war, kleidete er sich anständig und reinlich an und begab sich mit der heitersten Miene zu den Damen, um sie zu Tische zu bitten, im Voraus bemerkend, daß es knapp ausfallen werde, und sich mit dem russischen Sprüchworte entschuldigend: „Was man hat, das macht satt."

Nach dem Diner, das wenn auch gar bescheiden, aber Dank dem Kochgenie des Mazuren, recht schmackhaft war, versuchte es die Castellanin im Gespräche an den Gegenstand, der ihr am Herzen lag, nach Möglichkeit anzuknüpfen, ohne daß es ihr recht gelingen wollte. Endlich entschloß sie sich nicht länger um den Brei herumzugehen und begann ganz offen in gesetzter Rede Herrn Gastold den eigentlichen Zweck ihres Besuches auseinander zu setzen:

— Gewiß haben Sie, Herr Ritter, aus Ihrem Gedächtnisse noch nicht alle Opfer verwischt, die Sie mir gebracht. Eben so ist Ihnen sicherlich mein strenges Benehmen Ihnen gegenüber, das von Herzenshärte Zeugniß geben konnte, noch in lebhaftem Andenken. Ich zweifle demnach nicht, daß Sie mein Eigendünkel nicht wenig Wunder nehmen wird, wenn ich näher darauf eingehe, was mich eigentlich in Ihr Haus führt. Ich bin aber überzeugt, daß Sie meine Kühnheit entschuldigen würden, wenn Sie Vater wären und die Gewalt der elterlichen Liebe beurtheilen könnten. Doch

selbst als Junggeselle werden Sie es mir, der Mutter eines einzigen Kindes nicht für ungut nehmen, wenn ich Kraft meiner mütterlichen Liebe trotz dem Widersträuben der eigenen Vernunft und des eigenen Willens mich gezwungen sehe, Sie Herr Ritter um etwas zu bitten, von dem ich wol weiß, daß Sie es gar sehr lieben, daß es Ihr einziger Trost, Ihre einzige Zerstreuung nach dem Verluste Ihres Vermögens bildet. Mit einem Worte, ich komme zu Ihnen mit der Bitte, mir Ihr Reh für mein gefährlich krankes Kind abzutreten. Der Knabe sehnt sich und seufzt fort und fort nach diesem Thierchen. Ich fürchte daher, daß eine abschlägige Antwort seine Krankheit noch verschlimmere, ja vielleicht seinen Tod herbeiführe. Ich beschwöre Sie daher, hochgeschätzter Nachbar, nicht aus irgend welchen Rücksichten für mich, da ich gar keine verdient habe, sondern bei Ihrer mir wohlbekannten Herzensgüte und edelmüthigen Denkungsart, die sich zu jeder Zeit erprobt haben und Sie hoch über alle andern Ihnen ähnliche Männer stellen, bei alle dem beschwöre ich Sie, mir diese Bitte nicht zu verweigern. Sie bringen dadurch meinem Sohne Genesung, retten ihn vielleicht vom Tode und erwerben sich damit das unbegrenzteste Anrecht auf meine und meines Sohnes Dankbarkeit.

Leider konnte Pan Gastold den Wunsch der Castellanin nicht erfüllen, weil das Reh als Opfer der Gastfreundschaft gefallen war. Er erstarrte daher, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und begann jämmerlich zu schluchzen. Die Castellanin meinte, daß der Gedanke sich von seinem Lieblinge trennen zu müssen auf ihn einen solchen Eindruck gemacht habe. Sie wollte daher schon ihre Bitte widerrufen, als der Ritter, nachdem er sich die Augen getrocknet hatte, also zu sprechen begann:

— Gnädige Frau Castellanin! Vom Augenblicke an, daß ich für Sie in heißer Liebe entbrannte, überzeugte ich mich, daß mir das Glück in Allem unhold war, weshalb

ich auch öfters mein Schicksal beklagte. Aber alle mir zugestoßenen Unglücksfälle können sich nicht mit dem vergleichen, was mir heute zugestoßen und mir für immer meine Lebensruhe vergiftet. Ach! Gibt's noch einen empfindlichern Schlag, als der mich jetzt betroffen! Sie selbst, hochgeschätzte Dame, beehren mein armes Haus, Sie erzeugen mir die hohe Gnade, an mich die Bitte um einen so geringfügigen Gegenstand zu richten und ich bin außer Stande sie zu erfüllen! Grausames Loos! wann wirst du aufhören mich zu verfolgen? Ich habe geduldig alle Widerwärtigkeiten und Mißerfolge ertragen, aber dieser letzte Schlag gibt mir den Gnadenstoß. Ich bin außer Stande Ihnen das Reh zur Verfügung zu stellen. Wie Sie, hochgeehrte Frau Castellanen, mir erklärten, mein bescheidenes Mahl zu kosten, bedachte ich, gerührt von dieser großen Gunst, daß es eine Verletzung Ihrer hohen Person wäre, wenn ich Sie nicht mit dem Besten was ich besaß bewirthete. Zum Unglücke war im Hause nichts Ihrer Würdiges, da fiel mir das Reh ein und ich tödtete es, um Sie so viel als möglich würdig zu empfangen. Warum haben Sie nicht, meine Gnädige, gleich anfangs Ihren Wunsch offenbart und nicht jetzt, da es mir leider unmöglich ist Ihrem Willen zu entsprechen. Jetzt sehe ich es erst, daß sich das Schicksal verschworen, es mir unmöglich zu machen, Ihnen je gefällig zu sein.

Nach dieser wehmüthigen Rede befahl er seinem Diener, um die Castellanin noch mehr zu überzeugen, das frisch ausgespannte Fell des seligen Rehs vorzuzeigen.

Frau Mscislawska tadelte ihn gar sehr für dieses Verfahren und sprach mit scheinbarem Zorn:

— Schickte es sich für die Befriedigung eines momentanen Zungenkitzels ein so seltenes Thier zu tödten? Hätten wir ohne dieses Bratenstück nicht eben so gut unsern Hunger gestillt? Ach, Herr Ritter! Sie gehen in Allem

zum Aeußersten über; — Sie lieben bis zum Wahnsinne, ohne an sonst etwas zu denken; — wenn Sie jemanden bei sich empfangen, sind Sie bereit Ihr eigenes Blut zu vergießen! —

So sprach die Castellanin, aber im Stillen fühlte sie sich von diesem Opfer ungemein geschmeichelt, eben so von der Beständigkeit des Cavaliers, die auch im Glückswechsel sich nicht verändert hatte. Zuletzt reichte sie ihm die Hand und sagte ihm mit innerer Rührung, ja mit Thränen in den Augen:

— Mein Leben lang werde ich Ihres mir gebrachten Opfers gedenken, es macht mich zu Ihrer ewigen Schuldnerin, möge auch die Vorsehung über meinen Sohn was immer verhängen.

Da sie nun jede Hoffnung verloren, das dem Sohne gegebene Versprechen zu erfüllen, nahm sie Abschied von Gastold und kehrte nach Hause zurück, auf dem Wege überlegend, was sie dem Kinde zur Beschwichtigung seines Sehnens sagen solle. Sie fand ihn aber bei ihrer Ankunft in großer Fieberhitze. Die alle Tage heftigeren Anfälle bewirkten endlich den Tod des Kindes und es ist nicht bekannt, ob das fruchtlose Sehnen nach dem Reh oder eine angeborene Krankheit den frühen Tod herbeiführte.

Der Verlust des einzigen Sohnes berührte das Herz der Castellanin gar schmerzlich, und sie beweinte ihn lange. Als ihr Schmerz sich etwas milderte, drangen die Brüder ihres seligen Mannes in sie, jemanden mit ihrer Hand zu beglücken, um ihre jungen Jahre, da sie doch schön und reich sei, nicht ungenossen zu vergeuden. Sie hatte bis jetzt noch nicht daran gedacht, aber bei dem fortwährenden Drängen der Verwandten und Freunde und besonders bei den galanten Bewerbungen einiger Nachbarn, denen nach der Millionenmitgift gelüstete, stieg ein ganz anderer Gedanke in ihr auf. Sie erinnerte sich, daß Jemand existire,

der ihrer Hand am würdigsten sei, der durch eine so langjährige Beständigkeit, durch das Opfer seines Vermögens und sogar seines letzten Kleinods, des Rehs, ihre Gegenliebe sich wol verdient habe, um so mehr, als er nie gehofft, daß ihm dieses Glück je zu Theil werde. Darum gab sie eines Tages den sie drängenden Verwandten diesen Bescheid:

— Ich würde mein ganzes Leben in dem Wittwenstande verbleiben, wenn es euch genehm wäre; da ihr aber auf meiner Verheirathung beharrt, so erkläre ich hiermit, daß entweder Niemand, oder der Staroscic*) Gastold mein künftiger Gatte wird.

— Sie spotten wol unser, Frau Schwägerin! — riefen die Brüder ihres seligen Mannes aus. — Dieser Verschwender! dieser leichtsinnige Geck! der nichts als die nackten Wände einer Lehmhütte hat, der soll der Ehegatte der reichsten Frau in der Wojewodschaft werden? — Das ist ein Hauptspaß, den Sie sich mit ehrlichen Leuten machen!

— Ich spotte nicht, ich scherze nicht — erwiderte die Castellanin ruhig — es ist mein voller Ernst. Ich weiß es, daß Gastold verarmt ist, aber hundertmal eher will ich einen Mann, der mich liebt, wenn er auch unvermögend ist, als einen, der sich nur um das Vermögen bewirbt. Wer mir übrigens so viel geopfert wie er, und das ohne die geringste Hoffnung auf irgend welchen Lohn, der wird auch mein künftiges Glück begründen.

Die Herren Schwäger sahen, daß sie den einmal gefaßten Entschluß nicht wankend machen würden, und widersetzten sich nicht weiter, um so weniger als sie im Grunde den Geistesgaben wie dem edlen Herzen Gastolds mußten

---

*) Starostensohn. Anm. d. Uebers.

Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Hochzeit wurde daher mit großem Pompe gefeiert. Der junge Ehemann, durch die Erfahrung gewitzigt, lebte nun, da er sich wieder im Besitze eines unermeßlichen Vermögens sah, mit Berechnung. Sobald übrigens die Verhältnisse es erforderten und man sich freigebig, ja selbst prunkvoll zeigen mußte, sparte er weder Geld noch Mühe für private wie für öffentliche Intressen.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

	Seite
Alte Zeiten, alte Sitten	3
Die Müllerin	40
Heimatsklänge	69
Das Manuscript von Podhorce	91
Sträfling und Spion	110
Bernardin de St. Pierre in Polen	155
Der Hofpoet	175
Das Reh als Eheprocurator	197

Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Gesammelte dramatische Werke

von

Charlotte Birch-Pfeiffer.

1. Bd.: Herma. — Pfeffer-Rösel. — Rubens in Madrid.
2. Bd.: Die Marquise v. Villette. — Schloß Greiffenstein. — Der Pfarrherr.
3. Bd.: Der Goldbauer. — Nacht und Morgen. — Eine Frau aus der City.
4. Bd.: Fräulein Höckerchen. — Lady v. Worsley-Hall. — Elisabeth v. England.
5. Bd.: Eine Tochter des Südens. — Kaiser Karls Schwert. — Ein Sonderling und seine Familie.
6. Bd.: Eine deutsche Pariserin. — Die Rose von Avignon. — Iffland.
7. Bd.: Der Leiermann und sein Pflegekind. — Königin Bell. — Magdala.
8. Bd.: Eine Sylvesternacht. — Die Taube von Cerdrons. — Johannes Guttenberg.
9. Bd.: Die Walpurgisnacht. — Ulrich Zwingli's Tod. — Mutter und Tochter.
10. Bd.: In der Heimath. — Gasthaus-Abentheuer. — Junge Alte. — Ferdinand Avelli.
11. Bd.: Die Frau in Weiß. — Der Herr Studiosus. — Revanche. — Der Glöckner von Notre-Dame.
12. Bd.: Hinko. — Das Testament eines Sonderlings. — Simon.
13. Bd.: Die Ritter von Malta. — Wer ist sie? — Peter von Szápár.
14. Bd.: Der Cassationsrath. — Die Waise aus Lowood. — Graf von Falkenberg. — Waldemar's Traum.
15. Bd.: Die Grille. — Ein alter Musikant. — Alles für Andere. — Vatersorgen.

Preis jedes Bandes: 4 M.

Gesammelte Novellen und Erzählungen

von

Charlotte Birch-Pfeiffer.

1. Bd.: Anna Laminit. — Der Leiermann und sein Pflegekind. — Die Tänzerin.
2. Bd.: Künstlers Rache. — Der Holländische Kamin. — Der Rubin. — Aus dem Leben Katharinens II.
3. Bd.: Die Hand des Herrn. — Räthsel der Natur. — Der Creole.

Preis jedes Bandes: 4 M.

Geschichte der französischen Revolution
1789—1814

von **F. A. Mignet.**

Deutsch von **Dr. Friedrich Köhler.**

Mit 16 Illustrationen.

Elegant in Leinen mit Goldtitel gebunden 2 M.

Byron's sämmtliche Werke.
Frei übersetzt von **Adolf Seubert.**
3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleganten Leinenbänden 6 M.

Goethe's sämmtliche Werke in 45 Bänden.
Geheftet 11 M. — In 10 eleganten Leinenbänden 18 M.

Goethe's Werke. Auswahl.
16 Bände in 4 eleganten Leinenbänden 6 M.

Grabbe's sämmtliche Werke.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
2 Bände. Geheftet 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Hauff's sämmtliche Werke.
2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. — In 2 eleg. Ganzleinenbänden 3 M. 50 Pf.

Körner's sämmtliche Werke.
Geh ftet 1 M. — In elegantem Leinenband 1 M. 50 Pf.

Lessing's Werke in 6 Bänden.
Geheftet 3 M. — In 2 eleganten Ganzleinenbänden 4 M. 20 Pf.

Lessing's poetische und drammatische Werke.
Geheftet 1 M. — In elegantem Leinenband 1 M. 50 Pf.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution
1789—1814.
Deutsch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illustrationen von J. G. Flegel in Leipzig.
Elegant in Leinen mit Goldtitel gebunden 2 M.

Milton's poetische Werke.
Deutsch von **Adolf Böttger.**
Geheftet 1 M. 50 Pf. — In elegantem rothen Leinenband 2 M. 25 Pf.

Molière's sämmtliche Werke.
Herausgegeben von **E. Schröder.**
2 Bände. Geheftet 3 M. — In 2 eleganten Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden.
Geheftet 3 M. — In 3 Halbleinenbänden 4 M. 50 Pf. — In 4 eleg. Ganzleinenbänden 5 M. 40 Pf. — In 4 eleganten Halbfranzbänden 6 M.

Shakspere's sämmtliche dramatische Werke
in 3 Bänden.
Deutsch von **Schlegel, Benda und Voß.**
Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleganten Leinenbänden 6 M.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Siemieński, Lucjan,

Erzählungen von Lucian Siemieński

Leipzig [1877]
P.o.rel. 1254#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11360201-3